



Impressum:

skolast - zeitschrift der südtiroler hochschülerInnenenschaft, rivista dell'associazione studenti/esse universitari/e sudtirolesi - schiernstr.1, via sciliar 1 - 39100 bozen, bolzano - tel. 0471/974614, fax 0471/974948; verantwortlich im sinne des pressegesetzes, direttore responsabile: walther fill; redaktion, redazione: ute hözl, barbara rottensteiner; satz, layout: BZ1999, portivi 49 lauben - bozen, bolzano; druck, stampa: Arti Grafiche Tezzele, via nobel 6 nobelstraße, leifers-laives; gratisversand an mitglieder, spedizione gratuita per i soci; abbonement für nichtmitglieder, abbonamento per i non soci: lire 20.000; südtiroler sparkasse bozen, cassa risparmio agentur/agenzia 1, k/k - c/c: 114000 - als zahlungsgrund bitte "skolast" angeben, con la causale "skolast"; eintragung landesgericht bozen/ registrato presso il tribunale di bolzano: r.st.i/56, erlaß vom, in data 18.06.1956; die artikel geben die meinung der autorInnen wieder, gli articoli esprimono le opinioni degli autori e delle autrici; gedruckt auf chlorfrei gebleichtem umweltpapier, stampato su carta ecologica; finanziert von den italienischen StaatsbürgerInnen über das Amt der Hochschulfürsorge; finanziato dalle cittadine e i cittadini italiani tramite l'ufficio assistenza scolastica ed universitaria

Bildnachweis/Immagini:

- Copertina davanti: Georg Nagler
Copertina dietro: preso da "Storia d'Italia. Annali 2. L'immagine fotografica 1845-1945" di Carlo Bertelli e Giulio Bollati. Einaudi 1979
- 4 Christine Gross
 - 6 Blerim Kastrati
 - 7 F. Zohra
 - 8 Schlager. Das Große Schlager-Buch, München 1987
 - 9/10 Marco Bertoldi
 - 13/15 Algeria nel Cuore. Supplemeto a Notizie Verdi n. 11 del 14/6/97
 - 19 100 Jahre Frauenstudium, 1996, Edition Ebersbach
 - 21 Collage Ute + Barbara
 - 22 100 Jahre Frauenstudium, 1996, Edition Ebersbach
 - 24-27 100 Jahre Frauenstudium, 1996, Edition Ebersbach
 - 29 Ute Hözl
 - 31 Hernandez aus: Die Beute Nr. 1/95
 - 34 Sven Nykvist aus: Andrej Tarkovskij, Opfer, Filmbuch 1987
 - 39 preso da "Storia d'Italia. Annali 2. L'immagine fotografica 1845-1945" di Carlo Bertelli e Giulio Bollati. Einaudi 1979
 - 42 Schlager. Das Große Schlager-Buch, München 1987
 - 44-55 www.cybergirl.com/planet/comic
 - 57 Nirgends daheim. Vom Leben der Arbeiter und Arbeiterinnen in Südtirol 1991
 - 61 Hewlett and Martin's Tank Girl, 1991
 - 63/64 preso da "Storia d'Italia. Annali 2. L'immagine fotografica 1845-1945" di Carlo Bertelli e Giulio Bollati. Einaudi 1979
 - 66/68/69 Auf dem Wiener Flohmarkt gefunden
 - 71/72 preso da "Storia d'Italia. Annali 2. L'immagine fotografica 1845-1945" di Carlo Bertelli e Giulio Bollati. Einaudi 1979
 - 75/77 Sven Nykvist aus: Andrej Tarkovskij, Opfer, Filmbuch 1987
 - 79 Katja Eydel aus: Die Beute Nr.10 1996 leicht modifiziert
 - 81 Aus dem Internet gefischt
 - 82 Rusina aus Skolasi 1983
 - 87 Ute Hözl
 - 89 Nirgends daheim. Vom Leben der Arbeiter und Arbeiterinnen in Südtirol 1991
 - 91 Schlager. Das Große Schlager-Buch, München 1987
 - 93 unbekannt
 - 95 Benedikt Kofler
 - 98 Schlager. Das Große Schlager-Buch, München 1987
 - 99/101 Benedikt Kofler
 - 103 Aus dem Internet gefischt
 - 105 Zeitungsausschnitt, wahrscheinlich aus der "Wiener Zeitung"
 - 107 "Storia d'Italia. Annali 2. L'immagine fotografica 1845-1945" di Carlo Bertelli e Giulio Bollati. Einaudi 1979

4 Editorial/e

Donne in Algeria

- 8 Khalida Messaoudi
**Le parole possono uccidere.
 Forse un giorno anche gli uomini capiranno**

Donne all'università - Frauen an der Uni

- 18 Edith Saurer
Hundert Jahre Frauenstudium an der Universität Wien

- 22 Margharete Friedrich
**Vom Abbau des "Schutzzolls für männliche Geistesarbeit".
 Zur Geschichte von Mädchenbildung und Frauenstudium in Österreich**

- 31 Christina Thürmer-Rohr
Normale und nicht-normale Diskurse. Zur Lage der Universität

- 42 Monika Haselbacher
Frauenpower an der TU?!

- 44 Astrid Schwarz
Arbeiter/innentöchter an der Universität

- 56 Mira Vivarelli
Dopo l'autocoscienza, la carriera

- 62 Susanne Hahn
**"Der Physiologische Schwachsinn des Weibes."
 Ein Dauerbrenner der Hirnforschung**

- 66 Karin della Torre
**Die fehlende Hälfte des Bildes. Weiblicher Stil in der Wissenschaft: das
 Beispiel der Feministischen Sprachwissenschaft**

- 72 Carmen Unterholzner
**Drinnen- draußen und die Orte dazwischen oder:
 Was Differenzen ermöglichen und was sie verunmöglichen**

sommario

3

Universität/ Università BZ

- 80 **L'università critica**
- 82 Siegfried Stuffer
Die Situation in Südtirol
- 86 Massimo Egidi
La competizione virtuosa
- 90 Gernot Stimmer
Einige Anmerkungen zum Statut der "Freien Universität Bozen"
- 92 Alma Zanfrà
Università: A che gioco giochiamo?
- 95 Markus Mascelli und Ute Hölzl
L.U.I.S. – Libera Università in Südtirol
- 98 Markus Mascelli
Anyway. Ein Kommentar
- 99 Irene Senfter
Uni Bozen – naa bitt di gor schian!
- 101 Klaus Panchieri
Was ich noch sagen wollte

102 **Rezensionen/ Recensioni**

Wie jeder Skolast würde auch dieser wieder mit erheblicher Verspätung fertiggestellt, nicht zuletzt aufgrund einiger *Comma-breakdowns*, einmal abgesehen von den menschlichen Schwächen der beiden Redakteurinnen und dem unvorhergesehenen Artikel, der nie angekommen ist.

Weil man an den österreichischen Unis im Jahre 1997 "100 Frauen an der Uni" gefeiert hat, hat sich einige Frauen entschlossen, wiederum einen Frauenskolast herauszugeben, der eben dieses zum Thema haben sollte. Ursprung an planten war ein Vergleich zwischen Italien und Österreich bezüglich Frauen an der Universität und feministische Wissenschaft anzustellen. Irgendwie haben wir es jedoch nicht geschafft, Artikel zur Situation in Italien aufzubekommen, trotz der vielen Anrufe und Bitten quer durchs Land. Deshalb ist der Skolast etwas einseitig und einsprachig geworden. Aber Dr. Bruno Hosp wird das sicher freuen.

Ein zweites Thema, das sich während der Fertigstellung aufgedrängt hat, war natürlich die Universitätsgründung in Südtirol.

Abgesehen davon, daß bei der Gründung dieser "Universität" die allerorts präsenten Forderungen der Frauen bezüglich geschlechtergerechter Aufteilung der Posten an den Universitäten gar erst nicht berücksichtigt wurde, weil das hierzulande als "Disqualifizierung der Frauen" gehandhabt wird, könnte die Uni Bozen ein Bild davon abgeben, was speziell auf die feministische Wissenschaft auch in anderen Ländern zukommen könnte. In den Blickpunkt ist hier vor allem die zukünftige Rolle der Universität zu ziehen. So wie die Uni Bozen bereits bei ihrer Gründung ausschließlich als Berufsausbildungsinstitution konzipiert wurde (ja, wir wissen alle, daß die Studienpläne weltfremd sind und die Uniabsolventen keine Tau von ihrer zukünftigen Arbeit haben... aber das ist sowieso legal, weil es in Zukunft keine genauen Berufsbilder für AkademikerInnen mehr geben wird, aber auch das ist egal, weil wir in Zukunft sowieso nur mehr flexibel

sind...), überlegen sich auch andere Universitäten ihre Aufgaben neu zu definieren, und zwar in Richtung einer Lehranstalt. Diese Neugestaltung verläuft hauptsächlich über die wissenschaftliche Forschung innerhalb der Universität, wobei hier zwei Alternativen angeboten werden; Auslagerung oder Monetarisierung. Wie sich die feministische Wissenschaft, die hauptsächlich in den Sozial- und Geisteswissenschaften angesiedelt ist, über Wasser halten kann, ist fraglich.

Aber da es jetzt ja so viele Frauen gibt, die in der Wirtschaft ihre Karriere machen, schließen wir hoffnungsvoll mit einem Zitat von Virginia Woolf: "...Wenn sie nur ins Berufsleben eingetreten wäre; Kunstseidenfabrikantin oder Börsenmagnat geworden wäre; wenn sie Fernham zwei- oder dreitausend Pfund hinterlassen hätte, wir hätten heute hier bequem sitzen können und unser Gesprächsgegenstand wäre Archäologie, Botanik, Anthropologie, Physik, der Aufbau der Atome, Mathematik, Astronomie, Relativitätstheorie, Geographie gewesen. Wenn Mrs. Seton und ihre Mutter und ihre Großmutter die Kunst des Geldverdienens gelernt hätten und ihr Geld, wie ihre Väter und Großväter vor ihnen, für die Gründung von Lehrstühlen und Lektorenstellen und Preisen und Stipendien hinterlassen hätten, die dem Gebrauch durch ihr eigenes Geschlecht vorbehalten gewesen wären, dann hätten wir hier oben sehr angenehme Geflügel und eine Flasche Wein zum Abendessen verzehrt, wir hätten ohne übertriebene Zuversicht ein angenehmes und ehrenvolles Leben im Schutz eines der so großzügig gestifteten Berufe erwarten können. Wir hätten geforscht oder geschrieben; wären umhergeschweift zu den ehrwürdigen Stätten dieser Erde; wären sinnend auf den Stufen des Parthenon gesessen oder um zehn in ein Büro gegangen und um halb fünf gemütlich nach Hause gekommen, um ein paar Gedichte zu schreiben." (Auss. Ein Zimmer für sich allein, Fischer Taschenbuch Verlag, 1985, S. 26f).

Zum Schluß danken wir allen SchreiberInnen, die uns geholfen haben, diesen Skolast zu realisieren.

Ute+Barbara

editoriale

Come ogni Skolast, anche questo numero esce un po' in ritardo.

Visto che l'università austriaca ha celebrato nel 1997 "100 anni delle donne all'università", abbiamo deciso di dedicare a questo tema un numero monografico di Skolast.

All'inizio pensavamo di fare un paragone tra Austria ed Italia sui rapporti tra donne ed università e sulla ricerca scientifica femminista. Purtroppo non ci siamo riusciti, perché nonostante i molti contatti abbiamo ricevuto pochissimi articoli sulla situazione italiana. Per questo motivo la rivista è quasi tutta in tedesco. Una cosa che farà piacere almeno all'assessore Hospi! Un altro tema che non potevamo escludere era certamente quello dell'istituzione dell'università in Alto Adige.

A prescindere dalle scelte sull'istituzione della nuova università abbiamo dovuto constatare come tutte le richieste delle donne per una ripartizione equa del potere tra i sessi non siano state prese in considerazione, perché in Alto Adige è ormai nato per assurdo che questo tipo di rivendicazioni vengono interpretate come una "dequalificazione della donna", l'Università di Bolzano potrebbe essere un'anticipazione di come cambierà l'università in futuro.

Sin dall'inizio abbiamo capito che l'università di Bolzano è stata concepita come una specie di istituto di formazione, il perché è noto. Continuano a ripetercelo. (Certo, sappiamo anche noi che i piani di studio sono lontani dalla realtà e che chi si laurea non ha la più pallida idea del lavoro che andrà a fare. Ma non è altrettanto vero che la "superspecializzazione" è un rischio e che come flessibilità del lavoro richiede ai laureati di non avere un profilo professionale troppo definito e di sapersi adattare ai cambiamenti ed ai mutamenti del mercato?)

Anche altre università stanno pensando di ridefinire i loro compiti nella direzione della pura e semplice formazione. Questo cambiamento procede principia-

mente a discapito della ricerca all'interno dell'Università. Alla ricerca rimangono ormai solo due alternative: essere estromessa dall'università o diventare una ricerca subordinata al mercato. In questo contesto c'è da chiedersi come riuscirà a sopravvivere la ricerca scientifica femminista.

Come oggi ci sono "molte" donne che fanno carriera, chiudiamo piene di speranza con una citazione di Goethe: "...Wenn sie nun ins Berufleben eingetreten... Die Kunstseidenfabrikantin oder Börsenmagnatige... Entwäre, wenn sie Fernham zwei- oder dreitausend Meilen hinterlassen hätte, wir hätten heute hier bequem sitzen können und unser Gesprächsgegenstand wäre... Botanik, Anthropologie, Physik, der Aufbau der Sonne, Mathematik, Astronomie, Relativitätstheorie, Geographie gewesen. Wenn Mrs. Seton und ihre Mütter und ihre Großmütter die Kunst des Geldverdienens gelernt hätten und ihr Geld, wie ihre Väter und Großväter vor ihnen, für die Gründung von Lehrstühlen und Lektorenstellen und Preisen und Stipendien hinterlassen hätten, die dem Gebrauch durch ihr eigenes Geschlecht vorbehalten gewesen wären, dann hätten wir hier oben sehr angenehme Geflügel und eine Flasche Wein zum Abendessen verzehrt, wir hätten ohne übertriebene Zuversicht ein angenehmes und ehrenvolles Leben im Schutz eines der so großzügig gestifteten Berufe erwarten können. Wir hätten geforscht oder geschrieben; wären umher geschweift zu den ehrwürdigen Stätten dieser Dinge; wären sinnend auf den Stufen des Parthenon gesessen oder um zehn in ein Büro gegangen und am halb fünf gemütlich nach Hause gekommen, um ein paar Gedichte zu schreiben." (Aus: Ein Zitat aus dem 19ten. Fischer Taschenbuch Verlag 1987, S. 26f.)

Per di più ringraziamo tutte e tutti coloro che ci hanno aiutato a realizzare questo numero di Skolast.

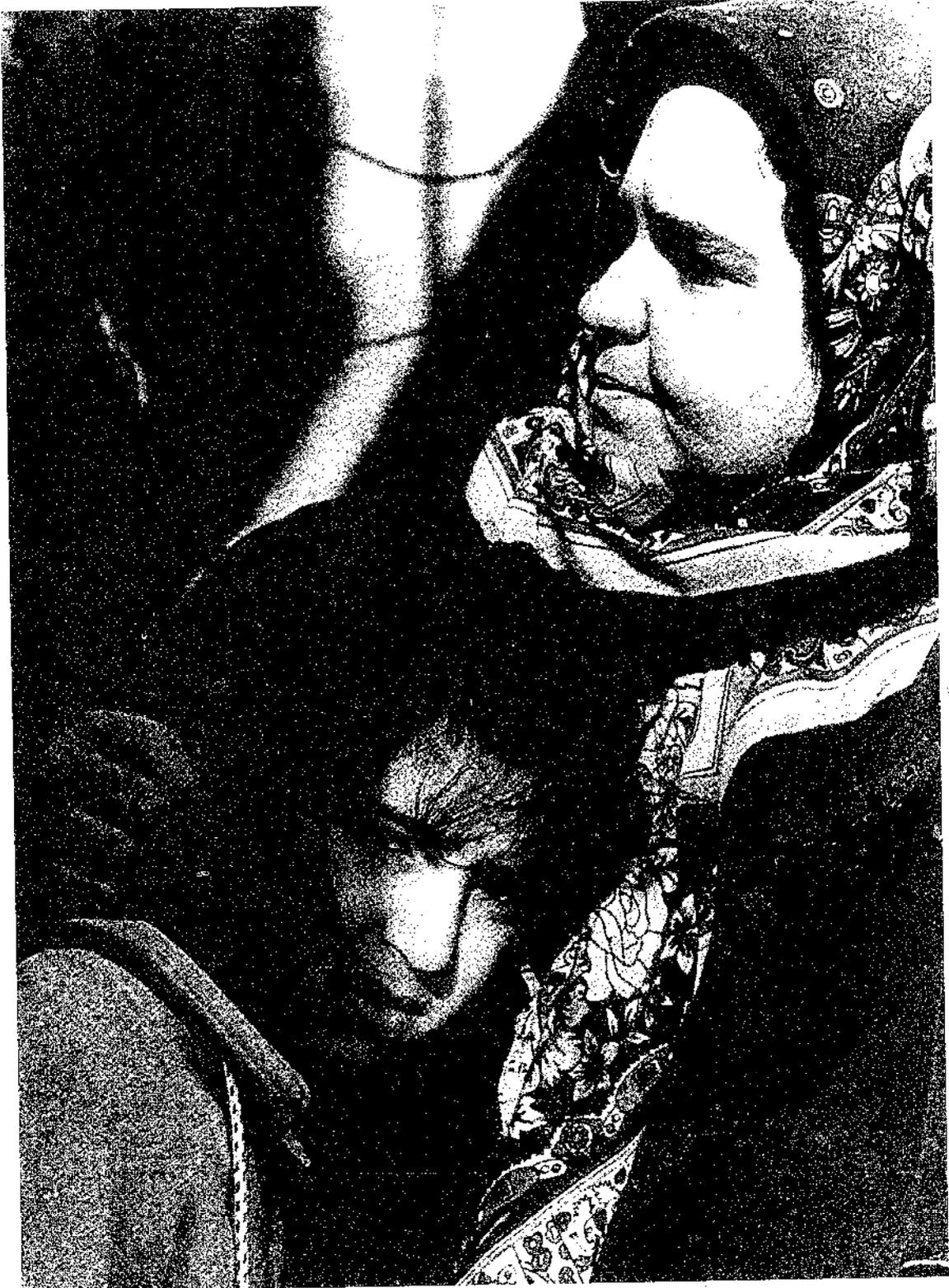
Ute + Barbara

6

Kosova



8. März 1998, Bozen. Demonstration der in Südtirol lebenden AlbanerInnen nach den Übergriffen des Militärs im Kosovo.



Algeria

Donne in Algeria

Le parole possono uccidere

Forse un giorno anche gli uomini riusciranno a capire

Discorso di Khalida Messaoudi in occasione dell'assegnazione del primo Premio internazionale Alexander Langer (Fiera delle Utopie Concrete, Città di Castello, Perugia, 19 ottobre 1997)

Signor sindaco di Città di Castello, signor sindaco di Tuzla, cari amici dell'associazione Pro Europa, cari amici qui presenti, italiani bosniaci e di altre nazionalità: un caro saluto a voi tutti. E permettetemi di salutare anche le mie sorelle e i miei fratelli algerini. Ringrazio infinitamente l'associazione Pro Europa¹ per avermi conferito il premio Alexander Langer, ringrazio il Comitato di garanzia² per aver accettato all'unanimità di conferirmelo e per aver affidato la laudatio al sindaco di Tuzla (Selim Beslagic, Ndr), perché come algerina e come erede della cultura del mio paese, ho un'immensa ammirazione per il sindaco di Tuzla: perché il sindaco di Tuzla, quando la Bosnia soffriva, non la ha abbandonata. E il suo esempio permette a me, ma anche a tutte le donne democratiche e a tutti gli uomini democratici nel mio paese: ci permette di andare avanti e di dirvi che abbiamo fagione, che non siamo dei folli e che se amare il proprio paese, amare il proprio popolo e volere la democrazia e la libertà per il proprio paese è una pazzia, allora sì, siamo pazzi, se essere pazzi significa essere come Selim allora sì, sono anch'io una pazza. Tengo a sottolineare la fortuna che mi è concessa di poter beneficiare del percorso e della lotta di Alexander Langer. Lo dico a nome mio e a nome di tutte le donne e di tutti gli uomini che

si battono nel mio paese per la libertà e per la democrazia, lo dico alla sua compagna, lo dico al suo popolo: grazie Alexander Langer di essere esistito, anche per noi algerini.

Tengo a dirvi la verità, perché nelle situazioni estreme come quella che vive il mio paese, la verità diventa la cosa più importante: la verità è che l'associazione Pro Europa e il Comitato di garanzia si assumono un rischio incredibile conferendo un premio a Khalida Messaoudi. Non parlo del rischio di morte, non parlo del rischio di essere imprigionati: ma c'è un altro rischio intorno all'Algeria, il rischio che si trova al cuore della guerra delle parole. Le parole portano una responsabilità, le parole possono uccidere, simbolicamente, ma possono uccidere. Quello che fa male a noi algerini, non è che non si parli di noi, no: ciò che ci fa male è essere disprezzati, e cos'è il disprezzo se non prendere un popolo e inventargli una realtà tramite le parole? Quando leggiamo sui giornali stranieri o guardiamo alle televisioni straniere degli schemi semplificatori applicati all'Algeria: è questo che ci fa male. E perché dico che l'associazione Pro Europa e il Comitato di garanzia si assumono un rischio? perché esiste uno schema, molto diffuso, che spiega che in Algeria da una parte c'è il potere militare e

¹ Fondata dallo stesso Langer con alcuni amici a Bolzano nel 1994. Indirizzo: Pro Europa "Ientius, profundis, suavius", Via Portici 49 Lauben, 39100 Bolzano/Bozen, tel/fax 0471-977691. e-mail: proeuropa@dnet.it

² Composto da: Peter Kammerer (Urbino, docente universitario, Presidente), Birgit Daiber (Berlino, ricercatrice, esperta di cooperazione), Lisa Foa (Roma, giornalista e saggista), Renzo Imbeni (Bologna, vice-presidente del Parlamento Europeo), Aldo Mazza (Merano, BZ, imprenditore di un'agenzia di formazione linguistica), Simonetta Nardin (Roma, giornalista), Torino Perna (Reggio Calabria, docente universitario e presidente dell'ong CRIC), Anna Segre (Torino, docente universitaria), Gianni Sofri (Bologna, saggista e docente universitario), Leopold Steurer (Merano, BZ, insegnante, storico), Gianni Tamino (Padova, deputato europeo), Massimo Tesei (Forlì, presidente della cooperativa "Una Città").



dall'altra ci sono gli islamisti: e il popolo algerino è da inserire o in una casella o nell'altra. Le persone come me, che non sono né integraliste né militari, ma che sono militanti della causa democratica, questo schema le ha condannato in una casella con un nome odioso: ci chiamano gli sradicatori. E quando, all'interno di questo schema, ci si pone la domanda "chi sono questi sradicatori?", la risposta è: ma sono degli agenti dei militari! Cari amici, questa semplificazione tramite le parole è una vera e propria guerra condotta con le parole. Non possiamo impedirle, ma ciò che possiamo fare - che io faccio e che mi impegno qui davanti a voi a fare - è di non permetterci mai e poi mai di semplificare la realtà di un altro popolo, mai e poi mai di affibbiare delle etichette a dei popoli. Potete indovinarlo da soli: l'Algeria è molto più ricca, molto più bella, molto meno triste di questo schema riduttivo, molto meno razzista di questo schema razzista.

Ho indossato oggi questo abito (un abito tradizionale cabilo, Ndr): non per esotismo, perché evidentemente non posso fare dell'esotismo su me stessa. E uno degli abiti femminili tradizionali algerini, uno fra i tanti: abbiamo almeno una trentina di costumi tradi-

zionali in Algeria. Ho portato questo perché è il meno complicato da trasportare, gli altri sono molto più belli, più ricchi, anche con tanti gioielli, questo viene dalla montagna, è il più povero dunque il più semplice. Ma ho tenuto a portarlo per dirvi: ecco gli abiti delle donne delle montagne del nostro paese. Vedete quanti colori? Per noi, questi sono i colori creati da Dio, i colori della natura e noi li indossiamo per festeggiare i colori e la bellezza. Nella tradizione algerina anche gli altri costumi sono ricchi di colori e non hanno niente a che vedere con l'uniforme integrista che vogliono imporci.

Forse vi ponete la domanda: "cosa sta succedendo in Algeria?". Cercherò di raccontarvelo, molto rapidamente. Il mio paese ha dovuto condurre una guerra di sette anni e mezzo contro il colonialismo francese per essere indipendente (1954-1962, Ndr). Questa guerra fu diretta da un partito, il Fronte di liberazione nazionale (FLN) e da un esercito popolare di liberazione nazionale (ALN). Fu una guerra durissima e al momento dell'indipendenza, nel 1962, il popolo algerino trovò del tutto normale che l'FLN e l'ALN, che lo avevano liberato, prendessero il potere. L'FLN, che durante la guerra diceva e scrive-

3

Ecco le cifre delle elezioni legislative del 26 dicembre 1991: numero degli elettori iscritti nelle liste 13.258.554 numero dei votanti 7.822.665 (pari al 59% degli aventi diritto al voto) numero degli astenuti 5.435.929 voti espressi 6.897.719 schede nulle 924.906

In questa prima tornata elettorale (le elezioni si svolgevano infatti con un sistema maggioritario uninominale a due turni, secondo la legge approvata il 10 aprile 1991) il Fis ottenne 3.260.222 voti, pari al 40,05% dei voti espressi e al 24,79% del totale degli elettori iscritti. Le elezioni furono bloccate dall'esercito, che costrinse il Presidente Chadli Bendjedid alle dimissioni l'11 gennaio 1992. Rispetto alle amministrative del giugno 1990, il Fis perdette 1.200.000 voti. Prima dello svolgimento della votazione di dicembre l'opposizione democratica aveva denunciato il mancato recapito di circa un milione di certificati elettorali da parte delle amministrazioni Fis e, al momento dello spoglio, numerose irregolarità nelle stesse circoscrizioni (es: morti che risultavano aver votato...).

4

Il 9 gennaio 1992 vi fu una grande manifestazione di donne ad Algeri contro il Fis, preceduta da un'altra manifestazione di 300.000 persone, che marciarono per le vie della capitale, il 2 gennaio, al grido di "Ni Iran ni Sudan, l'Algeria ai democratici" e dalla creazione, il 5 gennaio, del Comitato nazionale per la salvaguardia dell'Algeria (Cnsa), presieduto da Hafid Senhadri, poi assassinato nel marzo 1993. La sera del 2 gennaio 1991, inoltre, la popolarissima trasmissione radiofonica Show Dibat condotta da Malika Boussouf mandò in onda il dibattito Come salvare l'Algeria, animato dallo stesso Senhadri e altri membri del Cnsa -dibattito che costerà a Show Dibat la sospensione.

5

Documenti, testimonianze e reportages della stampa algerina sulle violenze, gli assassinii e le campagne intimidatorie del periodo 1989/90 sono riportati, ad esempio, nel bollettino Femmes contre l'oubli dell'associazione Rachda. A Vienna, nel giugno 1993, la stessa Khalida Messaoudi presentò, dinanzi al Tribunale

va che avrebbe costruito una democrazia, una repubblica democratica e sociale, ci ha imposto invece, per trent'anni, un regime di partito unico. Nell'ottobre 1988 ci furono delle insurrezioni della gioventù algerina e nel 1989 fu introdotta una nuova costituzione, che era ben lungi dall'essere democratica, ma che ammetteva il pluralismo politico. Questa costituzione permise a 63 partiti di esistere, e fra questi, un partito che diceva chiaramente nel suo programma di voler instaurare una repubblica islamica, un partito

che affermava che la democrazia è un'eresia, perché nella repubblica islamica il potere è di dio, mentre in democrazia il potere è del popolo. Questo partito (Fronte islamico di salvezza, Fis, Ndr) si presentò alle elezioni del dicembre 1991 e le vinse³. Ma questo partito non ha mai mentito: ha sempre detto che non può esserci democrazia in Algeria, ha sempre detto di voler imporre il cambiamento delle abitudini alimentari e di abbigliamento degli algerini. Il suo capo carismatico affermò, come a suo tempo Mussolini, che il posto naturale della donna è a casa. E uno dei membri del direttivo del Fis dichiarò pubblicamente, durante la campagna elettorale, che bisognava ripulire l'Algeria di almeno due milioni di persone perché fosse un paese "per bene". Io che sono qui oggi davanti a voi lo riconosco, non l'ho mai nascosto: con le donne democratiche allora manifestammo per le strade, organizzammo dei raduni per dire alla morte a livello dello stato, alla morte istituzionalizzata⁴. L'esercito interruppe poi le elezioni, ma lo fece per i propri interessi, perché il Fis lo minacciava nel potere. Noi donne democratiche chiedevamo l'interruzione delle elezioni non per i nostri interessi, ma per salvare, letteralmente, la vita dei democratici, delle donne democratiche e della democrazia: non è la stessa cosa. E, sia chiaro a tutti, il terrorismo non è nato con l'interruzione delle elezioni, no. E' nato ben prima, è la storia a dirlo: ci sono scritti, testimonianze, noi donne democratiche continuiamo instancabil-



mente a raccontare il terrore fisico esercitato dai gruppi del Fis contro le donne, contro gli artisti, contro i sindacalisti... prima delle elezioni del dicembre 1991⁵. Un esempio, giusto un esempio: cosa successe nel novembre 1991, un mese prima delle elezioni? Un gruppo islamico armato, il Mia, attaccò una caserma nel sud del paese e sgozzò e evirò quattordici militari di leva⁶. Vi porrete forse la domanda di come sia possibile che un partito che si presenta alle elezioni abbia al contempo un braccio armato: ma tutto questo è contenuto nel programma del Fis! Nel caso in cui il Fis avesse vinto le elezioni, come partito islamista avrebbe utilizzato ufficialmente una polizia speciale, el hisba, una sorta di polizia del buoncostume per controllare che la gente vivesse secondo il dogma islamista, come in Iran i pasdaran. Bisognava dunque crearlo e addestrarlo questo corpo speciale, che non poteva essere costituito da poliziotti della repubblica o da gendarmi, poiché si tratta di "poliziotti" particolari, che sanno reprimere ma che sono al contempo formati ideologicamente. All'epoca, all'interno dello stesso Fis c'erano delle dispute: c'era un gruppo dirigente che credeva nella repubblica islamica per via legale e un altro gruppo che invece sapeva molto bene che il popolo algerino non si sarebbe lasciato coinvolgere in questa avventura e che dunque occorreva imporre questo progetto con la violenza. A partire dal 1992, dall'interruzione delle elezioni, il terrore è stato sistematizzato, genera-

lizzato e sono sorti diversi gruppi armati: tanti, non uno. Oltre ai gruppi "storici", il Mia, Movimento islamico armato (il più vecchio, costituitosi nel 1989) e l'Ais, Esercito islamico di salvezza, il braccio armato ufficiale del Fis, ci sono: il Mei, Movimento per lo stato islamico, quello che "si occupa" anche di me⁷; il Lida, Lega per la djiad armata; il Gia, Gruppi islamici armati; e ci sono anche altri piccoli gruppi. E all'interno di ogni gruppo avete al kata'ib, ossia delle falangi e ciascuna falange ha il diritto di avere un capo spirituale. E allora c'è la falange verde, c'è la falange al bakuna al alhad, ossia i fedeli al giuramento, c'è katibat el mout, la falange della morte... Fra queste falangi, l'unica differenza è la quantità di morte prodotta: c'è chi è per tonnellate di morti e chi per della morte meno all'ingrosso. Ma sono tutti datori di morte. Vi dico questo per segnalarvi una cosa molto importante: non c'è un esercito islamista unito, con dei capi politici e militari, organizzato, con il quale si può discutere, no. L'obiettivo, quello sì, è per tutti uno solo: lo stato islamico, foss'anche con il terrore e la morte.

Di fronte a questa nebulosa islamista, cosa c'è in Algeria? c'è un potere, un regime, ma che - attenzione - non è Pinochet: il potere algerino è molto più complicato. Si tratta di un potere la cui colonna vertebrale è l'esercito, per le ragioni storiche di cui dicevo prima: l'esercito di oggi, infatti, è costruito sull'Aln della guerra. In Algeria ci sono sempre stati dei civili al servizio di questo esercito, dei civili che sono ancora oggi il paravento dell'esercito e che sono al potere: l'Fln è costituito di civili, l'Rnd⁸ è costituito di civili-civili che occupano le strutture dello stato, che tengono le redini dello stato e fanno parte dello stesso potere dell'esercito, lavorano per lo stesso potere. Qual è il progetto di società del potere? Non ve n'è alcuno, il potere non ha progetti di società, ha solo un obiettivo: restare al potere: perché c'è tanto denaro in Algeria, l'Algeria è un paese molto ricco, ha tanto petrolio, tantissimo gas⁹. Il programma dell'attuale potere è tutto qui, si riassume in: "voglio restare al potere". Di fronte agli islamisti, però, non c'è solo il potere: ci sono dei partiti democratici, delle associazioni democratiche della società civile, in particolare le associazioni dello

donne democratiche, che costituiscono un movimento molto rispettato e con un peso nella società. Ci sono i sindacati democratici, dei sindacalisti che si battono e che sono convinti che l'unico sistema che permette ai lavoratori di difendere i propri interessi è la democrazia. Ci sono delle associazioni straordinarie di giovani, che hanno anche loro capito che la soluzione non è dietro il muro di Schengen, ma in Algeria e che bisogna costruirla in Algeria. E c'è soprattutto il più grande bastione per la lotta democratica: la stampa indipendente. La stampa indipendente è oggi per noi la vera cittadella della lotta democratica. Cari amici, il movimento democratico in Algeria vuole costruire una democrazia, il suo obiettivo è la democrazia: esso è dunque, per definizione, contro gli interessi del potere. E contro uno stato islamico, perché uno stato islamico è uno stato teocratico e uno stato teocratico è innanzitutto una dittatura. Ma vi supplico: il fatto di non essere per uno stato islamico non significa essere d'accordo con i militari. Allo stesso tempo, che gli islamisti siano contro un potere corrotto e mafioso non basta a farne qualcosa di buono: è come in Cambogia: che Pol Pot fosse contro un potere corrotto nel 1975 non significava che Pol Pot fosse un bene. Gli islamisti in Algeria sono ciò che fu Pol Pot in Cambogia. Andrò in fretta, perché il tempo stringe e perché voglio semplicemente dirvi che la situazione è complessa. Vi porrete sicuramente anche la domanda: chi uccide oggi in Algeria? Parlo qui in particolare dei massacri dell'estate. Io sono deputata e sono stata eletta nella circoscrizione del dipartimento di Algeri, che è molto vasto. Con la mia carta di deputata posso andare ovunque sul territorio della mia circoscrizione, posso dunque andare a visitare anche i luoghi e le popolazioni dove si sono verificati i massacri. E' una testimonianza che vi porto in questo momento. Innanzitutto: tutti i massacri: di Raos, di Bentafha, di Bini Messous, de Zerrara, tutti nessuno escluso, sono stati rivendicati dall'emiro nazionale del Gia. E sono stati rivendicati non solo in Algeria, ma anche all'estero: a Londra ad esempio, dove, come forse sapete, gli islamisti hanno il loro più grande centro di comunicazione³. Poi bisogna che sappiate che quelli del Gia, nella zona in cui sono stati

l'opinione pubblica: l'assalto da parte di una milizia islamista di 13 persone, nella notte fra il 22 e il 23 giugno 1989, a Ouargla (850 km a sud di Algeri), alla casa di Saliha Mahdi, una giovane donna di 34 anni, abbandonata dal marito prima del divorzio, analfabeta e senza lavoro, che viveva con i suoi sette figli. La casa fu incendiata e nel rogo morì Ali, di tre anni, il figlio più piccolo. I 13 islamisti, tutti identificati, rivendicarono il crimine definendolo una legittima "opera di pulizia pubblica". Si veda anche l'intervento di Zineb Lawecij, Dalla parola al crimine, in La schiavitù del velo (a cura di Giuliana Sgrena), Manifestolibri, Roma, 1995

6

Successo a Guimar, nel sud-est algerino. I giovani militari assassinati furono ritrovati con il sesso tagliato e infilato in bocca.

7

La condanna a morte formale di Khalida Messaoudi, datata 12 giugno 1993, reca infatti il timbro del Mei, diretto da Saoud Makhloufi. Condanne a morte simili sono state comminate dagli islamisti anche ad altri esponenti della società civile algerina (come, ad esempio, alla giornalista Malika Boussouf, citata alla precedente nota 3) e non sono mai state smentite né ritirate da alcun dirigente islamista. Molte sono state eseguite, e regolarmente rivendicate. Una lista corredata di alcune informazioni biografiche di artisti, scrittori, ricercatori, scienziati e universitari assassinati in Algeria dal 1993 (Le voci mute) è pubblicata nel bollettino di informazione n.6, settembre 1995, del Comitato Italiano di Solidarietà con l'Algeria (Cultura, arte e scienza minacciate): il bollettino si può richiedere al CISA, c/o Lega per i diritti dei popoli, via Dogana Vecchia 5, 00186 Roma, tel/fax 06-6864640.

8

Rassemblement national démocratique, il partito fondato dal presidente Liamine Ziroual il 21 febbraio 1997, in vista delle legislative del 5 giugno 1997. In Algeria, Rnd è sinonimo di partito del potere.

9

I proventi dell'esportazione degli idrocarburi ammontano a circa 17 miliardi di dollari all'anno.

perpetrati i peggiori massacri, ossia la zona intorno ad Algeri, hanno ucciso la stessa popolazione che li aveva sostenuti, spesso le loro stesse famiglie. Perché? Innanzitutto perché la popolazione algerina è sempre più chiaramente anti-gruppi armati, perché è da cinque anni che soffre e sono i civili a soffrire. In secondo luogo perché la normalizzazione politica in corso in Algeria si sta facendo senza il Fis. Lo so che si tratta di una normalizzazione piena di difetti, con brogli elettorali grossolani e via dicendo, ma è comunque una normalizzazione, che si sta attuando con il consenso della classe politica legale: tutti i partiti vi partecipano, anche il mio (Rcd, Rassemblement pour la culture et la démocratie, Ndr), che non la considera certo soddisfacente, ma che vi partecipa perché è la sola soluzione¹¹. Quando dico classe politica legale, dovrete rendervi conto che ci sono dei partiti islamisti legali in Algeria, due per l'esattezza¹², che siedono entrambi in parlamento. Avete dunque una classe politica in cui c'è il partito del potere, ci sono i democratici e ci sono i partiti islamisti e che sta operando la normalizzazione senza il Fis e i suoi - e gli altri- gruppi armati. Al Fis, dopo le elezioni di giugno, rimaneva una sola carta da giocare, la carta internazionale: tentare cioè di "tomare" in Algeria, di riprendere un ruolo in Algeria tramite delle pressioni internazionali. Si è trattato di una strategia a doppia faccia, perché nello stesso tempo, a sostegno di questa manovra di rientro sulla scena politica, la dirigenza islamista ha tentato di "far giocare" all'interno del paese i gruppi armati: in modo da innescare, se la pressione internazionale non avesse funzionato, un processo di kabulizzazione di Algeri. Mi spiego: basta un semplice sguardo ad una carta geografica per notare che, come accennavo poc'anzi, tutti i massacri estivi sono stati perpetrati in prossimità di Algeri. Questo stesso territorio alle spalle della capitale è stato anche minato: ci sono centoventi chilometri quadrati di terreno minato: mine ed esplosivi sotto le case, sotto i giardini, sotto i terreni coltivabili. L'obiettivo era non solo quello di uccidere, ma di "fare il vuoto" intorno ad Algeri, spingendo le popolazioni verso la città: far riversare le popolazioni sulla capitale, che è già di per sé sovrappopolata, creare un clima generalizzato di terrore e puntare

ad una una presa del potere grazie ad una situazione di caos, esattamente come è successo a Kabul. C'è però una domanda da porsi, importante: come è possibile che dei massacri siano stati compiuti non lontano da caserme militari e che i militari non siano intervenuti o siano intervenuti troppo tardi? Io non sono un militare, non posso fornirvi che il risultato delle nostre analisi e delle nostre inchieste condotte ad Algeri - nostre nel senso di noi militanti dell'opposizione civile. In seno all'esercito algerino durante l'estate ci sono state grosse discussioni e dispute fra due gruppi, due tendenze. Intendiamoci bene su una cosa: io Khalida Messaoudi e il mio partito non conosciamo militari democratici, i militari del mondo intero sono innanzitutto militari: parlare di militari democratici è un controsenso logico, un'aberrazione nel senso matematico del termine. E, per favore, intendiamoci anche su un'altra cosa, per serietà: non credo proprio, e con me il mio partito, che i due gruppi all'interno dell'esercito si disputassero per essere o no d'accordo con Khalida Messaoudi o cose del genere. Nossignori: i militari sono tutti d'accordo sull'essenziale, ossia restare al potere: la sola cosa sulla quale non sono d'accordo è come restarci. Come restarci: su questo verteva il disaccordo dell'estate. E la disputa è iniziata nel mese di giugno, subito dopo le elezioni legislative¹³. Una tendenza sosteneva: per tenere sotto controllo il paese e risolvere la situazione, liberiamo i politici del Fis, associamo il Fis al potere e governiamo con loro. La seconda tendenza non ne voleva sapere di questo scenario: non perché è democratica, no, ma perché è traumatizzata dal precedente iraniano e si dice: "ma questi del Fis, se li facciamo uscire e li prendiamo al governo, vorranno la nostra pelle, soprattutto quella dei responsabili della repressione degli islamisti". Fatto sta che nel mese di luglio tutti i dirigenti politici del Fis sono stati liberati, tutti tranne uno, Aïd Benhadj, perché lui non ha voluto e ha affermato: "se sono liberato mi unisco alla guerriglia del Gia". Benhadj è il tipo del Fis che amo di più, perché almeno è estremamente chiaro nelle sue posizioni e non ha esitato ad affermare: "se mi liberate mi unisco al Gia e faccio la guerra santa contro di voi, contro i taghout (infedeli, Ndr), fino all'avvento

10

A Londra sono pubblicati alcuni bollettini del Gia, fra cui il bollettino settimanale Nour el hisbah (la luce del giorno) della fazione Al bakuna al alihad: un foglio di quattro pagine, distribuito anche, clandestinamente, in Algeria, che ha tutta una sezione con le rivendicazioni di atti terroristici ed esecuzioni. Il Gia ha anche aperto, sempre da Londra, un sito Internet.

11

Si veda in proposito la dichiarazione preliminare di Saoud Sadi, segretario generale dell'Rcd, alla conferenza stampa tenuta ad Algeri il 27 settembre 1997 e pubblicata nel dossier L'Algeria nel cuore n.2 (ottobre 1997) edito dalla cooperativa Una Città, piazza Dante Alighieri 21, 47100 Forlì, tel.0543-21422, fax 0543-30421, e-mail una.città@icot.it

12

Ennahda, Movimento della rinascita islamica, di Abdallah Djaballah e Hms, ex Hamas, di Mahfoud Nahnah, che è oggi al governo con sette ministri ed era al governo anche prima delle elezioni del giugno 1997. Mahafoud Nahnah è il vice-presidente dell'Internazionale dei Fratelli Musulmani.



della repubblica islamica". Gli altri sono tutti usciti di prigione, lui no, perché non ha voluto stare al gioco. Hanno dunque liberato i politici del Fis: era la prima tendenza che prendeva il sopravvento. Questa tendenza, che è molto ben rappresentata alla Presidenza, sapeva che in Algeria Abassi Madani (capo storico e fondatore del Fis, Ndr) non poteva tornare sulla scena politica così all'improvviso come se niente fosse, perché per la maggioranza degli algerini il primo responsabile della morte dei civili è il capo del Fis. per le famiglie vittime del terrorismo il responsabile morale e politico della morte dei loro cari è il capo del Fis: bisognava dunque preparare il suo ritorno. Con quale strategia? Mostrando al popolo algerino che fra i gruppi armati e all'interno del Fis c'erano i cattivi, quelli del Gia e quelli come Ali Benhadj, e c'erano i buoni, pronti a fare la pace, e che il più buono di tutti era Abassi Madani: pochi avrebbero chiesto ai gruppi armati di smettere di uccidere e allora gli avrebbero detto "ok ti perdoniamo, puoi tornare sulla scena". E così, quando il Gia uccideva non bisognava intervenire per dimostrare che Abassi Madani e i politici del Fis sono più buoni e gentili del Gia. Ma come al solito i politici del Fis si sono dimostrati dei pessimi politici: e Abassi Madani,

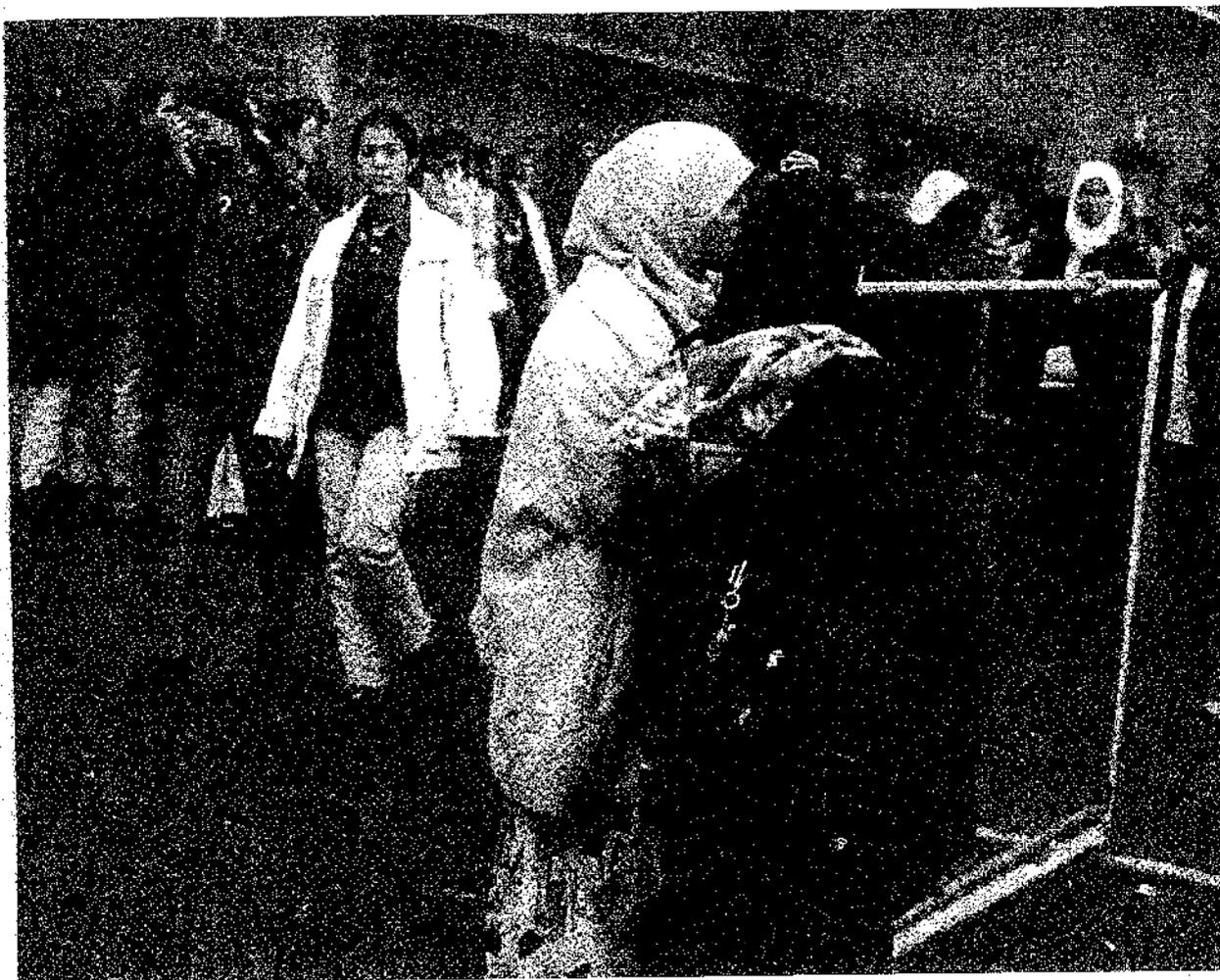
quando è uscito di prigione, invece di condannare la violenza, di lanciare un appello alla pace e alla tregua, ha cominciato a dire "ah, io non so chi è ad uccidere, chi è a morire...", e soprattutto ha commesso un errore monumentale: ha scritto la lettera al segretario generale delle Nazioni Unite (il 30 agosto, Ndr). Con questa iniziativa ha chiuso, addio patto con l'esercito, e all'interno dell'esercito il rapporto di forza è cambiato ed è stata la seconda tendenza a prevalere, a prendere in mano le redini della situazione. E da allora sono successe due cose importanti. Vado in fretta. In sintesi, questa seconda tendenza che riprende in mano la situazione, dice: "noi esercito stiamo negoziando con una parte dei gruppi armati del Fis dal 1995, da due anni, non vediamo perché non dovrebbero essere questi gruppi a fare un appello alla tregua, pochi sono loro i militari, invece di lasciar supplicare Abassi Madani; noi stiamo negoziando con l'Ais da due anni, l'Ais ora è d'accordo, ha deposto le armi da tempo: ebbene, chiederemo al capo dell'Ais di fare un appello alla tregua". E' esattamente quello che è successo. Prima cosa: il 28 settembre in apertura del telegiornale delle 20 noi algerini abbiamo ascoltato la presentatrice leggere il comunicato del capo dell'Ais che

13
 Alle legislative del 5 giugno scorso, nella circoscrizione di Algeri, l'Rcd ha ottenuto, stando ai risultati ufficiali, il 33% (ufficialmente secondo partito, ad esempio, alla Casbah). E' stato accreditato di un 10,5% a livello nazionale, con punte di oltre il 50% nella Cabilia centrale (circoscrizione di Tizi-Ouzou). Per riconoscimento unanime, partisti islamisti compresi (i relativi comunicati sono verificabili da chiunque) e con la sola esclusione del partito di presidente Zioual, l'Rcd ha subito gravi frodi elettorali, in particolare nella capitale, dove si profilava una sua vittoria clamorosa. In luglio, per decreto governativo, il dipartimento di Algeri è stato ampliato territorialmente (da 33 a 54 comuni) e trasformato in Governatorato della grande Algeri: il decreto stabilisce che il Governatore, cui spetta il potere decisionale, è nominato direttamente dalla Presidenza della Repubblica (è, cioè, un non eletto). Le frodi elettorali delle amministrative del 23 ottobre sono cronaca recente.

annunciava la tregua a partire dal 10 ottobre: un evento storico, qualcosa di impossibile fino al 28 settembre scorso. Dunque l'esercito ha ottenuto ufficialmente la tregua dell'Ais il 28 settembre, una settimana dopo ha ottenuto la tregua della Lida e la settimana ancora successiva, due giorni fa (il 17 ottobre. Ndr), la tregua del Fida, il gruppo specializzato nell'assassinio di giornalisti, di intellettuali, di personalità politiche. Seconda cosa: parallelamente a questo, i militari hanno occupato i luoghi dei massacri del Gia. L'esercito ha occupato il terreno e qualcosa di storico dall'indipendenza si è prodotto in Algeria: un generale ha convocato i giornalisti e ha parlato con loro. Ogni tre quattro giorni li convoca e mostra loro le operazioni, se vogliono andare sul terreno delle operazioni li conduce, ecc.: così, dal 28 settembre, noi algerini ogni tre quattro giorni apriamo il giornale per leggere il feuilleton del generale Foudil (è anche la prima volta che conosciamo, ufficialmente, il nome di un generale) e leggiamo: "ecco, oggi l'esercito ha sminato 20 chilometri quadrati di territorio, oggi l'esercito ha fatto questo e quello..." E ci passano anche le operazioni in diretta televisiva: quello che trovano, le interviste dei terroristi catturati vivi, le testimonianze delle donne terroriste - perché ora sappiamo che ci sono delle donne terroriste... E' la prima volta nella nostra vita che questo succede.

E noi civili, noi democratici? Dal 1994 - ripeto ed insisto: dal 1994 - chiamiamo la popolazione all'autodifesa, perché quando si è attaccati l'autodifesa è un diritto e un dovere. Al contempo le associazioni della società civile cercano di aiutare le famiglie vittime del terrorismo e soprattutto i bambini, perché i bambini sono delle vittime molto speciali. Quanto alle donne vittime del terrorismo, ci sono solo le associazioni delle donne che cercano di aiutarle. Vi cito un esempio recentissimo: lo scorso venerdì, il 17 ottobre, si è tenuto un importante colloquio ad Algeri, organizzato dalla moglie di un grande professore di pediatria assassinato dal Fida, la signora Belkhenchir. Tema del colloquio, cui hanno partecipato specialisti, genitori, bambini, era come farsi carico dei bambini: sia i bambini vittime del terrorismo, ossia che hanno perso la famiglia e/o che hanno essi stesso subito violenze e

soprusi, sia i bambini degli stessi terroristi. Per cominciare a riflettere, perché non si sa come fare affinché questi bambini possano continuare a vivere insieme - poiché sono degli stessi quartieri, si conoscono, sanno quello che è successo: cosa e come fare per rimmetterli gli uni con gli altri, per ricostruirli, perché più tardi non rifacciano quello che la nostra generazione è stata incapace di evitare. Sul versante dell'azione politica, il partito al quale appartengo ha chiesto con una lettera ufficiale al Presidente dell'Assemblea nazionale che questo convochi il capo del governo e il ministro della difesa perché vengano a spiegarci ufficialmente come si possono lasciare dei civili morire senza che l'esercito intervenga: poiché è necessario che una spiegazione ufficiale venga fornita. Il nostro obiettivo è costituire un gruppo di parlamentari autonomi, dei parlamentari che rappresentino tutte le tendenze politiche ma che siano autonomi dall'esecutivo e che possano indagare per accertare la verità sui massacri che sono stati perpetrati soprattutto in estate. D'altro canto, parteciperemo alle elezioni amministrative di giovedì prossimo (23 ottobre, ndr), perché pur sapendo che ci saranno brogli, consideriamo che sta agli algerini, con tutte le difficoltà che questo comporta, costruire il loro avvenire democratico. Noi non crediamo ai decreti e alle ingiunzioni: che vengano da un'autorità nazionale o da una capitale ideale d'oriente o d'occidente. Noi siamo contrari ad una conferenza internazionale sull'Algeria e vi dirò perché. Ponete la domanda a qualsiasi giurista del mondo: l'obiettivo di una conferenza internazionale sull'Algeria è innanzitutto quello di riunire i belligeranti. I belligeranti in Algeria, riconosciuti come tali dalla comunità internazionale, sono coloro che sono armati. Ora, chi è armato in Algeria? C'è lo stato, il potere, e ci sono i gruppi armati islamisti. Questo significa che questa conferenza internazionale conferirebbe lo status di belligerante al Gia sgozzatore di bambini e sventratore di donne, uno status che significa innanzitutto dei diritti in sede negoziale. Questo, se non l'avete voluto per i serbi che hanno massacrato i bosniaci, non potete pretendere lo per l'Algeria; se avete accettato di costituire un tribunale internazionale per giudicare i crimini contro l'umanità in



Bosnia, ebbene dovrete tenere, non foss'altro che per coerenza, lo stesso atteggiamento nei confronti di quello che succede in Algeria. C'è una parte di democratici algerini di cui parlo con tutta la fraternità necessaria, perché rifiuto l'odio - l'odio uccide e cerco di fare di tutto affinché non mi abiti mai: parlo dei compagni del Ffs¹⁴. L'Ffs crede che una conferenza internazionale permetterà ai democratici di parteciparvi e di avere uno status e dunque di negoziare con il potere algerino. Per l'Ffs una conferenza internazionale sarebbe un modo di imporre dei negoziati al potere algerino e lo stesso Ffs pensa che il Fis esigerà che i democratici siano presenti. Noi pensiamo che questo è un errore. Perché? Per due motivi: innanzitutto il Fis ha dimostrato di aver negoziato direttamente con i militari senza nessun'altro: mentre Anwar Haddam, che è membro del Gia - lo ha detto lui stesso - e ha rivendicato pubblicamente degli assassini, firmava gli accordi di Sant'Egidio a Roma¹⁵, il Fis ad Algeri stava negoziando direttamente con i militari e oggi la storia lo dimostra. In secondo luogo, non bisogna mai dimen-

ticare la natura politica e ideologica e l'obiettivo del Fis. Il suo obiettivo è lo stato islamico e la sua natura è una natura totalitaria: l'Ffs è democratico, il Fis non lavorerà mai per un partito democratico.

Terminerò dicendo che la soluzione esiste, ed è in Algeria: verrà con l'unione di tutti i democratici algerini per imporsi, come forza ineludibile, sia al potere che agli islamisti. E' la sola soluzione, non ve ne sono altre: unire i democratici, costruire un fronte democratico e porsi a livello sociale e politico come forza ineludibile. E questo solo gli algerini possono farlo: ma evidentemente vi saremo molto grati per il vostro aiuto in questo senso, se inviterete tutti i partiti democratici ad unirsi, invece di cercare di prendere partito nelle loro dispute interne. Il miglior aiuto che potete darci è prendere l'Rcd, l'Ffs, Ettahadi (movimento che ha raccolto l'eredità del Partito dell'avanguardia socialista, sciolto nel 1992, Ndr), l'Anr (Alliance nationale republicaine, Ndr)... tutti i partiti democratici algerini e ripetere sempre "unitevi, perché è la sola soluzione". Vo-

14
Fronte delle forze socialiste di Hocine Aot Ahmed.

15
Riferimento al cosiddetto Contratto di Roma, firmato il 13 gennaio 1995, sotto gli auspici della Comunità di Sant'Egidio e grazie ad un finanziamento dell'Unione Europea, dal Fis (Rabah Kebir e Anwar Haddam) e da alcuni partiti algerini favorevoli ad un accordo con esso: Fln, ex partito unico (Abdelhamid Mehri), Ffs (Hocine Aot Ahmed), Ennahda (Abdallah Djaballah), Mda-Movimento per la democrazia in Algeria (Ahmed Ben Bella), Partito dei Lavoratori (Louiza Hanoune), Jazaor musulmana e contemporanea (Ahmed Ben Mohammed), Lega algerina di difesa dei diritti dell'uomo (Abdenour Ali Yahia). Nel suo articolo 6 il contratto menziona esplicitamente la supremazia della "legge legittima", tradotta con *charia* nel testo in arabo, non a caso il solo sottoscritto dai rappresentanti del Fis. L'iniziativa fu duramente

criticata dalla Chiesa cattolica d'Algeria, in particolare da monsignor Pierre Claverie, vescovo di Orano, successivamente ucciso in un attentato, nell'agosto 1996. Uno dei firmatari del Fis, Anwar Haddam, allora portavoce del partito a Washington, aveva già rivendicato, fra gli altri, l'assassinio di Tahar Djacut, primo degli oltre 80 giornalisti e addetti alla stampa uccisi in Algeria dal 1993; due settimane dopo l'incontro di Roma, lo stesso Haddam rivendica l'attentato di Boulevard Amirouche ad Algeri che aveva provocato 42 morti e quasi 300 feriti.

Le condanne a morte comminate dai Fis ad esponenti della società civile algerina non furono né contestate né prese in considerazione.

16
Campagna "Un milione di firme per i diritti delle donne nella famiglia". Il testo della petizione e altre informazioni su questa iniziativa sono pubblicate nei dossier L'Algeria nel cuore (ref. nota n. 12). Per informazioni sul movimento delle donne democratiche algerine e sulla storia recente dell'Algeria si veda: Kahina contro i califfi. Islamismo e democrazia in Algeria, di Giuliana Sgrena, DataneWS, Roma, 1997. Lit. 18000

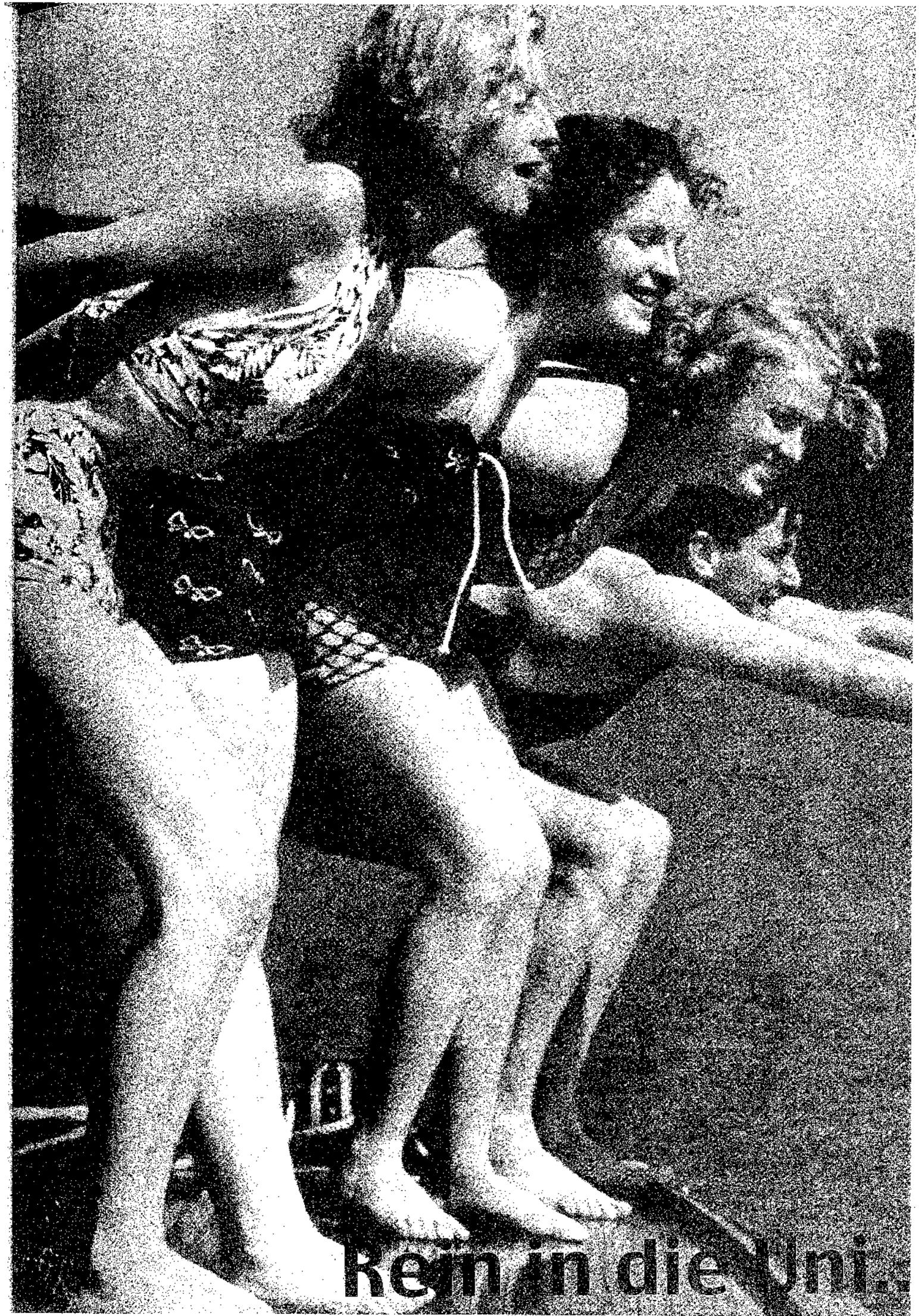
17
Riferimento all'articolo pubblicato sul settimanale Panorama (rubrica Dopo Tutto) del 25 settembre 1997 e in particolare al trafiletto Piccola Posta del quotidiano Il Foglio del 28 settembre che inizia con due domande: "Quante sono le persone dotate di autorità pubblica, nella politica, o nell'opinione, che sono andate in Algeria a cercare di capire di più che cosa vi succede, e che cosa si potrebbe fare? Quante sono, fra queste persone, quelle che hanno almeno desiderato di andarci, e perché si sono risposte di no?".

Khalida Messaoudi ha incontrato personalmente Adriano Sofri nel carcere di Pisa il 20 ottobre 1997, all'indomani dell'assegnazione del Premio Alexander Langer.

glio concludere su una nota di speranza. Io credo a questo fronte democratico, che ha già iniziato il suo percorso in sede di elezioni legislative fra due partiti democratici, il mio e l'Mdc a livello di liste. Perché ci credo? Soprattutto perché le donne democratiche, organizzate in quattordici associazioni diverse, sono riuscite, loro, a far fronte comune su due punti: le donne democratiche sono unite nella lotta contro l'oppressione istituzionalizzata dallo stato attraverso il codice della famiglia (adottato nel 1984, Ndr) e nella lotta contro la repubblica islamica che vogliono impörci i gruppi armati. L'8 marzo scorso abbiamo lanciato una petizione nazionale per i diritti delle donne nella famiglia¹⁷, il prossimo 8 marzo depositeremo la nostra petizione firmata all'Assemblea nazionale. Noi resteremo unite su questi due punti e lo spero che gli uomini democratici arrivino anch'essi alla ragione e seguano l'esempio delle donne. Non c'è alcuna vergogna a seguire l'esempio delle donne in Algeria, poichè nella nostra memoria collettiva le donne sono degli esempi e dei simboli di libertà, di dignità, di resistenza.

Voglio dire ancora grazie al sindaco di Città di Castello, al sindaco di Tuzla, all'associazione Pro Europa e dirò anche, a nome delle donne democratiche, delle donne del mio paese e del popolo algerino, grazie al signor Adriano Sofri, che ha scritto qualcosa di molto giusto¹⁸, qualcosa che noi sentiamo molto vicino, molto nostro, perché nella nostra cultura il rispetto è sacro. Rispettate il popolo algerino e l'avrete in tutto e per tutto. Il rispetto comincia dall'ascolto dell'altro: ascoltare gli algerini, guardarli, non semplificare la loro vita e la loro realtà. Il rispetto comincia dal dire che se non si sa cosa sta succedendo in Algeria, questo non è grave di per sé: ma quando non si sa non si può prendere posizione, perché altrimenti non si rispettano gli algerini. Rispettateci e ci avrete al vostro fianco in tutto e per tutto. Giusto un po' di rispetto. Grazie infinite.

Traduzione ed editing a cura di Maria Assunta Mini - Una città - Forlì



Kein in die Uni.

1800 Hundert Jahre Frauenstudium an der Universität Wien

12.3.1997. Vortrag von Edith Saurer anlässlich der akademischen Feier zum 632. Gründungstages der Alma Mater Rudolphina, die unter dem Motto "100 Jahre Frauen an der Universität Wien. 90 Jahre lehrende Frauen an der Universität" stand.

Meine Damen und Herren, sehr geehrter Herr Minister, Herr Rektor, liebe Doktoranden, liebe Kolleginnen und Kollegen,

Es war der 23. März 1897, als ein Erlaß des Unterrichtsministeriums Frauen den Zugang zum Studium an der Philosophischen Fakultät öffnete. Es folgten die anderen Fakultäten, medizinische und das Pharmaziestudium 1900. Die juristische 1919, um 1946 mit der katholisch-theologischen dieses Kapitel weiblicher Universitätsgeschichtslosigkeit abschließen zu können. Österreich und das noch länger zögernde Deutschland waren die letzten Länder Europas, die diesen Schritt vollzogen. Ein Monat später, im April desselben Jahres promovierte als erste Frau die Medizinerin Gabriele Possaner von Ehrental. Wie viele andere Frauen, denen in ihren Heimatländern die Universitäten verschlossen waren, hatte sie in Zürich studiert und promoviert. Zu den Rigorosen mußte sie in Wien neuerlich antreten.

Vor 1897 hatten österreichische Frauenvereine sieben Jahre lang durch Petitionen und Erklärungen versucht, Universität und Regierung von ihrer Haltung abzubringen; diese konnten und wollten sich eine Geschlechtermischung an den Universitäten großteils nicht vorstellen. Die Aktivitäten der Frauenrechtlerinnen, wie sie genannt wurden, wurden von der wachsenden Notsituation bürgerlicher Frauen bestimmt.

"Das zuversichtliche Rechnen auf eine "Versorgung" durch die Ehe", schrieben die Frauen des radikalen Flügels der österreichischen Frauenbewegung, "auf das Ernährtwerden durch die Arbeit des Mannes hat aufgehört. Immer gebieterischer sieht sich die Frau gegenwärtig auf eigene Arbeit, sei es der Hände, sei es des Kopfe angewiesen. Und so tritt sie notgedrungen als Konkurrentin des Mannes auf den Arbeitsmarkt hinaus." Eine begründete Zuversicht auf die Versorgung durch die Ehe, so läßt sich feststellen, hat es vermutlich nie allgemein gegeben, auch nicht für

die bürgerlichen Frauen. Die Vorstellung einer weiblichen Normalbiographie als Lebensentwurf von nicht erwerbstätigen Ehefrauen war tief verwurzelt. Das war eine realitätsferne Vorstellung, wenn wir daran denken, daß in Österreich (heutiges) die Ledigenrate immer sehr hoch gewesen ist, daß in Wien im Jahre 1890 nur 31,4% der Bevölkerung verheiratet waren, und daß z.B. der Beruf einer Lehrerin mit einem Cölibatszwang verbunden war. Zwischen dem Zwang zur und dem Wunsch nach Erwerbstätigkeit von seiten bürgerlicher Frauen einerseits und weiblichem Bildungsstreben andererseits gab es einen Zusammenhang. Den Gegnern des Frauenstudiums kam es aber nicht darauf an, soziale Fakten zu reflektieren. Vielmehr war es deren Vorstellung, daß Menschenrechte als Individualrechte für Frauen keine Geltung haben, da diese in der Familie aufgehen, als Individuen daher nicht faßbar sind. Die Diskussion um die Öffnung der Universitäten schwemmte jene populären und populärwissenschaftlichen Sichtweisen von Frauen verstärkt hervor, die dem 19. Jahrhundert so teuer waren. Das Gehirn der Frau, so hieß es, sei zu klein, um wissenschaftliche Gedankengänge zu erfassen, ihre physiologische Ausstattung bewirke zeitweise Störungen des Intellekts; eine Verletzung des weiblichen Schamgefühls durch das universitäre Wissen sei zu erwarten. Damit aber seien die Sitten und daher das Menschengeschlecht gefährdet. Und noch im Jahre 1903 mußten Studentinnen an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien den Hörsaal verlassen, wenn Prof. Gomperz sein Platonkolleg hielt und über Phädrus und das Symposium, nämlich über die Sexualität der Griechen sprach.

Die Erwartungen der Frauen an die Möglichkeiten, die das Studium bot, waren groß. "Unser Endziel ist nicht die Zuerkennung von Rechten", formulierte es eine Frauenorganisation, "sondern die Hebung unseres intellektuellen und sittlichen Niveaus, die Entfaltung un-

serer Persönlichkeit". Bildung wurde als Gestalterin des Lebens aufgefaßt. "Durch die Erkenntnis zu Freiheit und Glück..." lautete das Motto des radikalen Allgemeinen Österreichischen Frauenvereins, das Waltraud Heindl und Marina Tichy als Titel ihres Buches über Studentinnen an der Wiener Universität gewählt haben.

Die österreichischen Frauen hatten Gedanken weitergeführt, die Mary Wollstonecraft in ihrem 1792 erschienenen Werk "A Vindication of the Rights of Women" als zentral für die Zukunft von Frauen artikuliert hatte. Nur durch Bildung und Erziehung, so ihre Überzeugung, können Frauen selbständige Persönlichkeiten werden und sich von jahrhundertlang alter psychischer und intellektueller Abhängigkeit, an der sie selbst beteiligt waren, befreien.

Heute sind 46,7% der Studierenden an den österreichischen Universitäten Frauen. 1973/74 waren es

melle Gleichberechtigung von Frauen "... aber die Vorurteile bestehen trotzdem weiter. Sie richten sich besonders gegen Frauen in Führungspositionen. Niemand scheint gegen Frauen als Fabrikarbeiterinnen zu protestieren. Aber ich kenne keine Frau, die in der Industrie eine leitende Stellung einnimmt."

Diese Fragestellung trifft auch heute die Situation an den österreichischen Universitäten mit ihrem 3,9% Frauenanteil bei Ordinariaten und 6,2% bei Extraordinariaten. Mit der Einstellung von Frauen zu Erwerbstätigkeit und Wissenschaft hat diese Zahlenkonstellation gewiß weniger zu tun als mit einer Bilder-



31%. In den Geistes- und Sozialwissenschaften und der Medizin beträgt der Frauenanteil über 50%, in den Rechtswissenschaften und an den beiden theologischen Fakultäten, wenn wir die Zahl der an ihnen Studierenden zusammenfassen, ist es fast schon so weit. Die Entwicklung kannte Brüche, so in den Fünfzigerjahren, aber im Großen betrachtet sehen wir ein stetiges Wachstum, das vor allem seit den Siebzigerjahren rasant anstieg.

Die Geschichte des Frauenstudiums zeigt sich als eine Erfolgsgeschichte. Noch nie haben so viele Frauen an Österreichs Universitäten studiert. Trotzdem: Der Anteil der Akademikerinnen an der Wohnbevölkerung über 15 Jahre nimmt sich noch immer bescheiden aus, er ist mit seinen 2,6% zwar bedeutend höher als 1951 als er 0,5% betrug. Er ist jedoch bedeutend geringer als der entsprechende Männeranteil. 50% der Frauen haben weiterhin nur einen Pflichtschulabschluß. Hierin liegt ein Grund für die prekäre Situation von Frauen am Arbeitsmarkt, für die Armutsgefährdung von Frauen.

Ein zweites trotzdem, das Lise Meitner, 1906 in Physik promoviert, formuliert hat. Es gäbe zwar eine for-

welt, in die die imaginäre Weiblichkeit eingegraben ist. Mentalitäten sind von langer Dauer, insbesondere wenn sie sich auf Frauen und Geschlechterverhältnisse beziehen. Wie denn auch der Ausschluß von Frauen aus zahlreichen Bereichen der Gesellschaft mit ihrer überbordenden Präsenz auf der Ebene der Repräsentation vereinbar ist. Wir sehen diese auch auf der Einladung, die sie erhalten haben. Kastalia und ihr Brunnen, Symbol der Weisheit wurden 1904 erbaut, 1910 in den Arkadenhof gestellt; in einem Hof, der im Laufe der Jahrzehnte mit Denkmälern und Gedenktafeln ausgestattet wurde. Mit Ausnahme Maria Ebner-Eschenbachs, die ein Ehrendoktorat der Universität erhalten hatte, sind dies ausschließlich Männer, deren wissenschaftlicher Leistungen gedacht wird. Die "Metapher Frau" hingegen (Cornelia Klinger) beherrscht die Welt der Repräsentation. "Die Stummheit, das Schweigen der wirklichen Frauen, ihre Abwesenheit respektive ihr Ausschluß aus all den Bereichen, die der Mann jahrhundertlang sich als seine Domänen vorbehalten hat, beruht auf keiner zufälligen Koinzidenz, sondern bildet die unabdingbare Voraussetzung dieser Ordnungen und des Funktionierens

ihres zentralen Garanten, der Metapher Frau".

Die Spannung zwischen symbolischer Präsenz und realer Absenz von Frauen ist auch in einer Gesellschaft mit verfassungsrechtlich verankerter Gleichberechtigung nicht abgetragen worden. Sie wird jedoch heute von vielen bewußt wahrgenommen, von Forscherinnen und Forschern.

Wenn die erste Frauenbewegung an der Einführung des Frauenstudiums aktiv beteiligt war und es herbeiwünschen mußte, so stand sie der Institution Universität dennoch mit Ambivalenzen gegenüber. "Von den byzantinischen Einrichtungen der Gymnasien und der Universität, in denen das männliche Geschlecht zu Staatskrüppeln heranwächst, ist nichts zu hoffen" schrieb Rosa Mayreder 1895 an Auguste Fickert. Die Universität wurde auch wahrgenommen als eine Institution, die beugt, die das Bückeln produziert.

Wir wissen noch wenig darüber, wie die ersten Studentinnen die Universität, das universitäre Wissen und die Studenten wahrgenommen haben und welchen Zwängen sie sich selbst ausgesetzt fühlten. Käthe Leichter, die 1914 mit dem Studium begann, bemerkte, daß das Studium an der Universität durchaus nicht verstaubt und gegenwartsfern war. Sie studierte in einer Zeit, als in den Jahren 1914-1918 die Universität fast zu einer Frauenuniversität geworden war. Die Studentinnen wurden trotzdem als die "Anderen", die "Fremden" wahrgenommen, sei es von einigen Professoren, sei es von den wenigen männlichen Studierenden. Der Romana Pachucka, einer der ersten Studentinnen an der Universität Lemberg, an der Frauen bereits seit 1895 studieren konnten, wurde von ihren männlichen Kollegen der Zutritt zur Klasse versperrt, an der sie ihre Studiengebühren bezahlen wollte. In ihrem Tagebuch beschreibt sie dies als traumatisierendes Erlebnis.

Viele Studentinnen (auch Studenten) bückelten nicht und gingen ihre eigenen intellektuellen Wege, später auch als kritisch reflektierende Wissenschaftlerinnen. So die Marie Jahoda, eine der Verfasserinnen der berühmten Studie über die "Arbeitslosen von Marienthal", die als Sozialistin Österreich schon vor 1938 verlassen mußte, so Lise Meitner, die nach ihrem Wiener Studium als in Deutschland tätige Physikerin nach Schweden emigrierte. So die Romanistin Lise Richter, der 1907 als erster Frau die *venia docendi* verliehen worden war und die 1921 auch die erste *Extraordinaria* an der Universität wurde. Sie und Käthe Leichter wurden in den Konzentrationslagern von Theresienstadt und Ravensbrück ermordet.

Die kritische Reflexion von Wissenschaft haben Studentinnen und Wissenschaftlerinnen seit der Mitte der Siebzigerjahre unter dem Einfluß der neuen Frauenbe-

wegung intensiv und in einer neuen Weise fortgesetzt. Sie konnten zwar schon mehrere Jahrzehnte an den Universitäten und Hochschulen studieren, die Texte, die sie lasen, waren oft misogyn; die Themen, die sie diskutierten, hatten, zumindest über große Strecken, mit ihrer Erfahrungen und Lebenswelten nichts zu tun. Das Männliche war zum Menschlichen verallgemeinert worden, L'Homme stellt den Menschen als Mann dar. Um ein Beispiel zu geben: Das allgemeine Männerwahlrecht wurde in der Historiographie als Allgemeines Wahlrecht bezeichnet. Und Forscherinnen begannen die traditionelle Epocheneinteilung zu hinterfragen. "Did women have a Renaissance?" (Joan Kellogg Gadol) In der Auseinandersetzung mit den Funktionsweisen von Macht und Herrschaft, die mit den Geschlechtszuschreibungen verbunden sind, verwiesen Wissenschaftlerinnen und Studentinnen auf die Geschlechtsblindheit der Forschung und auf das Schweigen über Frauen. Die Women's Studies, die als interdisziplinäre Forschungsrichtung seit der Mitte und den späten Siebzigerjahren an den Universitäten diskutiert wurden und werden und an vielen, vor allem US amerikanischen, institutionalisiert worden sind, nahmen die Wissenschaftskritik zum Ausgangspunkt ihrer Reflexion. "Wie männlich ist die Wissenschaft" hieß ein von Karin Hausen und Helga Nowotny herausgegebener Band, in dem diese Frage an die Kulturwissenschaften, Rechtswissenschaft, Medizin, Naturwissenschaften, Architektur und Technik gerichtet wurde. In der Folge sollten die women's studies empirische Arbeiten vorlegen, die auf einen Großteil der Humanwissenschaften Bezug nahmen und eine Theorie entwickeln, die auf der Kategorie Geschlecht beruht. Diese eröffnete einen Zugang zur Erforschung sozialer Ungleichheit, zur Gestaltung und Umfang der Geschlechterdifferenz. "Denken über Geschlechterdifferenz" heißt ein von Herta Nagl-Docekal und Herlinda Pauer-Studer herausgegebener Band. "Was ist unent-rinnbarer", hat vor mehreren Jahren der deutsche Historiker Kocka gefragt: "Klasse, Geschlecht, Rasse?" Er hat die Frage nicht beantwortet.

Hochschullehrerinnen und Studentinnen haben die 532jährige Verzögerung ihres Eintreffens an der Universität Wien zum Gegenstand der Forschung gemacht. Beschwingt erarbeiteten und eroberten sie ein neues Forschungsfeld. Sprachwissenschaftlerinnen diskutierten geschlechtsspezifisches Sprachverhalten, Juristinnen die Rechtsgeschichte von Frauen, die sich mit jener der Männer nicht deckt, Politologinnen den Stellenwert von Männerbünden für die Politik. Ringvorlesungen und Sommeruniversitäten wurden abgehalten, Bücher publiziert, Zeitschriften herausgegeben. Von großen intellektuellen Ressourcen getragen, stellt und stellen die Women's Studies eine große Heraus-



forderung für die Forschung dar, die sie zumindest zu Konkretisierungen, zu einem genaueren Blick veranlaßte. Und im Zuge dieser Denk-Bewegungen hat sich die Frauenforschung selbst verändert. Deren Forschungsthema liegt in der Frage nach Beziehungen, ihre Sache gilt den Ambivalenzen, Widersprüchen und Fragmentierungen. Wie schon zuvor ist auch gegenwärtig die Theoriediskussion Klammer und gemeinsamer Bezugspunkt für die verschiedenen Disziplinen. Diese Konstellation stellt das Charakteristikum der women's and gender studies dar.

Wir sehen, der vor 100 Jahren erfolgte Eintritt von Frauen an die Philosophische Fakultät der Universität (Wien) hat die Wissenschaft und die Wissenschaftsgeschichte in vielfältiger Weise geprägt. Studentinnen und Wissenschaftlerinnen, in- und außerhalb der Universität, haben an dieser Entwicklung ihren Anteil gehabt. Die Vernetzung der Frauen und der Frauenforschung an der Universität zu den großen Erfahrungen für alle jene, die daran teilnehmen konnten. Um dies zu können, bedurften sie institutioneller und finanzieller Ressourcen. Ein wichtiger Schritt waren hierbei Maßnahmen von Wissenschaftsministerin Firmberg, die Lehraufträge für Frauenforschung nicht kontingentierte. Ein wichtiger Schritt waren auch die Einrichtung der Interuniversitären Koordinationsstelle für Frauen-

forschung, das Gleichbehandlungsgesetz und der Frauenförderplan durch die Minister Busek bzw. Scholten. Und die jüngsten wichtigen Schritte stellen die Einrichtung einer internationalen und interdisziplinären Käthe Leichter Gastprofessur, eines Forschungsschwerpunktes: Politikrelevante Hochschulforschung. Frauen in Wissenschaft und Hochschulforschung und des Possaner Preises dar. Der Dank geht an Minister Einem, an Dr. Knollmayer und ihrer Abteilung. Ohne ihre Unterstützung hätte ein großer Teil der notwendigen Rahmenbedingungen nicht realisiert werden können.

Mit diesem Dank kann ich jedoch nicht enden. Um das Erreichte nicht zu gefährden, bedarf es der Pflege des wissenschaftlichen Nachwuchses. Dieser Frage bzw. dieses Problems soll sich der neue Forschungsschwerpunkt annehmen. Es wäre zu unterstreichen, daß es insbesondere in Zeiten von Sparmaßnahmen notwendig ist, sich hierüber Gedanken zu machen. Ein wissenschaftlicher Standard ist nichts endgültig Erreichtes, sondern bedarf kontinuierlicher Arbeit und struktureller Voraussetzungen, die auch mit dem sozialen Wissen um die Bedeutung von Forschung in einem Zusammenhang stehen.

Vom Abbau des "Schutzzolls für männliche Geistesarbeit"

Zur Geschichte von Mädchenbildung und Frauenstudium in Österreich

von Margarete Friedrich

Als mit der Verordnung des Ministers für Cultus und Unterricht vom 23. März 1897, Z. 7155, ermöglicht wurde, daß Frauen als ordentliche, d.h. reguläre Studentinnen die Philosophischen Fakultäten der Universitäten in der westlichen Reichshälfte der Habsburgermonarchie besuchen konnten, belegte der Wiener Verein für erweiterte Frauenbildung, der die erste deutschsprachige gymnasiale Mädchenschule errichtet hatte, diese

Errungenschaft mit obigem Kommentar. Immer wieder war in den vorangegangenen Jahrzehnten die Zulassung der Frauen zu den Universitäten gefordert und mit schöner Regelmäßigkeit mit den Argumenten, daß beim höheren Unterricht Geschlechtertrennung ange-sagt sei, die Universitäten nur für männliche Hörer bestimmt seien, Mädchen eine der "weiblichen Eigenart" entsprechende "allgemeine" Bildung erhalten müßten, abgelehnt worden. Dabei hatte auch das Studium von Frauen Tradition. Schließlich hatte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Dorothea Erxleben Medizin stu-



diert, diesen Beruf auch ausgeübt und in Buchform ausführlich begründet, warum man Frauen zum Studium zu-lassen solle. Dorothea Schlözer war in Göttingen 1787 zur Doktorin der Philo-sophie promoviert worden. Der Austausch von Wissen fand auch in Salons und Brief-wechseln statt, so daß Frau-en die Möglichkeit hatten, sich auf dem Wissensstand

der Zeit zu halten. Als Beispiel hierfür sei die frühere Hofdame Maria Theresias, Charlotte Greiner genannt, in deren Salon in Wien sich nach Auskunft ihrer Toch-ter, der Biedermeierschriftstellerin Caroline Pichler, al-les traf, was in Wissenschaft und Kunst Rang und Namen hatte. Charlotte Greiner selbst war v.a. natur-wissenschaftlich interessiert.

Der allmähliche Ausschluß vom "Gelehrtenwissen" erfolgte im "langen" 19. Jahrhundert, als im Rahmen der wichtigen Bildungsreformen Schulen, Lehrerbil-

derung, Bildungsgänge immer stärker normiert wurden und ein ausdifferenziertes Bildungssystem entstand, das im mittleren, höheren und berufsbildenden Bereich ausschließlich für die Heranbildung der jungen Männer vorgesehen war. Mädchen fanden in diesem System ihren Platz in der Volksschule und bei der (Volksschul-)Lehrerinnenbildung. Für alle Schulzweige, die zur allgemeinen Weiterbildung oder Berufsbildung dienten, war Geschlechtertrennung angesagt, was nicht hätte bedeuten müssen, de facto aber bedeutete, daß es für Mädchen bis 1900 keine allgemein weiterbildenden oder berufsbildenden Schulen gab, die einen normierten Unterricht und das im Lauf des 19. Jahrhunderts immer wichtiger werdende Abschlußzeugnis als anerkanntes Bildungszertifikat anboten. Mädchen waren außerhalb des Volksschulbereichs auf Privatinitiativen von Einzelpersonen, Frauenorden und Frauenvereinen angewiesen, der Abschluß einer von diesen errichteten Schule bot ihnen aber keine "Be-rechtigung".

Spätestens mit der Durchführung der Gymnasial- und Hochschulreform 1848/49, wobei unter anderem die Maturaprüfung eingeführt wurde, war klar, daß Frauen nicht studieren konnten, da sie keine Möglichkeit hatten, ein Gymnasium zu absolvieren, die Reifeprüfung abzulegen und damit die Hochschulzugangsberechtigung zu erhalten.

Das einzige, was in dieser kurzen Reformära für studierwillige Frauen erreicht wurde, war, daß sie einzelne Vorlesungen besuchen durften, vorausgesetzt, der jeweilige Dozent war damit einverstanden. Möglich gewesen wäre auch die Abhaltung von speziellen Vorlesungen für Frauen bzw. die Einrichtung einer Frauenhochschule. Die Finanzierung hätte privat erfolgen müssen. Eine solche Frauenhochschule bestand z.B. in Hamburg 1850 bis 1852. Interessierte Frauen nutzten aber sehr wohl die Möglichkeit, einzelne Vorlesungen und Kurse zu belegen. Der Sektionschef im Unterrichtsministerium, Karl Lemayer, befaßte sich 1878 auch mit der "Frauenfrage" an den Universitäten und berichtete, daß die Zulassung von Frauen schon an den Universitäten Wien, Prag, Graz und Czernowitz zur Sprache gekommen sei und uneinheitlich gehandhabt werde - von der völligen Ablehnung über das Zugeständnis des Hospitierens bis zur formalen Aufnahme als außerordentliche Hörerin. Vor allem an der Wiener Medizinischen Fakultät seien unverhältnismäßig viele Hörerinnen zugelassen worden. Lemayer selbst beeilte sich zu behaupten, daß er auf dem "richtigen Standpunkt" stehe, daß die Universitäten nur für die männliche Jugend bestimmt seien. Als Beispiel für diese "irregulären" Studentinnen sei Henriette v. Aigentler genannt, die nach der Matura an der Lehrerinnenbildungsanstalt im WS 1872/73 als außerordentliche Hörerin an der Universität in Graz inskribierte und Mathematik und Physik, soweit es möglich war, studierte. In ihrem Berufswunsch blieb sie realistisch bescheiden - sie wollte selbst an einer Lehrerinnenbildungsanstalt unterrichten. 1874 absolvierte sie das Bürgerschullehramt, besuchte aber weiterhin Vorlesungen - bis zu ihrer Heirat mit dem Physi-

ker Ludwig Boltzmann. Im WS 1873 allerdings hatte Henriette v. Aigentler Schwierigkeiten bekommen, ihre Ins-kription war abgelehnt worden. Grund dafür war eine grundsätzliche, in Wien getroffene Entscheidung: Russische Studentinnen, denen ihre Regierung das weitere Studium in Zürich verboten hatte, angeblich hatten sie Kontakte zu sozialistischen und anarchistischen Kreisen, fragten beim Rektor der Grazer Universität an, ob sie ihr Studium in Graz fortführen und beenden könnten. Der Rektor sah sich von dieser Anfrage überfordert und leitete sie ans Ministerium weiter, das den Akademischen Senat der Universität Wien mit einem Gutachten beauftragte. Aus diesem Gutachten klingt nicht nur die Sorge um den bestehenden "szientifischen und disziplinarischen Charakter" der Universität, sondern auch die Angst, daß sich die bisherigen, in den bürgerlichen Gesellschaftsvorstellungen festgeschriebenen "Wirkungskreise" von Mann und Frau verändern würden, sowie die Furcht vor weiblicher Konkurrenz in qualifizierten Berufen, "das heißt, so lange der Schwerpunkt der Leitung der Sozialen Ordnung noch in dem männlichen Geschlecht ruht, liegt auch keine Nötigung vor, den Frauen an der Universität ein Terrain einzuräumen, welches in den weiteren Folgen unmöglich zu begrenzen wäre."

Damit war der Spielraum der einzelnen Universitäten eingeeengt. Genauer geregelt wurden die Ausschlußmechanismen durch die Verordnung des Ministers v. 6. Mai 1878, Z.5385: Der Zutritt von Frauen zu den regulären, für die männliche Jugend bestimmten Vorlesungen sollte "nur in ganz seltenen Fällen zu gestatten sein", wobei eine positive Entscheidung vom Dozenten und von der Fakultät getroffen werden mußte. Doch hatte der Akademische Senat der Universität auch die Möglichkeit, durch seinen Beschluß den Vorlesungsbesuch von Frauen an "seiner" Universität gänzlich zu verbieten.

Selbst wenn Frauen die Möglichkeit gewährt erhielten, einzelne Vorlesungen zu besuchen, durften sie weder immatrikuliert noch als außerordentliche Hörerinnen aufgenommen werden. Nur die "factische Frequenz" war ihnen für die einzelnen, genau bezeichneten Lehrveranstaltungen zu gestatten. "Ämtliche Documente" durften sie keine ausgestellt erhalten. Aus dieser Anordnung ergab sich dann für das Ministerium logisch zwingend, daß Frauen sich zwar der Reifeprüfung unterziehen könnten, aber im ausgestellten Zeugnis der Satz, der Kandidat habe "seine Reife zum Betriebe höherer Studien dargethan" nicht stehen dürfe, auch habe das Formular nicht als Maturitätsprüfungs-Zeugnis bezeichnet zu werden, sondern nur als "Zeugnis".

Mit diesen Restriktionen mußten studierwillige Frauen leben in einer Zeit, in der Bildungszertifikate stei-

gende Bedeutung erhielten und in der die Frage nach qualifizierter und standesgemäßer Berufstätigkeit für Mädchen des Mittelstandes immer wichtiger wurde. Erst mit der Verordnung v. 9. März 1896, Z.1966, wurde den jungen Frauen zugestanden, als Externe die Maturitätsprüfung am staatlichen Gymnasium der Hauptstadt des jeweiligen Kronlandes zu machen. Dazu waren einige Hürden zu überwinden. Als erstes mußte Frau die Bescheinigung beibringen, daß sie den Gymnasialunterricht in erforderlichem Umfang genossen hatte, sodann ein Gesuch um Zulassung an den Landesschulrat richten, der dies überprüfte und gegebenenfalls genehmigte. Dann hatten die Mädchen, im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen, die mündlichen Prüfungen in sämtlichen Fächern abzulegen, während Buben bei entsprechenden Vorleistungen die mündlichen Prüfungen in Geschichte, Physik und der Landessprache erlassen wurden. Außerdem waren nicht alle Prüfer dem Studium von Frauen wohlgesonnen. Das Wiener Akademische Gymnasium hatte in der Hinsicht traurige Berühmtheit erlangt, so daß der Verein für erweiterte Frauenbildung schließlich seinen Schülerinnen empfahl, nach Graz oder Prag auszuweichen. Elise Richter, die sich - als erste Frau Österreichs - 1905 habilitieren sollte und 1907 die venia legendi erhielt, berichtete über ihre Reifeprüfung 1897 - sie war damals immerhin schon 32 Jahre alt und optimal vorbereitet - empört, daß sie trotz bester Leistungen in Latein und Griechisch nur mit einer Vier bewertet worden war.

Die Zulassung von Frauen zur Reifeprüfung war ein Beweggrund dafür, ihnen in der Folge auch die Universität, 1897 die Philosophische Fakultät, welche die geistes- und naturwissenschaftlichen Studiengänge beinhaltete, 1900 die Medizinische Fakultät, zugänglich zu machen. Der Druck kam auch von verschiedensten anderen Seiten:

Vereinzelt hatten Österreicherinnen bereits im Ausland, v.a. in der Schweiz studiert und versucht, die Anerkennung des Studiums und die Genehmigung für eine Berufsausübung zu erhalten. Die mit einem österreichischen Arzt verheiratete gebürtige Russin Dr. Rosa Kerschbaumer hatte jahrelang als Augenärztin in einer Augenklinik praktisch gearbeitet, auch wissenschaftliche Publikationen verfaßt und mit Verweis darauf 1890 die Genehmigung zur Ausübung der ärztlichen Praxis zum wiederholten Mal beantragt und schließlich erhalten. Dr. Georgine v. Roth wurde 1895 als Schulärztin im k.k. Offizierstöchterninstitut angestellt. Diese Fälle wurden aber alle als Einzelfälle ad personam im Rahmen eines Majestätsgesuchs entschieden. Als 1895 Gabriele v. Possaner-Ehrenthal um die Anerkennung (Nostrifikation) ihres in der Schweiz erworbenen Doktordiploms ansuchte, kam vom Gut-



achter, dem Leiter des Physiologischen Instituts der Universität Wien, die Empfehlung, man solle die Behandlung dieser Ansuchen grundsätzlich, unter Ausschluß des Majestätsgesuchs, regeln, was dazu führte, daß man ab 1896 auch Frauen zum Nostrifikationsverfahren ausländischer Doktordiplome zuließ. Allerdings hatten sie ein inländisches Reifeprüfungszeugnis vorzulegen und vor dem entsprechenden Kollegium der Medizinischen Fakultät sämtliche Prüfungen nochmals zu absolvieren!

Ein dritter Beweggrund dürfte gewesen sein, daß für die medizinische Versorgung der okkupierten Gebiete Bosnien und Herzegowina dringend Ärztinnen zur Behandlung der dort lebenden Frauen islamischen Bekenntnisses benötigt wurden. 1891 sah sich der zuständige Minister Kallay gezwungen, in der Schweiz zwei Stellen für weibliche Amtsärzte auszuschreiben, die neben ihrem Fach auch noch eine slawische Sprache beherrschen mußten!

Generell war die Behandlung von Frauen und Kindern durch Ärztinnen ein Argument, das seit Jahrzehnten bemüht wurde, wie überhaupt die Diskussion über die Zulassung von Frauen zum Studium von Seite der bürgerlichen Frauenbewegung zunächst vor allem über das Medizinstudium lief.



Inzwischen standen auch die ersten Absolventinnen der (tschechischen) gymnasialen Mädchenschule in Prag vor den Toren der Universität. Da ihr Abschlußzeugnis gemäß den geltenden Bestimmungen die Bescheinigung der Reife zum Besuch der Universität noch nicht enthielt, wollten sie sich als außerordentliche Hörerinnen inskribieren, wurden jedoch nur als Hospitantinnen zugelassen. Vor der gleichen Frage würden wenige Jahre später die ersten Absolventinnen der Wiener gymnasialen Mädchenschule stehen. Außerdem kam das Frauenstudium seit 1890 immer wieder (kurz) im Abgeordnetenhaus zur Diskussion, ausgelöst durch Petitionen verschiedener Frauenvereine ebenso wie durch befürwortende Stellungnahmen einiger weniger Abgeordneter. Schon 1890 und 1891 wurde die Regierung in einer Petition aufgefordert, "baldigst das Geeignete veranlassen zu wollen, damit an den medicinischen und philosophischen Fakultäten der österreichischen Hochschulen auch weibliche Hörer eingeschrieben werden können." Vor allem verfassungstreue und jungtschechische Abgeordnete plädierten für die Möglichkeit des Mittel- und Hochschulbesuchs von Frauen. Unterrichtsminister v. Gautsch ging auf diese Vorschläge und Argumente nicht ein, verzögerte eine Entscheidung Jahr um Jahr,

um 1896 im Abgeordnetenhaus festzustellen, daß die Unterrichtsverwaltung bestrebt sei, "eine andere Form zu finden, um dem weiblichen Geschlechte eine höhere wissenschaftliche Ausbildung an unseren Universitäten zu erschließen. Freilich wird dies nicht ohne eine Reihe von bestimmten Vorsichten geschehen können..."

Schließlich stellte auch eine vom Ministerium eingesetzte Professorenkommission fest, daß die Verordnung von 1878 eine "Antiquität" darstelle, und die Zulassung von Frauen zum Studium "heute nicht mehr als ein gewagtes Experiment, als ein Schritt ins Unge- wisse bezeichnet werden kann". Man hatte sich dabei auch vor Augen zu halten, daß Frau um diese Zeit in allen Ländern Europas außer im Deutschen Reich - hier bildete das angeblich so bildungsfortschrittliche Preußen mit der Zulassung von Frauen an die Universität 1908 das Schlußlicht - und in Österreich studieren konnte. In den USA war die Zahl studierender Frauen bereits so angewachsen, daß man schon wieder überlegte, wie man sie durch Aussperrung, Numerus Clausus oder Abdrängung in typische Frauenberufe eindämmen könne.

Die Öffnung der Philosophischen Fakultät 1897 und der Medizinischen 1900 bedeutete aber keineswegs eine generelle Zulassung der Frauen zu Universitäten und Hochschulen.

Die geforderte Zulassung zum Jusstudium, das die verschiedenartigsten und besten Berufsaussichten bot, wurde nicht erreicht, obwohl sich neben Vereinen der progressiven bürgerlichen Frauenbewegung auch der prominente Staatsrechtslehrer Edmund Bematzik intensiv darum bemühte. Seine Argumentation mit den §§ 18 und 3 des Staatsgrundgesetzes von 1867 ("Es steht Jedermann frei, seinen Beruf zu wählen und sich für denselben auszubilden, wie und wo er will." und "Die öffentlichen Ämter sind für alle Staatsbürger gleich zugänglich.") war ebenso erfolglos wie sein Hinweis, es sei immer auch Sache der rechtswissenschaftlichen Fakultäten gewesen, an der zeitgenössischen Umgestaltung der Grundlagen der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung mitzuwirken in theoretischer und wissenschaftlicher Form aber auch durch die Stellung geeigneter Anträge.

Verschlossen blieben auch die Technischen Hochschulen, obwohl z.B. in Prag an der dortigen Technischen Hochschule 1907 die Hörer in einer Resolution eine positive Stellungnahme zur Zulassung von Studentinnen abgegeben hatten, sich in Wien im selben Jahr eine Bürgerschullehrerin um Aufnahme als ordentliche Hörerin bewarb und an den Technischen Hochschulen in Brünn bereits seit einigen Jahren Frauen als Hospitantinnen bzw. außerordentliche Hörerinnen vertreten waren. 1914 wurde durch einen Ministerialerlaß gene-



rell die Genehmigung erteilt, daß Frauen (in einem genau definierten und eingeschränkten Maß) sich als außerordentliche Hörerinnen inskribieren durften. Ab dem Studienjahr 1919/20 wurde Frauen die Zulassung als ordentliche Studentinnen grundsätzlich gestattet, allerdings immer noch mit der Einschränkung, "daß die Aufnahmewerberinnen ohne Schädigung und Beeinträchtigung der männlichen Studierenden nach den vorhandenen räumlichen und wissenschaftlichen Einrichtungen der einzelnen Hochschulen Platz finden können". Jus konnten Frauen ebenso erst nach dem Zusammenbruch der Monarchie, als zu Beginn der Ersten Republik die formale Gleichberechtigung beider Geschlechter festgeschrieben wurde, studieren. Evangelische Theologie ab 1923, Katholische ab 1946.

Mit der Zugänglichkeit der Philosophischen und Medizinischen Fakultäten für Studentinnen war der "lärmendste, auffälligste und auch aufregendste Teil der Frauenbestrebungen" nach Einschätzung des Vereins für erweiterte Frauenbildung entschieden, "wenn auch nicht beendet". Finanzielle Mittel seien dafür nicht nötig gewesen, denn es habe sich durchwegs um Berechtigungen gehandelt, "die ein Federzug gibt oder nimmt". Das Risiko einer "Überflutung" der Universität mit Studentinnen oder weiblicher Konkurrenz auf dem Akademikerarbeitsmarkt war ebenfalls nicht gegeben, da dieser Reform jeglicher Unterbau fehlte. 1897 finden sich in der ganzen westlichen Reichshälfte lediglich zwei Mädchengymnasien, die sich beide nur "gymnasiale Mädchenschulen" nennen durften. Beide waren von Frauenvereinen gegründet und unterhalten worden, die tschechischsprachige Schule in Prag vom Frauenverein "Minerva", die deutschsprachige vom "Verein für erweiterte Frauenbildung" in Wien. Beide erhielten keine staatlichen Zuschüsse und mußten daher hohes Schulgeld einheben. Beider Absolventinnen mußten

sich den schwierigen Bedingungen der Matura als Externe stellen, die Wiener Schule erhielt 1906 endgültig die staatliche Anerkennung und konnte ab diesem Zeitpunkt die Reifeprüfung selbst abhalten. Die Zahl der Mädchengymnasien erhöhte sich in den folgenden Jahren kaum. Eine Statistik des Unterrichtsministeriums für das Schuljahr 1911/12 weist für alle Gymnasien und Realschulen Cisleithaniens, die mit Öffentlichkeitsrecht versehen sind, 150.483 Schüler und 3.584 Schülerinnen aus, wobei sich für das Gebiet des heutigen Österreich das Verhältnis noch schlechter darstellt: 34.099 Knaben, die Mittelschulen besuchen, stehen 441 Mädchen gegenüber. In ganz Cisleithanien gab es nach dieser Statistik 23 Mädchen(real)gymnasien, bei 10 davon war der Schulträger ein Verein, bei 7 ein Frauenorden, bei 6 eine Privatperson. Die tatsächliche Schulsituation stellte sich für Mädchen ein klein wenig besser dar, da bei dieser Statistik die ebenfalls in Privatinitiative eingerichteten diversen (real)gymnasialen Kurse nicht mitgezählt wurden.

Die zuständige zentrale Behörde, das Ministerium für Cultus und Unterricht, war nicht geneigt, an dieser Situation etwas zu verändern, dies hatte Unterrichtsminister v. Gautsch schon bei einer Debatte im Abgeordnetenhaus 1891 deutlich erklärt: "An ein Gleichmachen kann die Unterrichtsverwaltung trotz aller Tagesschlagworte nicht denken. Es geht nicht an, das für die männliche Jugend bestehende Unterrichtssystem einfach auf die weibliche zu übertragen. Mit einem bloßen mutatis mutandis ist hier gar nichts gethan. Es ist dies schon deshalb nicht zulässig, weil wir hier wirklich mit den feinsten Imponderabilien zu rechnen haben, mit seelischen und geistigen Eigenschaften des einen Geschlechtes im Unterschiede von dem anderen." Fünf Jahre später wiederholte er seine frühere Aussage, daß die Unterrichtsverwaltung nicht gewillt sei, Mädchengymnasien zu errichten, nicht zuletzt wegen der drohenden Gefahr, daß eine "zu weitgehende weibliche Concurrenz" entstehe. Damit befand er sich in der Tradition der österreichischen Unterrichtsverwaltung:

Seit Beginn der großen Unterrichtsreformen, die mit den Initiativen Maria Theresias eingesetzt hatten, war eine andere schulische Bildung für Mädchen angestrebt, selbst im Elementarschulbereich, "wo es die Gelegenheit erlaubt", wie es in der Allgemeinen Schulordnung formuliert worden war. Nur war im Elementarschulbereich Geschlechtertrennung und die generelle Errichtung von speziellen Mädchenvolksschulen aus Kostengründen nicht möglich, sie beschränkte sich auf den städtischen Bereich bzw. auf das Engagement von Frauenorden. Bei den allgemein weiterbildenden und berufsbildenden Schulen stand die spezielle Mädchenbildung außer Debatte.

Allgemein weiterbildender Unterricht wurde den Mädchen in den "inneren Schulen" der Frauenorden oder im Privatunterricht vermittelt und war nur für "höhere Töchter" vorgesehen. Die Bedeutung des häuslichen Privatunterrichts trat im 19. Jahrhundert zurück, als

inm bei der Knabenerziehung das Gymnasium den Rang abläßt. Allerdings finden sich in Selbstzeugnissen von Frauen immer wieder Hinweise auf Privatstunden, die das Unterrichtsangebot des Pensionats bzw. der "höheren Töchterchule" ergänzen sollten. Die ersten "staatlichen" Maßnahmen zur Förderung der Weiterbildung für Mädchen sind in den 1770-er und 1780-er Jahren festzumachen, als das Offizierstochterinstitut und das später so bezeichnete Civilmädchenpensionat gegründet wurden. Maßgeblich dafür war weniger die Sorge um die Verbesserung der Mädchenbildung als im weitesten Sinne politisches Interesse: Mit der Einführung eines stehenden Heeres und der allmählichen Herausbildung des modernen Verwaltungsstaates war die Zahl von Berufsoffizieren und Beamten im Wachsen begriffen, zwei Berufsgruppen, die über hohes Standesbewußtsein aber geringe finanzielle Ausstattung verfügten. Da die Mittel zu einer guten privaten Erziehung für Mädchen wie für eine ausreichende Mitgift zur Erhöhung der Heiratschancen meist nicht zur Verfügung standen, sollte die für Mädchen als notwendig gedachte Bildung in den beiden Instituten geleistet werden, und ihnen damit die Chance eröffnet werden, bei Nichtverheiratung als Gouvernante oder Lehrerin ihren Lebensunterhalt verdienen zu können. Auf der anderen Seite wollte man damit ein Potential einheimischer Erzieherinnen schaffen und sich sukzessive der vielgeschmähten "Französinen" entledigen. Gerade das von Joseph II. persönlich mitgeplante Civilmädchenpensionat sollte Vorbildwirkung haben für Nachfolgegründungen in den größeren Städten der Monarchie. Doch blieben die beiden Institute Einzelfälle. Bis über die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinaus konnten Mädchen ihren allgemein weiterbildenden Unterricht nur in Privatstunden, in klösterlichen oder den wenigen weltlichen privaten Erziehungsinstituten erhalten, wobei die Erziehungsinhalte in diesen Instituten völlig konträr zu denen des Knabengymnasiums waren: Statt Latein und Griechisch lernten die Mädchen Französisch und Italienisch, kaum mit Grammatik sondern mit Betonung der Sprechfertigkeit. Literatur, etwas Geographie und Geschichte, vielleicht auch etwas Naturgeschichte und Naturlehre, allerdings beschränkt auf den "Hausgebrauch", Klavierspiel und ausgiebigst das Anfertigen von "feinen" Handarbeiten. Unterrichtsinhalte, Schuldauer, Lehrerinnenbildung, Lehrbücher waren nicht vorgeschrieben und normiert, die Eltern konnten bestimmen, was ihre Tochter lernen und wie lange ihr Aufenthalt dauern sollte. Erst in den 1860-er Jahren, als die große Gymnasial- und Universitätsreform längst vollzogen war und eine liberale Volksschulreform zur Debatte stand, wurden Proteste von Frauen gegen die ungenügenden Möglichkeiten der allgemeinen Weiterbildung sowie der Vorbereitung auf eine standesgemäße Berufstätigkeit außerhalb des Lehrerinnenberufs laut. Was zunächst unter dem recht allgemeinen Schlagwort "Recht der Frauen auf Erwerb" diskutiert wurde, verengte sich sehr schnell zur (Aus-)Bildungsfrage für Mädchen des Mittelstandes. Als Träger dieses Programms fungierte der erste nonkonfessionelle, nach liberalem Muster organi-



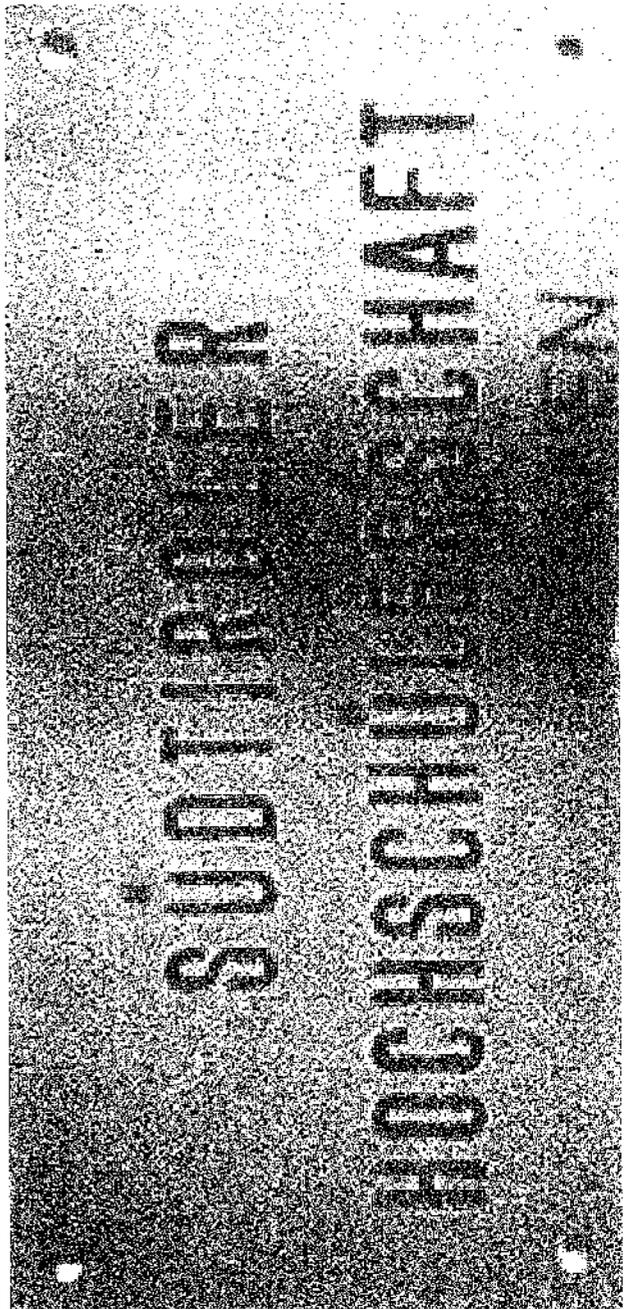
sierte Frauenverein der Monarchie, der Wiener Frauenerwerbsverein, in dem sich v.a. Frauen des wohlhabenden Wiener Bürgertums engagierten. Zunächst organisierten sie Näh-, Handels- und Sprachkurse, doch bereits 1870 stellte Marianne Hainisch in ihrem Vortrag "Zur Frage des Frauen-Unterrichtes" fest, daß für eine weiterführende Bildung bei Mädchen überhaupt nicht gesorgt sei. Mädchen würden nur dahingehend erzogen, "daß sie in Gesellschaft gefallen und einmal einen Mann bekommen", und wußten daher von Mathematik, Physik und den anderen Naturwissenschaften nur soviel, daß diese Wissenschaften überhaupt existieren, hätten von Geschichte und Geographie nur so viel erlernt, daß sie in Gesellschaft mitreden können. Sie forderte, der Verein solle sich dafür stark machen, daß Unterrealgymnasien für Mädchen eingerichtet würden, bzw. Parallelklassen für Mädchen in den entsprechenden Knabenschulen. Da weiter das Ministerium noch die Stadt Wien auf die daraus resultierende Initiative des Vereins reagierten, die Angelegenheit nur "in Bearbeitung" hielten, nahmen die Frauen die Sache selbst in die Hand und eröffneten im Herbst 1871 ihre "Höhere Bildungsschule", die Gründlichkeit und Ernsthaftigkeit des Unterrichts an Knabenschulen den Mädchen zugänglich machen sollte. Als globales Ziel stellte sich der Verein, "die Hauptfächer der allgemeinen Bildung richtig zu lehren". Allerdings sollte auch diese Bildung ohne Lateinkenntnisse vorstatten gehen und nach vier Jahren abgeschlossen sein. Erst ab 1877 war die Schule sechsjährig. Sie war keinem der normierten Knabenmittelschultypen adäquat, war wiederum eine spezielle Mädchenschule, wurde aber trotzdem vom Ministerium als Mittelschule anerkannt. 1872 formierte sich in Graz eine Initiative zur Gründung einer Mädchenmittelschule. In den ersten offiziellen Verlautbarungen zu diesem Vorhaben standen allerdings nicht die Mädchen im Mittelpunkt

sondern die Männer, die gebildete Frauen als Partnerinnen und Erzieherinnen ihrer Kinder benötigten. Der Unterrichtsstoff der Knabenmittelschulen habe sich drastisch verändert, dagegen hätten die meisten Privaterziehungsinstitute für Mädchen mit den Anforderungen der Zeit nicht mithalten können. Den Mädchen werde das "vermeintliche Gift" einer gründlichen Erziehung verweigert. Der Lehrplan des 1873 eröffneten Grazer Mädchenlyzeums bot einen für Mädchenschulen unverhältnismäßig ausführlichen Mathematik-, Physik-, Chemie- und Naturgeschichteunterricht, eine Fremdsprache als Pflicht-, eine zweite über vier Jahre als Wahlfach. Außerdem war diese Mittelschule bereits von Beginn an sechsjährig. Auch vom Unterrichtsministerium war Anfang der 1870-er Jahre die Gründung von Mädchenmittelschulen ins Auge gefaßt worden. Doch scheiterte dieses Vorhaben an den unklaren Vorstellungen davon, wie eine Mädchenmittelschule beschaffen sein sollte. Die Einrichtung von Gymnasien oder Realschulen, wie sie für Knaben existierten, stand beim Thema Mädchenmittelschulen nicht zur Debatte. Und sie scheiterte vor allem an den Finanzen. Statt die veranschlagten 30.000 Gulden für eine staatliche Mädchenmittelschule auszugeben, begnügte man sich damit, die beiden bereits bestehenden Mädchenmittelschulen mit insgesamt 12.000 fl zu subventionieren, wobei Subventionen noch dazu den Vorteil hatten, daß sie jährlich widerrufen werden konnten. Die Mädchenmittelschule blieb also Privatsache. In den folgenden Jahrzehnten gab es auch in anderen Städten Privatinitiativen zur Gründung von Mädchenschulen, allerdings hatten nur die wenigsten Mittelschulniveau. Doch wurde noch ein anderer Weg verfolgt: Nicht alle Frauen, die sich im Bereich der Mädchenbildung engagierten, waren bereit, den Aufbau von speziellen Mädchenschulen zu betreiben, denen die staatliche Anerkennung fehlte, deren Abschluszeugnisse keine "Berechtigungen" verliehen. Nicht umsonst stellte der steiermärkische Landesschulrat 1900 fest, daß den Absolventinnen des Grazer Lyzeums "keinerlei Berufszweige erschlossen worden sind", höchstens eine "zufällige Verwendung" als Hauslehrerinnen oder Erzieherinnen möglich war. Die meisten Absolventinnen kehrten "in den Schoß der Familie" zurück. Marianne Hainisch war mit der Gründung der Höheren Bildungsschule des Wiener Frauenerwerbsvereins nicht einverstanden gewesen - sie wollte die gleichen Bildungsanstalten für Buben und Mädchen und gab diesen Plan nicht auf. 1888 war sie unter den Gründungsmitgliedern des "Vereins für erweiterte Frauenbildung", dessen Hauptziel die Gründung eines Mädchengymnasiums war. Da auch jetzt wieder klar wurde, daß die Forderung nach einem staatlichen Mädchengymnasium, die man auch mit Petitionen im Abgeordnetenhaus betrieb, keine Aussicht auf

Erfolg hatte, plante der Verein, im Herbst 1892 ein vereinseigenes Mädchengymnasium zu eröffnen. Zusätzlich dazu ermutigt hatte das erfolgreiche Bestehen des Prager Mädchengymnasiums, das vom Verein "Minerva", v.a. dank des Engagements der Schriftstellerin Eliska Krasnohorska, gegründet worden war. Das Echo dort war so gut gewesen, daß bei Eröffnung mittels einer Aufnahmeprüfung die 53 Schüerinnen ausgewählt werden mußten, die man unterbringen konnte. Obwohl im ersten Schuljahr der gesamte Stoff des Untergymnasiums bewältigt werden mußte, schafften dies 50 Mädchen. Ermutigt durch dieses positive Beispiel eröffnete der Wiener Verein 1892 sein Mädchengymnasium. Doch war auch hier keine Gleichstellung mit den Knabengymnasien möglich. Es baute auf die dritte Bürgerschulklasse auf, da man annahm, daß man bei vierzehnjährigen Mädchen bereits sicherer bezüglich ihrer Begabung sein konnte - und sich der Verein zwei Schuljahre ersparte. Und es war als Privatschule sehr kostspielig. Auch in Wien war der Andrang größer als die Kapazität - 28 Schülerinnen wurden für die erste Klasse ausgewählt. Ab dem Schuljahr 1903/04 ist die Schule als achtklassiges Gymnasium ausgebaut. Vorher durfte sie sich nach ministeriellem Bescheid nur gymnasiale Mädchenschule nennen - der Abstand sollte gewahrt bleiben. 1910 hatte das Mädchengymnasium in Wien 379 Schülerinnen. Nach einer Umfrage des Ministeriums hatten im Schuljahr 1898/99 Wien und Niederösterreich die gymnasiale Mädchenschule und fünf Mittelschulen, Oberösterreich und Steiermark je eine, Prag eine gymnasiale Mädchenschule und zwei sechsklassige Mittelschulen, Czernowitz eine Mädchenmittelschule. Wenn man bedenkt, daß nur die gymnasialen Mädchenschulen das Vorwissen für ein reguläres Studium lieferten, alle anderen Absolventinnen sich für eine Reifeprüfung sehr viel Stoff privat erarbeiten mußten, wird klar, daß die Öffnung der Philosophischen und Medizinischen Fakultät keinen Massenansturm von Studentinnen auslösen konnte. In Wien begannen 1897 drei Studentinnen als ordentliche Hörerinnen, 1900 31 an der Philosophischen und 10 an der Medizinischen, 1913 bereits 314 an der Philosophischen und 184 an der Medizinischen Fakultät. Von staatlicher Seite aber wurde die Möglichkeit zur Ablegung einer regulären Matura für Mädchen weiterhin nicht gefördert. Nachdem die zaghafte Versuche zur Errichtung von staatlichen Mädchenmittelschulen sehr schnell aufgegeben worden waren, sind bis 1900 keine weiteren staatlichen Unternehmungen in diesem Bereich zu verzeichnen. Ab den 1890-er Jahren wurde der Druck der Öffentlichkeit größer. Petitionen wurden eingereicht, vereinzelt Debatten im Parlament darüber geführt, die Landesschulräte verschiedener Kronländer berichteten ebenfalls vom Wunsch der Bevölkerung nach einer Mädchenmittelschule. Nachdem Unterrichtsminister v.Gautsch ein Tätigwerden auch in dieser Angelegenheit hinauszögert hatte, ergriff Unterrichtsminister v.Hartel die Initiative. Allerdings ging es nicht darum, Knabenmittelschulen für Mädchen zu öffnen oder diese Schultypen für Mädchen zu er-

richten. Das Ministerium war bestrebt, "dem dringenden Bedürfnisse der weitesten Kreise der Bevölkerung durch einen über das Ziel der Volks- und Bürgerschule hinausgehenden Unterricht zu entsprechen." Nach der "augenscheinlicher Desorganisation" des Mädchenunterrichts stand die "Vermittlung einer gründlichen allgemeinen Bildung" an. Damit waren 1900 wiederum die Weichen gestellt für eine "eigenartige" Mädchenbildung. Die Schulform, die das Ministerium dann normierte, erreichte nicht das Niveau der Knabenmittelschulen, ja die Anforderungen waren gerade im mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich geringer als in fast eine Generation vorher gegründeten Grazer Mädchenlyzeum. Aber auch die "weibliche Bestimmung" wurde nicht ernstgenommen. Fächer wie Hauswirtschaftslehre, Erziehungslehre, Krankenpflege, bzw. darauf abgestimmter Unterricht in Organischer Chemie, Biologie, Psychologie fanden keinen Eingang in den Lehrplan. Die neue, normierte, ebenfalls Lyzeum genannte Schule hatte zum Ziel, "1. mit besonderer Berücksichtigung der modernen Sprachen und Literatur eine höhere, der weiblichen Eigenart entsprechende allgemeine Bildung zu gewähren als die Volks- und Bürgerschule zu bieten vermag, 2. hierdurch zugleich für berufliche Ausbildung vorzubereiten." Sie war lediglich sechsklassig und konnte mit der Lyzealmatura abgeschlossen werden. Allerdings berechnete diese Matura nur zum Studium als außerordentliche Hörerin an der Universität für das - Lyzealichramt. Ab 1904 durften die Lyzealmaturantinnen auch Pharmazie studieren - doch mußten sie dafür Lateinkenntnisse im Ausmaß der ersten sechs Gymnasialklassen vorweisen. Latein wurde aber am Lyzeum höchstens als Wahlfach über vier Jahre angeboten. Obwohl dieser Mädchenschultyp vom Ministerium kreiert und mit dem Provisorischen Lyzealstatut vom Dezember 1900 normiert worden war, finanzierte der Staat diese Schulen nicht. Gründungsinitiative und Trägerschaft blieb wieder den in diesem Zusammenhang vielzitierten "anderen gesellschaftlichen Kräften", also Privatpersonen, Vereinen, Frauenorden, Kommunen überlassen. Sie konnten dann, wenn sie das Lyzeum wie vorgeschrieben organisierten und das Öffentlichkeitsrecht für "ihre" Schule erhielten, mit einem finanziellen Zuschuß vom Ministerium rechnen. Im Staatsvoranschlag für 1901 waren für sämtliche Mittelschulen der westlichen Reichshälfte 20.668.487 K vorgesehen, davon entfielen 60.000 K auf die Mädchenmittelschulen. Wie stark das Bedürfnis nach anerkannten Mädchenmittelschulen war, zeigt das rasche Anwachsen der Zahl der Mädchenlyzeen: 1911 gab es in Osisleithanien 66 Mädchenlyzeen mit Öffentlichkeitsrecht mit 11.296 Schülerinnen. Bei 21 Lyzeen war der Schulträger ein Verein, bei 15 eine Privatperson, bei 12 ein Orden, bei 16 eine Stadt, wobei die städtischen Lyzeen die größte Schülerinnenfrequenz aufwiesen.

Doch war von Anfang an Kritik am Mädchenlyzeum laut geworden: Es vermittelte keine formale Bildung, genüge dem Anspruch an Allgemeinbildung nicht und biete kaum Weiterbildungs- bzw. Berufsmöglichkeiten.



Trotzdem blieb das Ministerium auch 1912, als es um den Erlaß des endgültigen Lyzealstatuts ging, bei denselben Vorgaben. Nur die geforderte Zweistufigkeit wurde eingeführt, was bedeutete, daß auf die ersten vier Lyzealklassen auch eine (reform-)realgymnasiale Oberstufe aufgebaut werden konnte, die zur regulären Matura führte. Das Realgymnasium war 1908 eigentlich für den Knabenmittelschulbereich reformiert worden und begann mit Latein als erster und einer modernen als zweiter Fremdsprache, am Reformrealgymnasium wurden zwei moderne Fremdsprachen gelehrt, was es für den Aufbau auf das Lyzeum besonders interessant machte. Auch die Schulgründer/innen von Mädchengymnasien zogen den Typ des Realgymnasiums dem des Humanistischen vor. Da die Realgymnasialreform vom Ministerium nicht für Mädchenschulen gedacht war, erhielten auch Mädchenrealgymnasien bzw. Lyzeen mit einem (reform-)realgymnasialen Aufbau keine staatliche Förderung...

Verfolgt man die Entwicklung der mittleren und höheren Mädchenbildung, so zeigt sich, daß sie sich weitgehend außerhalb der Entstehung des Knabenschulsystems vollzog, dessen Schullaufbahnen und -abschlüsse die maßgeblichen waren. Gemäß dem Geschlechterrollenbild der bürgerlichen Gesellschaft hatte sich der junge Mann auf seine Rolle als Familienemähler vorzubereiten, während die junge Frau in möglichst familiärer Umgebung für ihre spätere Tätigkeit im Haus als sorgsame Hausfrau, verständige Gattin und fürsorgliche Mutter geformt werden sollte. Aber selbst diese Aufgabe wurde von den zentralen Behörden, der Studienhofkommission, bzw. dem Unterrichtsministerium, nicht wahrgenommen. Die Einrichtung und Unterhaltung von Mädchenbildungsanstalten, die über das Volksschulniveau hinausgingen, blieb privaten Initiativen überlassen, wobei in der Habsburgermonarchie die Frauenorden, v. a. die Englischen Fräulein, die Ursulinen, die Schulschwestern, die Barmherzigen Schwestern eine wichtige Rolle spielten, je weiter man im 19. Jahrhundert vorangeht, desto mehr.

Vom normsetzenden (Knaben-)Bildungssystem blieben Mädchen weitgehend ausgeschlossen. Bis 1900 waren die höchsten staatlich anerkannten Schulabschlüsse, die sie an öffentlichen Schulen erreichen konnten, der Bürgerschulabschluß und die Matura der Lehrerinnenbildungsanstalt. Als die Forderung nach mehr Schulbildung für Mädchen lauter wurde, schuf man im mittleren (und berufsbildenden) Schulbereich kleine Exklaven, in denen Mädchen mit speziellem Unterricht für Mädchen, der sich v. a. dadurch auszeichnete, daß er von der Dauer her kürzer und vom Inhalt her weniger anspruchsvoll war als der entsprechende Knabenunterricht, auf typisch weibliche Berufe vorbereiten sollte, in denen sich Frauen dann selbst konkurrenzten.

Als Argumentationsbasis diente neben dem bürgerlichen Familienmodell die um 1800 entwickelte Vorstellung von der "Natur" des Weibes und seiner daraus resultierenden "Bestimmung", ein Argument, das im ausgehenden 19. Jahrhundert verstärkt verwendet wurde und weit ins 20. Jahrhundert hinein überlebte. Die Ausbildung der vorhandenen, individuellen Anlagen war in der Mädchenbildung so lange kein Thema, bis sie Frauen, die mit ihren Erziehungsbedingungen unzufrieden waren und die Situation der Mädchenerziehung analysierten, selbst einforderten. Für Österreich sind hier u. a. Marianne Hainisch, Irma von Troll-Borostyani und Rosa Mayreder zu nennen.

Der systematische Ausschluß von Frauen aus den Mittel- und Hochschulen bedeutete aber auch, daß sich diese Bereiche ganz nach den Bedürfnissen, Vorstellungen, Lebenskonzepten von Männern entwickelten, und Frauen, als sie zögerlich zugelassen wurden, ihre Wünsche nicht einbringen konnten, sondern sich anpassen mußten, wenn sie in dieser von Männern geprägten und beherrschten Welt bestehen wollten.

Doch diese Probleme lauerten noch im Hintergrund, als die progressive bürgerliche Frauenbewegung für die Zulassung der Frauen zum Studium kämpfte mit dem Motto "Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück".

Normale und nicht-normale Diskurse

Zur Lage der Universität

von Christina Thürmer-Rohr

Die Universität hat die Kraft verloren, Menschen zu versammeln, die mehr wollen als eine Ausbildung. Sie ist kein Ort mehr, der Menschen bindet. Von Universitätsangehörigen wird die schleichende Krise gewohnheitsgemäß als Spiegel des Bürokratismus, der ökonomischen und politischen Abhängigkeiten und der aktuellen staatlichen Finanzkrise interpretiert. Wäre Bildung ein autonomes Gut und Bildungspolitik unabhängig von Markt und Wirtschaftspolitik - gäbe es also genug Geld, wäre alles wieder gut. Diese eindimensionalen Begründungen entlasten die Universitätsangehörigen en bloc, delegieren alle Verantwortlichkeiten noch oben oder nach außen und bestärken die Neigung, sich abzuschließen und Kurs zu halten - ein erstarrter und realitätsverzerrender, außerdem höchst langweiliger Umgang mit den Problemen.

Die Finanzknappheit bringt allerdings an den Tag, was in Zeiten staatlichen Reichtums und west-politischer Profilierung weniger auffiel: die inhaltliche Krise der Universitäten selbst. Wenn die staatlichen Gelder knapp werden, desillusionieren sich demokratische Hoffnungen. Notwendigkeit, Ballast und Luxus sind zu sortieren, und dabei

findet sich "Freiheit" in aller Offenheit als Luxus oder als wirtschaftsliberales Bildungspedant definiert. So werden die staatlichen Streichungsvorschläge ebenso wie viele universitäre Streichungsbeschlüsse heute zu Lehrstücken, die die Logik dieser Sortierung vorführen. Sie scheinen alle Urteile und Vorurteile zu bestätigen und eindeutigen Kriterien zu folgen: entbehrlich wird kritische Bildung und kritische Geschlechterpolitik, zur Streichung oder Schrumpfung empfohlen sind insbesondere sozialwissenschaftliche Studiengänge und Studiengänge mit hohem Frauenanteil.¹ Daß es sich hier nicht einfach um "Sparmaßnahmen" handelt, sondern um den politischen Willen der jeweiligen universitären oder parlamentarischen Mehrheiten, ist ebenso vorhersehbar wie banal.

Die Technische Universität Berlin zum Beispiel hat sich - nach ihrer aktiven Mitwirkung an der nationalsozialistischen Kriegsforschung - vor 50 Jahren unter Supervision der britischen Alliierten einen Neugründungsauftrag gegeben, mit dem sie die gesellschaftliche Verantwortung der Universität und die "Bildung des ganzen Menschen" wahrnehmen wollte. Es ging darum, der Eindimensionalität und Zusammen-

Mit freundlicher Genehmigung der Autorin wurde dieser Artikel der Zeitschrift PROKLA (Nr.3, 1996) entnommen.

1

So z.B.: Pharmazie an der Humboldt-Universität (70% Studentinnen), Schauspiel und Architektur an der Hochschule der Künste (61% Studentinnen), Sozialpädagogik an der Technischen Universität (75% Studentinnen), (Schuchmann 1996).



2
Zum Beispiel der Diplom-Studiengang Erziehungswissenschaften/ Sozialpädagogik. Er ist ein Ergebnis der Studienreform Anfang der siebziger Jahre, versteht sich als wissenschaftlicher und praktischer Beitrag zur Demokratisierung der Gesellschaft und hatte u.a. die Öffnung der Universität für qualifizierungsbereite Frauen zur Folge. Bei den 850 Studierenden beträgt der Frauenanteil ca. 75%, beim Mittelbau und den Professuren 50%.

hangsblindheit entgegenzuwirken, die immer droht, wenn die Konsequenzen eines spezialisierten Forscher- und Machertums aus dem Blick verschwinden, so auch die sozialen Folgen der technologischen Entwicklung. Es ist kein Zufall, daß die Bereinigung der TU von diesen guten Vorsätzen zu einem Zeitpunkt machbar zu werden scheint, wo in Berlin die Verpflichtung gegenüber alliierten Auflagen entfällt. Die Rücknahme des fünfzigjährigen Verzichts auf "Verteidigungsforschung" wird erstmals wieder salonfähig. Und salonfähig wird gleichzeitig die Abwicklung nonkonformer Studiengänge².

Sind die Dinge wirklich so berechenbar? Die einfachen Erklärungen greifen auf schon durchgesetzte Sichtweisen zurück, die als "objektive Realität" aufmarschieren. Bei wem soll man sich beschweren? Beim Staat, bei der Universitätsbürokratie, den Hochschullehrer/innen, den Studierenden? Die Krise der Universität ist auch eine Autoritätskrise derjenigen, die diese Einrichtung mit neuen Fragen, mit Inhalt und Substanz zu füllen haben. Die Krise reißt Fassaden weg, die die Uninspiriertheit und Unentschiedenheit ihrer eigenen Mitglieder verdeckten. "Eine Krise wird zum Unheil erst, wenn wir auf sie mit schon Geurteiltem, also mit Vor-Urteilen antworten. Ein solches Verhalten verschärft nicht nur die Krise, sondern bringt uns... um die Chance der Besinnung, die gerade durch sie gegeben ist" (Arendt 1994, 256). Analysen und Handlungswege sind nicht schon gegeben, so daß sie nur darauf warten könnten, wiederholt, gelernt und angenommen zu werden. Sie sind "etwas, wofür man arbeiten muß" (Bauermann 1995a, 250).

I.

1807 verfaßte Friedrich Schleiermacher anläßlich der Diskussionen zur Gründung der Berliner Universität (1809) eine programmatische Schrift, in der er sich Gedanken über das zukünftige Aussehen einer liberalen bürgerlichen Universität machte. Es ist interessant, heute diesen Text zu lesen. Viele seiner Kritikpunkte und Forderungen sind weiterhin bedenkenswert und werden auch durch die Skepsis gegenüber dem universalistischen aufklärerischen Impetus nicht entwertet. In den Ausführungen Schleiermachers geht es um eine Idee von Universität, die Freiheit

und Vernunft zu ihrem leitenden Prinzip macht (Schleiermacher 1950, 204, 178) und der es gelingt, sich auf Wesentliches zu besinnen und Wissenswertes von nur Wißbarem zu unterscheiden. Es geht um die Besinnung auf übergreifende Fragen, statt um Spezialisierung und ehrgeizige Einmauerung innerhalb der Grenzen des jeweiligen Faches. Es geht um die Verpflichtung und Selbstverpflichtung zum Nachdenken über die Menschen, was nach damaligem Stand der Dinge am ehesten im Rahmen der philosophischen Fakultät, dem eigentlichen Zentrum der Universität, in dem alle Mitglieder beheimatet sein sollten, garantiert schien, in Philosophie und Ethik. Es geht um die Unabhängigkeit von staatlichem Eingriffen und staatlichen Pragmatismus, der erstrangig an unmittelbarem Nutzen und schnellem Erfolg interessiert ist; um die Korruptierbarkeit vom Geld, das die Erkenntnis gefährdet, "wenn es den Forschern zur Lockspeise wird" (ebd., 167). Es geht um das Lernen des Lernens und um ein forschendes Lernen, das sich als Annäherung und Verständigung, Gespräch und Dialog versteht, um "mitteilende Begeisterung" (ebd., 182), um Lebendigkeit und Besonnenheit statt um die Richtigkeit der Erkenntnis und die Quantität des Wissens. Es geht darum, daß alle Beteiligten, selber und immer wieder zu Erkenntnissen kommen und die Freiheit haben, neue Wege einzuschlagen. Jedes Curriculum ist dabei lächerlich, heißt es, denn es fördert nur die Stagnation. Die Wissenschaft soll die Einzelnen zu Erkenntnissen heranbilden, und die Einzelnen sollen wiederum zu ihrem Teil die Wissenschaft weiter bilden, also verändern. Hier wurde offensichtlich noch erwartet, daß eine so verstandene Bildung dem Selbstverständnis der Gesellschaft dient, oder auch, daß sie überhaupt niemandem dient als der Einsicht, dem Verstehen, dem Urteilsvermögen von Menschen. Was dazu notwendig ist, ist Fragefreude, Sorgfalt und Zeit.

II.

Die alte Forderung, Wichtiges von Unwichtigem und Wissenswertes von Wißbarem zu unterscheiden, gilt heute vielen für undurchführbar. Oder sie wird kaum noch gestellt. Außerdem sind wir längst daran gewöhnt, die wissen-

schaftliche Neugier für eine Quelle moderner Entzweiungen und Gefährdungen zu halten, und Vielen sind diese Nachrufe auf die Wissenschaft sympathischer als der alte Bildungsoptimismus, der in heutigen Ohren wie der expansive Triumphtrompetenstoß (Chargaff 1991, 105) Alexander von Humboldts klingt. Jedenfalls, wir haben ja genug Geld, dem menschlichen Wissensdurst zu mißtrauen, der sich spätestens in diesem Jahrhundert zur Quartalssäuferlei und Wissenssucht und zum imperialistischen Imperativ (ebd., 95) entwickelt hat. Dieses Urteil betrifft im allgemeinen zwar erstrangig die Naturwissenschaften. Für die Geistes- und Sozialwissenschaften, die über weniger Macht und weniger Gier zu machen verfügen, trifft heute vielleicht eher das Gegenstück zu, was auch nicht besser ist - die Ermüchtung an ihrem eigenen Gegenstand, an Menschen und Gesellschaften. Ergebnis sind Bestandsaufnahmen ohne Vision, der Verlust des Zutrauens in menschliche Einsicht und in das eigene Erkenntnis- und Urteilsvermögen.

Klaus Heinrich hat bereits in den achtziger Jahren die totale Entartisierung der Beziehung zwischen den Universitätsmitgliedern und ihrer Institution beklagt. Die Abkühlung sei komplett, das Verhältnis tot. Die Universität sollte einmal dazu dienen, durch ihre Reflexion Gesellschaft ein Bewußtsein ihrer selbst zu geben. Vor diesem Hintergrund ist nicht nur die Tatsache deprimierend, daß viele Ausbildungsgänge streng geplante Wege in ein berufliches Nichts bieten, Haushalte gekürzt, Institute gestrichen, Studienzeiten und Studienordnungen regimentiert werden. Das Deprimierendste von allem ist, daß die Universität offenbar blind weiter- und vor sich hinfunktioniert und die meisten ihrer Angehörigen öffentliche Gedanken über das eigene und gesellschaftliche Selbstverständnis nicht für nötig halten. Die Universität wird zum Polytechnikum, zur Ansammlung von Fachschulen, zur Behördenuniversität. Sie wird behandelt und verwaltet wie ein zu rationalisierender Großbetrieb. Da dieser zum Bruttosozialprodukt weniger beiträgt, können wir auch unsere Tätigkeit nicht richtig verteidigen. Reflexion, verstehen, Erkenntnis, eigenes Denken wird zum Luxus. Forschung verkommt zu einzelnen von der Ministerialbürokratie geförderten und

geplanten "Forschungsvorhaben". Diese sagen einiges aus über die Interessen der Geldgüter und über den Gebrauch der Forschungsergebnisse zur Effizienzsteigerung von Argumenten gegenüber dem jeweiligen politischen Gegner. Sie sind Vorzeigemittel und Prestigeinstrumente zur inner- und außeruniversitären Gewichtssteigerung von Auftragnehmern und Auftraggebern. Aber die Koppelung von "Bildung" und "Bedarf", Angebot und Nachfrage sagen nichts darüber aus, was die Mitglieder dieser Institution eigentlich selber in ihr tun und aus ihr machen wollen, und das alles ist wenig dazu angetan, daß die Studierenden ein Bewußtsein vom eigenständigen, gesellschaftlichen und persönlichen Wert geistiger Arbeit bekommen können.

In den achtziger Jahren ist noch viel geredet und geschrieben worden über das Verhältnis der sog. "Reflexionswissenschaften" zu den Technologie- und Naturwissenschaften. Es ging zum Beispiel um das "Prinzip Verantwortung" (Jonas 1984) und die Forderung, Folgen der Forschung und der hergestellten Produkte vorherzusehen und das Handeln dementsprechend zu beschränken. Da es möglich ist zu wissen, was mit vorbereiteten oder hergestellten Produkten geschieht, sind wir auch verpflichtet, es zu wissen (Negt 1988, 71). Heute scheint auch das egal oder aussichtslos zu sein, oder den Produkten wird weniger mißtraut, so als sei die Lage im wesentlichen beruhigt, akzeptabel und im Griff.

Wenn der Ort Universität kein inspirierender Ort mehr ist, kann um ihn auch nicht gekämpft werden und hat eine Politik der Sparmaßnahmen leichtes Spiel. Bei vielen Universitätsangehörigen regiert Resignation und Indifferenz oder angestrenzte Besitzstandsicherung und emsiges Verwaltungshandeln. Es regiert die Angst: vor Abwicklung, Stellenstreichungen, Anschlußverlust, Prestigeverlust, Arbeitslosigkeit, Nicht-Verwertbarkeit der Ausbildung, Wertlosigkeit der Bildung etc. Von der Fortexistenz menschlicher Ängste aber leben alle Herrschaftsverhältnisse (ebd., 68). Wenn diese Art Ängste zur dominierenden Triebkraft werden, um die Universität zu verteidigen, dann bleiben nur noch die Verbarrikadierungen in den geschlossenen Welten der Fachdisziplinen, bleiben Konformismus, Ab-

schottung, Konkurrenz und Eifersucht, Denk- und Handlungsgefängnisse, abgedichtete Räume. Sie bringen das zum Verschwinden, was den Sinn von Universitäten ausmacht, die Tätigkeit des Denkens, die mai erweitertes Denken genannt worden ist. So wird die Universität zur Karikatur ihrer selbst.

III.

In Zeiten der Systemkonkurrenz mit dem Ostblock galten Bildung und soziale Sicherungen als Investitionen in die innere Stabilität der westlichen Industriegesellschaften. Heute wird der Sozialstaat ebenso wie das Bildungssystem mehr und mehr als bloßer Kostenfaktor behandelt (Fischer 1996). Bis zum Zusammenbruch des kommunistischen Regimes hat der sogenannte soziale Kapitalismus mit der Verbindung von Marktwirtschaft, Demokratie und Sozialstaat die westeuropäischen Gesellschaften für viele wohnlich gemacht. Der ungehinderte Sieg des Wirtschaftsliberalismus und die Folgen einer globalen Ökonomie scheinen dem ein Ende zu setzen. Die Universität spiegelt im Prinzip den gleichen Sachverhalt, jedenfalls scheint es so. Dennoch, das Argument, die Universität unterliege automatisch den gleichen Gesetzmäßigkeiten, die auch überall sonst am kapitalistischen Werk seien, ist ein Totschlagargument, das das Spezifische dieser Institution und die spezifischen Verantwortlichkeiten verwischt und das Handeln beschränkt oder zerstört.

Die Krise könnte auch dazu dienen, daß die Universitäten sich zu ihrer zukünftigen Funktion einfallen lassen. Geeignet dafür ist zum Beispiel die Tatsache, daß immer weniger Menschen immer mehr produzieren und alle Programme, die mittel- oder langfristig die alte Voll- und Vollzeitbeschäftigung versprechen, politische Sprechblasen sind. Das gewohnte Verhältnis von "Arbeitszeit" und "Lebenszeit" verändert sich, die gewohnten Abläufe der Lebensbiographien - erst Schule, dann Ausbildung, dann Beruf, dann Beruf und Familie, dann Beruf ohne Familie, dann Ruhestand - geraten durcheinander, die Lebensschritte und -fortschritte verlieren ihre Linearität und Berechenbarkeit, immer mehr Menschen absolvieren im Lauf ihres Berufslebens mehrere Ausbildungen. Neuverteilung gesellschaftlicher Arbeit³ heißt somit auch Ein-, Aus- und Umstieg in verschiedene Berufe

³ Siehe dazu die Kontroverse zwischen sozialdemokratischen und grünen Positionen, z.B. Müller (1996), Maldaner (1996).

⁴ Die Möglichkeit des Ausstiegs und Wiedereinstiegs müßte natürlich auch für die Hochschullehrer/innen gelten.



und Tätigkeiten, in Vollzeit- und Teilzeitarbeit und arbeitsfreie Zeit, bezahlte Arbeit, erzwungene Arbeitslosigkeit, gewollte Arbeitsunterbrechung, Kinderversorgung, Umschulung, Weiterbildung, Fortbildung, Bildung etc. Perspektivisch gehört zu jedem Erwachsenenalter ein kontinuierliches Neu- und Weiterlernen. Wenn solche Diskontinuitäten tendenziell alle betreffen und zum selbstverständlichen Lebenskonzept vieler werden, müssen sie nicht mit beruflichem Abstieg, sozialer Deklassierung und persönlicher Demütigung verbunden sein.

Eine solche Perspektive hätte Folgen für die Struktur und Aufgaben der Universität.⁴ Denn diese verlöre immer mehr den Charakter einer Lehranstalt zur gezielten akademischen Berufsausbildung für junge Erwachsene. Sie würde ein Ort, an dem Menschen verschiedenen Alters, verschiedener Herkunft und Geschichten forschen, studieren, lernen - eine freiwillige oder unfreiwillige Pause, ein Anhalten und Unterbrechen, ein Ort der Denkarbeit und gesellschaftlicher Innovation, ein Zeit-Raum, eine Form von Freiheit. Es ist ebenso vorzeitig wie menschenverachtend, solche Möglichkeiten als Luxus- oder Spielwiesenblüten, als Zeitvertreib, Beschäftigungstherapie oder



Workshopkultur zu diskreditieren. Vielmehr geht es um die Möglichkeit, Forschung, Bildung und eigener Untersuchungsarbeit einen anderen Gebrauchswert zuzugestehen als bisher. Das altmodische Geschäft des Denkens und Begreifens, die Zuwendung zu vergangenen und gegenwärtigen Wirklichkeiten, die geeignet sein können, sich diesen zu stellen und entgegenzustellen, würden in den gesamten Lebensablauf hineingeholt, statt Bildung auf die Präparation für einen fingierten Arbeitsplatz zu reduzieren und auf eine vorab definierte Voraussetzung zu einer speziellen Berufstätigkeit zu trimmen, die ja gerade immer weniger vorab definierbar ist. Eine Forschung und gesellschaftliche Reflexion würde möglich, die zwar in vorübergehender Distanz zu gesellschaftlichen Zwängen, nicht aber im alten Elfenbeinturm stattfände, denn die Beteiligten würden nicht nur diesen Ort und nicht nur dessen Blickwinkel auf die Welt kennen.

Wissenschaft unter solchen Bedingungen wäre wahrscheinlich weniger als heute geeignet, einem Fortschritt zu dienen, der gerade das zerstört, weswegen manche Wissenschaften sich vielleicht einmal auf den Weg gemacht haben. Oder einem Fortschritt,

der mit Hilfe der beiden modernen Versuchsanordnungen - der kapitalistischen und der sozialistischen - gerade nicht erreicht wurde: das Planen und Herstellen von Gesellschaften, die Teilbotschaften der Aufklärung aufnehmen und dabei entweder das Prinzip der Gerechtigkeit oder das Prinzip der Selbstbestimmung mißachteten. "Ich kann mir keine Gesellschaft vorstellen, die diese beiden Werte jemals gänzlich aufgibt. Sobald die Idee der Gerechtigkeit und die der Selbstbestimmung einmal erfunden sind, ist es unmöglich, sie zu vergessen. Sie werden uns bis zum Ende der Welt verfolgen und bedrängen" (Bauman 1995a, 262). Wissenschaften könnten heute, statt Kultur des Kapitalismus zu sein, einen Beitrag zur Gegenkultur der Moderne leisten, d.h. sich verantwortlich erklären für deren Selbstkorrektur.

Viele Universitätsangehörige sind dabei, solche Erkenntnisideale in voraus-eilendem Gehorsam hilflos aus der Hand zu geben oder von Bedarfs- und Marktargumenten widerspruchslos totschlagen zu lassen. Oder machen sich im Gegenteil gerade diejenigen lächerlich, die der Ausschließlichkeit ökonomischer Gegenargumente trotzen und den Postulaten nach Reflexion und Besinnung immer noch etwas abgewinnen wollen? Was ist mit dem Einwand, daß in dem Moment, wo das Geld ausgeht, das menschliche Bewußtsein und die Hoffnung auf dessen Veränderungsmöglichkeit bemüht wird? Ist er so überzeugend, daß kein Mensch mehr auf einer nicht markt-gängigen Reflexion und auf der Bildung als einem Menschenrecht bestehen kann, ohne hoffnungslos naiv und antiquiert zu sein?

IV.

Wenn der Staat ärmer wird und die Universitäten sich zu "verschlanken" haben, sind bekanntlich besonders die kritischen Sozialwissenschaften gefährdet. Die Gründe liegen auf der Hand. Sozialwissenschaften⁵ befassen sich mit einer Gesellschaft, die real existiert sowie mit Individuen, die diese Gesellschaft bestimmen und von ihr bestimmt werden. Der sozialwissenschaftliche Gegenstand - konkrete soziale Realitäten, die wir nicht erfinden, sondern vorfinden - zwingt also unweigerlich den Blick auf Probleme, die Menschen machen und die Menschen haben. Die

5

"Sozialwissenschaften" ist hier als Überbegriff verschiedener Disziplinen gemeint, deren Ausgangspunkt die vorfindliche Realität jetzt lebender Menschen ist: z.B. Soziologie, Sozialpsychologie, kritische Psychologie, Erziehungswissenschaften, Sozialpädagogik.

6
Die UNO hat Anfang der neunziger Jahre ein Dokument verfaßt, mit dem - analog zur ökologischen Problematik - ein Bewußtseinsbildungsprozeß über soziale Probleme in Gang gesetzt werden sollte und Soziale Arbeit/Wissenschaft im weiten Sinne als Menschenrechtsprofession definiert wird. Das geschah im Rahmen einer weltweiten "Kampagne für Menschenrechte", die 1992 vom UNO-Zentrum für Menschenrechte in Zusammenarbeit mit der International Federation of Social Work (IFSW, Sitz in Genf) und der International Association of Schools of Social Work (IASSW, Sitz in Wien) ausging (Staub-Bernasconi 1995, 413ff).

7
z.B. des Diplom-Studienganges Sozialpädagogik an der TU Berlin im Zuge der Finanzkürzungen 1996

Gesellschaft ist nicht nur Gegenstand faktensammelnder Betrachtung, sondern wird selbst zur Frage. Diese ist widerspruchs- und anspruchsvoll, viel unbestimmter als diejenige der sogenannten Wissenschaften, uferlos, denn das Spektrum der Fragen betrifft längst nicht nur individuelle und regionale, sondern globale, internationale, historische, ökonomische Problemzusammenhänge - im weitesten Sinne Fragen der Menschenrechte.⁶

Je weniger die Sozialwissenschaftler an den modernen Ambitionen der Menschheitsverbesserung, am normierenden Eifer und eurozentrischen Wirkungsoptimismus festhalten, desto mehr sind sie mit der Tatsache ihrer gesellschaftlichen Abwertung konfrontiert. Eine Erklärung liegt im Gegenstand. Gesellschaft und Politik produzieren vermehrt und massenhaft soziale Probleme und wollen sie sich gleichzeitig weitestmöglich vom Leibe halten. Das Vorurteil einer im Prinzip intakten Gesellschaft bleibt nur solange einigermaßen aufrechtzuerhalten, wie die Probleme kaschiert, verdunkelt, an den Rand befördert werden können. Werden soziale Probleme zu Abfall und Ausschluß gemacht, geraten auch die mit ihnen befaßten Wissenschaften in die Nähe des Abfalls. Die drohende Beseitigung sozialwissenschaftlicher Disziplinen⁷ ist so auch ein Schritt auf dem Weg, unliebsame Fakten und Fragen aus dem öffentlichen Bewußtsein zu beseitigen. Die Probleme werden marginalisiert auch mit Hilfe einer Marginalisierung der sie behandelnden Fächer. Und diese sind an den Abwertungen auch selbst beteiligt, sofern sie sich solchen geheimen Übereinkünften unterwerfen. Jedenfalls, wer die diskriminierten Probleme benennt und analysiert, wird normalerweise mitdiskriminiert, macht Probleme und macht sich an ihnen schmutzig.

Die Sozialwissenschaften treffen weiterhin auf ein schwerwiegendes technokratisches Vorurteil, das geeignet ist, die fachliche Abwertung zu legitimieren: die Forderung nach Effizienzorientierung. Dieses Vorurteil mißt soziale Probleme am Maßstab einer defekten Maschine, die von Fachleuten repariert werden soll. Da die Sozialwissenschaften menschliches Unglück und soziale Abweichungen nicht erfolgreich behandelt, geschweige denn abgeschafft haben und die Probleme nicht "lösen",

werden die gesellschaftlichen Erwartungen an ihre Produktivität gnadenlos aufgekündigt: wenn soziale Probleme mit wissenschaftlichen Mitteln nicht reparabel sind, sind die entsprechenden Disziplinen auch entbehrlich, jedenfalls reduzierbar. Diese Logik enthält ein gefährliches Totschiagargument, das die Angegriffenen in die Enge treibt. Soziale Probleme sind in der Tat mit wissenschaftlichen, soziologischen, pädagogischen, sozialpädagogischen etc. Mitteln nicht aus der Welt zu schaffen, denn ihre "Klientel" ist nicht deren Ursache. In dem Angriff verbirgt sich ein Menschenbild, mit dem die Lebens- und Überlebensprobleme von Menschen am Modell des Fabrizierens und Herstellens gemessen werden: "Wo gehobelt wird, da fallen Späne". Oder: man muß ein Glied amputieren, um den Körper zu retten (Bauman 1995b, 335). Der Gegenstand wird zu einem großen Stück Stoff, "aus dem wir heraus-schneiden können, was wir wollen, um es wieder zusammenschneiden, wie wir wollen" (Arendt 1991, 298). Die schlichte Effizienzorientierung, die Verabsolutierung der Zweck-Mittel Kategorie und die Überzeugung, daß das Prinzip des Nutzens alle Probleme lösen könne, deformieren jedes soziale Denken und soziales Handeln. Handeln wird überflüssig gemacht, wenn seine Existenzberechtigung von seinem angeblich allgemeinen Nutzen und höheren Zweck anhängig gemacht wird. Denn das Kennzeichen des Handelns liegt gerade darin, daß es sich den Normen instrumenteller Nützlichkeit und den Berechenbarkeiten mechanistischen Funktionierens entzieht. Das Handeln unter Menschen ist eine Frage des Verstehens, des Dialogs, des Austausches, der Anregung, der Zwischenmenschlichkeit, der Erfahrung, der Konfrontation. Was daraus wird, bleibt immer unerträglich. Diese Tatsache aber ist allen Technokraten im Kopf vollends unerträglich. Wer die sozialwissenschaftliche Produkt- und Effektorientierung fordert, fordert nicht Wissenschaftlichkeit, sondern nötigt zur Unmenschlichkeit.

Sozialwissenschaften verstehen sich nicht mehr durchgängig als Regulierungs- und Problem-Lösungswissenschaften, sondern als Interpretations- und Reflexionswissenschaften, als kommentierende Wissenschaften, auch als Handlungswissenschaften. Sie

zu einem Wissenschaftsverständnis zu nötigen, das erstrangig auf Standardisierung, Vorhersagbarkeit, Verwertbarkeit oder sozialtechnologische Kontrolle aus ist -also auf eine "moderne" Sozialwissenschaft von gestern - geht nicht nur an den Möglichkeiten, sondern an Sinn und Intention der Arbeit vorbei. Eine Wissenschaft wird dadurch legitim, daß sie Handwerker/innen für einen erfolgreichen Pannier-Reparaturbetrieb ausbildet und eine Problemdefinition vorlegt, die alle Denk- und Handlungswege von vornherein methodisch und inhaltlich kanalisiert. Das Handeln ist die vielleicht immer mehr verschwindende menschliche Fähigkeit, die sich ohne Vermittlung von Material und Dingen direkt zwischen Menschen abspielt und ihre Macht oder Ohnmacht, ihre Ermächtigung und Entmündigung zeigt. Sozialwissenschaften geht es um den Versuch, das Handeln von Menschen in der Gesellschaft zu verstehen, auch - zum Beispiel der Sozialpädagogik - um den Versuch, mit Menschen zu handeln und im Handeln menschliche Erfahrungen zu erweitern und zu verändern. Diese können Menschen irritieren, beleben, unterstützen, ermutigen, zur Reflexion, zu neuen Entscheidungen bringen, nicht aber Verhalten in geplante Richtungen lenken und Verhaltensänderungen determinieren. Diejenigen, die Effektivität und Zweckorientierung zum einzigen Maßstab dieser Anstrengungen machen, entblößen nichts anderes als traurige Inkompetenz oder bewußte Ignoranz, und beide sind deswegen so zum Verzweifeln, weil sie über Macht und Mehrheit verfügen.

Zweifellos tun sich kritische Sozialwissenschaften mit ihrer Einordnung in konventionelle Wissensstandards schwer. In ihrem vom herkömmlichen Kodex abweichenden Wissenschaftsverständnis drückt sich auch ein Kampf um und mit dem Gegenstand aus. Sexistische und rassistische Diskriminierung zum Beispiel ist kein "soziales Problem" im klassischen Sinne, sondern ein politisches, und Herrschaftsanalyse enthält nicht den schnellen handlichen Lösungsvorschlag. Sozialwissenschaften, denen es ums Handeln unter Menschen geht und die sich als "praxisnah" verstehen, können sich außerdem den konkreten Missetzen und dem dringlichen Bedarf nach aktuellen Abhilfen nicht einfach entziehen. Und wer sich das Ziel setzt, Theorie und

Praxis zu verbinden, läuft Gefahr, am eigenen Anspruch zu scheitern. Die unmittelbare Nähe zur schlichten Alltagspraxis verführt zur Flickschusterei in den jeweiligen sozialen Nah- und psychischen Binnenräumen. Manche lassen sich zu einer Praxisdominanz nötigen, unter deren Druck ihnen dann wenig einfällt gegenüber dem Vorurteil, Theoriebildung werde angesichts der Dringlichkeit der Probleme zum erntbehrlichen Luxus. Feministische Kritik hat sich gegen solche Konventionen seit langem gewehrt, denn mit ihnen setzt sich eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung fort, mit der Männer für die Theorieentwicklung, Frauen für den caritativ bleibenden Hilfeversuch der sogenannten Praxis zuständig bleiben. Der Zusammenhang von Denken und Handeln wird wieder zerschnitten und eine Spaltung verfestigt, die die patriarchale Kultur mit größtem Erfolg ununterbrochen betreibt. Das Denken wird delegiert, anstatt es vielen zuzutrauen - nicht zuletzt den Neuankömmlingen.

V.

Der Zutritt von Frauen zur Universität, der hierzulande vor etwas hundert Jahren in Aussicht stand⁸, war vom Vertrauen in die eigene Kraft, von Lernbegierde, Zukunftshoffnung und von höchster Selbst- und Menschenerwartung begleitet. Dokumente jener Zeit zeigen ein solches Hochgefühl, eine solche geistige Neugierde auf die Welt, daß die heutige Leserin der Neid befallen kann. Das Leben war noch ein großes Rätsel (Huch 1965, 40). Gesellschaftliche Schranken erschienen wie Kreidestriche, die zu überwinden Frauen sich zutrauen. Alle Denkangelegenheiten waren leidenschaftliche Angelegenheiten (Koepcke 1986, 406). Es war eine Welt- und Liebessuche (Andreas-Salomé 1985), mit der - die wenigen - Frauen am geistesgeschichtlichen Reichtum der Epoche teilhaben und mitarbeiten, selbst denken und selbst arbeiten wollten (Andreas-Salomé 1974, Welsch/Wiesner 1988). Ein späterer Anlauf, der Feminismus der siebziger Jahre, begann unter ganz anderen Voraussetzungen, nämlich formaler Gleichberechtigung, gleicher Bildungschancen und der Empörung über ein gesellschaftliches Unrecht, das sich in den Wissenschaften und im Wis-

8

Die Universität Zürich hieß als erste deutschsprachige Hochschule 1867 Frauen zum Studium zu, was zur Folge hatte, daß Zürich bis zur Jahrhundertwende ein Sammelbecken der ersten Studentinnen aus verschiedenen europäischen Ländern wurde. In Deutschland durften sich die ersten Frauen in Baden, 1899 in Freiburg und 1901 in Heidelberg, immatrikulieren, in Preußen seit 1908 (Verein Feministischer Wissenschaft 1988, Soden/Zipfel, 1979)

sensbetrieb in aller Klarheit niederschlug. Das Ausmaß des Androzentrismus wurde überhaupt erst mit zunehmender Erfahrung und Recherche sichtbar. Der Enthusiasmus studierender und lehrender Frauen war von der Vorstellung getragen, daß Frauen sich im letzten Viertel dieses Jahrhunderts Gehör und öffentliche Orte schaffen und gegen die Wirksamkeit einer unangefochtenen Herrschaftslogik, die wir patriarchal nennen, angehen könnten. Das hieß, sich in die historische Kontinuität vieler Vorgängerinnen zu stellen und sich gleichzeitig zur systematischen Kritik an Mißhandlungen, Übergriffen, Lügen oder Unfug zu ermächtigen, die im Namen unangefochtener Wissenschaften betrieben werden.

Die Anfangsbegeisterung war diejenige von Außenseiterinnen, die aus der Position der Marginalität Veränderungen bewirken statt als "Gleiche" einsteigen und unter allen Umständen dazugehören wollten. Die Universität sollte ein Ort werden, an dem Frauen - Studentinnen ebenso wie Hochschullehrerinnen - in eigener Regie und Verantwortung ihre Einsprüche und ihr Interesse an Erkenntnis und Selbsterkenntnis entwickeln können, ohne in die Fallen einer vorgeprägten Wissenslandschaft zu geraten oder einer bloßen Aufmöbelung abgewirtschafteter Denkleistungen zu dienen. Der "Sonderstatus" von Frauen als historischen Neuankömmlingen in der Institution Universität sollte nicht ein Sonderstatus der Wenigen oder der Unauffälligen und Gefälligen bleiben, sondern derjenige eines fordernden und kritischen Potentials werden. Die Unversöhnlichkeit und Untröstbarkeit über den Stand der Dinge barg die Leidenschaft zu einer anderen Gesellschaft, auch einer anderen Universität.

Die politische Enttäuschung blieb nicht aus. Wer neu anfängt, neigt vielleicht dazu, die verändernden Auswirkungen des Neuzutritts zu überschätzen. Das junge Bewußtsein, das Pionierbewußtsein mißt die Veränderungserwartungen an die Gesellschaft, die Institution, die Gegner, die Verbündeten und an sich selbst an einem Ideal, das allein schon deswegen konkret erreichbar erscheint, weil es historisch oder biographisch erstmals formuliert wurde - eine Illusion, der viele Frauen sich vielleicht in bezug auf ihre wissenschaft-

liche und politische Bedeutung hingeben hatten. Enttäuschte Erwartungen von Neuankömmlingen sind aber nicht nur gefühlmäßige Nebenasspekte der Misere. Erwartung ist eine zerbrechliche Ressource. Und sie ist ein Politikum, wenn die Enttäuschung nicht zur heilsamen Ernüchterung wird, sondern einfach Verschleiß von Potential und Verschleuderung von Engagement ist: ein Mittel zum Überflüssigmachen von Menschen wie die Heimatlosigkeit. Jeder Veränderungselan ist zerstörbar oder korrumpierbar, wenn er als unbrauchbar und überschüssig abgetan wird. Die Universität als Ort des Denkens, Forschens und Erfahrens ist tot, wenn sie sich daran beteiligt, Menschen entbehrlich zu machen, die diese Tätigkeit suchen und einbringen wollen.

Dennoch, Erfahrungen mit feministischer Forschung sind in den letzten zwei Jahrzehnten immer wieder den angedeuteten Vorstellungen von Bildung und Erkenntnis nahegekommen. Die feministische Theorie hat im Laufe dieser Zeit aus eigener Reflexionskraft eine Dynamik und Veränderungsbereitschaft bewiesen, die meines Erachtens nicht gerade typisch für die Institution Universität ist. Die Veränderungen sind nicht Reflexe wirtschaftlicher oder ministerieller Forschungsaufträge, auch nicht Resultate institutioneller Förderungen oder fachimmanenter Diskurse und Schulbildungen. Sie sind vor allem eine Resonanz auf widersprüchlichste gesellschaftliche Erfahrungen, auf Dialoge mit "den Anderen", auf kontinuierliche Selbstbefragung. Sie sind Ausdruck des eigenen Involviertseins in eine Wirklichkeit, zu der auch diejenigen gehören, die am wissenschaftlichen Diskurs nicht beteiligt sind und die sich als gefügige Objekte wissenschaftlicher Diagnosen nicht eignen. Die Erfahrung der Marginalität erzeugt nicht automatisch eine Schubkraft hin zum mainstream, sondern kann vielleicht auch unabhängiger von deren Regeln und Eitelkeiten machen.

Feministische Theoretikerinnen haben die eigene Anfangsthese, daß die Frauenunterdrückung eine gleiche und weltweite Grundlage in der universalen Struktur des Patriarchats besitze und daß eine kulturübergreifende Frauenidentität vorzufinden oder zu schaffen sein, längst als kolonialisierendes Denken zurückgewiesen. "Frauen" zu ei-



ner bruchlosen Kategorie zusammenschmieden zu wollen und die Welt in zwei Geschlechtereinheiten zu kategorisieren, der Opfer und Täter entsprechen, wird zunehmend als totalitärer Reflex einer totalitären Geschlechterpolitik begriffen. Feministische Kritik versteht sich als eine Kultur- und Herrschaftskritik, in der sich die Zurückweisung der Herrschafts- und Universalitätsansprüche des weißen männlichen Subjekts mit der neueren postmodernen Kritik an den Herrschafts- und Universalitätsansprüchen der westlichen Moderne verbindet. In beiden Fällen geht es um Kategorisierungs-, Ausschluß- und Hierarchisierungsverfahren, die den ideologischen Kern modernen Denkens ausmachen. Feministische Arbeit, sofern sie sich als Herrschaftskritik versteht, kann also Herr-

schaft nicht auf die Geschlechterverhältnisse beschränken und die Geschichte des Kolonialismus, des Rassismus, des Antisemitismus, auch die Geschichte der Naturzerstörung nicht wegräumen und damit das eigene Gepäck erleichtern. Diese Kritik zu betreiben ist keine Position von Opfern. Sie denkt Frauen der westlichen Welt nicht vorab als Beschädigte patriarchaler Gewalt, sondern als Zeitgenossinnen, als Mitglieder einer Kultur, in deren Herrschaftspraktiken sie selbst verstrickt sind, für die sie somit auch Verantwortung tragen, statt die Realität des Geschlechterunrechts zur Absolution des eigenen Geschlechts zu benutzen. In der Reflexion der Moderne kommen Herrschaftskritik und Patriarchatskritik zusammen und sind die verschiedenen Frauen als marginale Akteurinnen oder

zentrale Leidtragende, als unsichtbare Unterstützerinnen oder sichtbare Abweicherinnen einbezogen, und zwar als selbst Handelnde.

Die Bereitschaft zum ständigen Weiter- und Umdenken hat zu einer Breite und Diversität von Denkansätzen geführt, mit denen es "den" Feminismus im Singular längst nicht mehr gibt. Eine Voraussetzung ist die Absage an dogmatische Bindungen und pluralitätszerstörende Verpflichtungen zu einer "Weltanschauung". In den Frauenbewegungen hat eine Politisierungsthese nach Art der früheren Linken schon deswegen wenig Chancen, weil die beteiligten Frauen nicht einer "Fraktion" angehören und keine zentralisierenden Denkontexte kennen. Sie kommen aus verschiedensten sozialen, kulturellen, politischen Gegenden, und die Inakzeptanz von Total- und Generalerklärungen wird schnell konkret erfahrbar, wenn es gelingt, die Pluralität der Sichten zu vergegenwärtigen statt die eigene "Identität" zu retten, zu definieren, zu säubern und aufzuwerten. Auch wenn sich immer wieder Monokulturen bilden - sie haben meist keine besondere Stabilität, sofern die Irritation durch die "Anderen" und die Standpunkte von Abwesenden direkt oder indirekt präsent bleiben. Diese Pluralität erscheint nur dann als "Schwäche", wenn die Formation zu erzwungenen Einheiten als Stärke gilt.

Das alles hat eine ständige Irritation einmal eingenommener Standpunkte und eine unvorhersehbare Ausweitung des Gegenstandes, der Forschungsfragen, des Lernstoffes und seiner Zeitspannen, der Erinnerungsarbeit zur Folge. Feministische Kritik betätigt sich im ständigen Überschreiten heiliger Grenzen und im Abbau fachlicher Territorialisierungen. Sie versteht (Sozial-)Wissenschaften als Gesprächs-Wissenschaften, die Interaktion, Verknüpfungen und Offenheiten brauchen. Feministische Kritik braucht außerdem die Bereitschaft zu einer "unweiblichen", nämlich nicht-familialen Mitmenschlichkeit, somit auch eine Lernbereitschaft, die die konventionellen Geschlechtsidentitäten mit vielen persönlichen Konsequenzen in Frage stellt. Und so ist es eigentlich selbstverständlich, daß wir Schwierigkeiten haben, mit den Problemen fertig zu werden, die wir aufwerten. Aber die Störfaktoren und Störpraktiken im ständigen Weiter-so brin-

gen denen, die sich gestört fühlen, ebenfalls Schwierigkeiten, mitunter auch Anstöße. Bei allen Überforderungen durch das Problemspektrum hat diese Arbeit einen enormen Bedarf an forschendem Lernen aktiviert. Sie hat viele verschiedene Anfänge ermutigt und viele Anfängerinnen - auch Frauen mit sogenannten brüchigen Bildungs- und Lebensbiographien, die zunehmend zu "Normalbiographien" werden - einbeziehen können. Es entstand eine immer zerbrechlich bleibende, sich nie etablierende und dennoch nie völlig zerfallende weil immer wieder aktivierbare institutionelle Macht. Diese ist keine Geschenk und kein Besitzstand. Sie zu erhalten kann nicht an die universitäre und politische Bürokratie delegiert werden, sondern ist in erster Linie eine Aufgabe der Neuankömmlinge selbst. Sie kommen nicht darum herum, sich selbst zu ermächtigen und sich die Mühe zu machen, für ihre Bildungsansprüche und Arbeitsinhalte einzustehen und andere von deren Wert zu überzeugen.

VI.

Ein großer Teil der universitären Wissenschaften benimmt sich so, als habe es Auschwitz, Gulag, Hiroshima und andere politische und ideologische Katastrophen dieses Jahrhunderts nie gegeben. Mit ihren "normalen" Diskursen und ihrem monologischen Denken beteiligen sie sich am Desinteresse an der Welt und an einem Fatalismus der Selbsterstörung, der vor dem Autoritätsverlust aller universellen Werte und der Relativierung aller Werte der Menschlichkeit sprachlos bleibt. Eigentlich wäre es naheliegend, daß die Wissenschaften, die mit Menschen-in-der-Gesellschaft befaßt sind, sich heute entschließen könnten, Fragen der Menschenrechte zu ihrer Grundorientierung zu machen. Es sind Fragen nach dem Verhältnis von Moral und Politik, auch Fragen nach den ethischen Problemen der heutigen Gesellschaft, die nach einem neuen Horizont ihrer Entscheidungen verlangt. Sozialwissenschaft einschließlich Sozialer Arbeit könnte sich auf ihre gesellschaftliche und fachliche Verantwortung besinnen und ihren Beitrag zur Wachhaltung und Aktualisierung der großen Postulate "Gerechtigkeit", "Gewaltlosigkeit", "Selbstbestimmung", "Nicht-Diskriminierung" leisten. Die alten Ideen liegen nicht fertig vor. Sie müssen unter neuen Bedingungen weitergedacht und weiterentwickelt werden, zum Beispiel des Verschwindens politischer Utopien,

des Endes der bipolaren Weltordnung, der Ausbreitung transnationaler Wirtschaft und der imaginierten Autarkie nationaler Politik. Und sie müssen vor den Deformationen, Erwegen und Spaltungen geschützt werden, die dieses ausgehende Jahrhundert bis zum Exzeß vorgeführt hat. Sich mit der Tradition der Menschenrechte einschließlich ihres ethnozentrischen Mißbrauchs - einem "Kolonialismus im Gewande der Humanität" - auseinandersetzen bedeutet, die lokalen Probleme in einem "weltweiten" Kontext zu analysieren und wissenschaftliche Arbeit auch als politisches, öffentliches Handeln zu verstehen. Mit der Definition als "Menschenrechtsprofession" und mit der Besinnung auf die moralische Verantwortung, "das Kostbarste der Menschenrechte" (Bauman 1995b, 373), könnte sich das Soziale Wissenschafts- und Berufsverständnis von lastenden Traditionen befreien. Dafür müssen angestammte Plätze verlassen werden. Dazu gehört die Verabschiedung von der hybriden Ansicht, soziale Prozesse nach technologischen Modalitäten zu steuern, die Herr- und Meisterschaft über deren Lenkung auszubauen und Menschen in Höher- und Minderwertige, Befreiungsbedürftige und -unbedürftige, Normale und Non-konforme, Zugehörige und Nicht-Zugehörige zu kategorisieren. Der Sinn einer Forschung, die das Nachdenken aus der Reihe der sinnvollen menschlichen Vermögen nicht ausmerzen will (Arendt 1981, 298) und die Fäden zur Geschichte - die haßlichen wie die schönen nicht abreißt, besteht vor allem in dem nicht unbedingt prestigeträchtigen Versuch, das Gespräch in Gang zu halten und mit anderen in Dialog zu kommen, überhaupt wach zu bleiben.

Solche "nicht-normalen Diskurse" und Abweichungen von den vorgegebenen Tagesordnungen sind auch in den Universitäten die Seltenheit geblieben. Eine Ursachen- und Handlungsforschung über diskriminierende Ideologien und Praktiken, die konkrete Menschen und Menschengruppen in ihrer Existenz treffen und an denen Angehörige der westlichen Welt einschließlich ihrer Wissenschaften maßgeblich beteiligt sind, erfordert nicht in erster Linie die Vermehrung wertneutraler Recherchen, sondern ein anderes Denken. Es braucht die Solidarität mit anderen Menschen, die bedroht ist durch den Drang der Spezies Mensch nach Omnipotenz (Bauman 1995a, 114), jene "Leidenschaft des empörten Mitleidens, durch die

von jeder Menschen für die Gerechtigkeit mobilisiert worden sind" (Arendt 1948, 309). Nur unter solchen Voraussetzungen wird die Gesellschaft vielleicht ihre eigene Nachfrage nach sozialwissenschaftlichem Sachverstand und Engagement entwickeln. Viele Universitätsangehörige sind mit vergleichsweise hohen Privilegien ausgestattet, mit ökonomischer Sicherheit und inhaltlicher Freiheit. Die letzteren wahrzunehmen ist nicht verboten.

Literatur:

Andreas-Salomé, Lou (1974): Lebensrückblick, Frankfurt/M.

Andreas-Salomé, Lou (1985): Die Erotik. Vier Aufsätze, Frankfurt/M.

Arendt, Hannah (1948): Konzentrationslager, in: Die Wandlung, 3. Jahrg., Heft 4, 309-330.

Arendt, Hannah (1981): Vita Activa oder Vom tätigen Leben, München.

Arendt, Hannah (1994): Die Krise der Erziehung, in: Zwischen Vergangenheit und Zukunft - Übungen im politischen Denken, München.

Bauman, Zygmunt (1995a): Ansichten der Postmoderne, Hamburg.

Bauman, Zygmunt (1995b): Postmoderne Ethik, Hamburg.

Chargaff, Erwin (1991): Über den Wissensdurst, in: Abscheu vor der Weltgeschichte, Hamburg.

Fischer, Joschka (1996): Solidarität und Globalismus, in: Der Spiegel, Nr. 4, 22.1.1996.

Frauenpower an der TU!?

Von
Monika Haselbacher

Meine Mutter - schon völlig genervt von Kommentaren wie z.B. 'Ihre Tochter studiert Elektrotechnik? Das ist doch fürchterlich schwierig für eine Frau!', hat sich darauf folgende Antwort zurechtgelegt: 'Das ist vielleicht schwierig für eine Frau - aber für einen Mann erst!'. Das trifft genau den Punkt: Ein technisches Studium ist immer langwierig und äußerst lemintensiv - das ist eine Tatsache, die für Frauen und Männer in gleichem Maße gilt. Hat sich Frau oder Mann entschlossen, ein technisches Studium zu beginnen (mit dem Vorsatz, dieses auch zu beenden), wird sie/er schon mit einigen Jahren (so zwischen fünf und zehn) rechnen müssen. Jede/r, die/der ein technisches Studium wählt, sollte sich klar darüber sein, daß es eine rein wissenschaftliche und theoretische Ausbildung ist - der Gedanke: 'Da lernt man etwas Praktisches' ist relativ fehl am Platz. Wenn man sich erwartet, daß man z.B. nach dem Studium der Elektrotechnik, den kaputten Fernseher reparieren kann, dann ist man ziemlich auf dem Holzweg. Man kann vielleicht erklären, wie das Ding im Prinzip funktionieren sollte, aber warum es kaputt ist und wie man es wieder zum Laufen bringt, ist ein anderes Problem. Was kann man also mit dieser theoretischen Ausbildung anfangen? Der größte Gewinn aus einem technischen Studium ist - meiner Meinung nach - nicht das mühsam gestuckte Fachwissen (die Anzahl der Menschen, die die Möglichkeit bekommen, wissenschaftlich zu arbei-

ten, ist sowieso sehr begrenzt), sondern das allgemeine Verständnis für technische Zusammenhänge und ein gewisser technischer 'Hausverstand'. Eine wichtige Erfahrung, die ich im Laufe meines Studiums (Nachrichtentechnik an der TU in Wien) gemacht habe, ist die, daß es möglich ist, jedes (technische) Problem - und sei es noch so riesig - in kleine überschaubare und lösbare Schritte zu zerlegen. Ich habe gelernt, daß ich vor scheinbar unlösbaren Aufgaben keine Angst haben muß - es geht nur darum, an einem Ende anzufangen und sich nicht entmutigen zu lassen. Diese Erfahrung hat mir großes Selbstbewußtsein gegeben, und der Gedanke: "Das schaffe ich vielleicht nicht" kommt mir gar nicht mehr.

Wenn man sich aber von der allgemeinen Betrachtung der technischen Studien wegbewegt, zu persönlichen oder gar feministischen Bereichen, dann liegt auf der TU wohl einiges im Argen. Ich kann nicht mit statistischem Material aufwarten, wie zum Beispiel in welcher Studienrichtung wieviele Frauen zu finden sind, aber eines ist ganz sicher: Mehr noch als andere wissenschaftliche Bereiche ist die Technik noch fest in männlicher Hand. Wenn sich eine Frau dafür entscheidet, ein technisches Studium zu beginnen, muß sie sich bewußt sein, daß sie sich in einer von Männern dominierten Welt bewegen wird -



sowohl während des Studiums als auch während ihres Berufslebens. Wenn sie nicht gerne mit Männern zusammenarbeitet, wird sie sich in einem technischen Studium/Beruf nicht wohl fühlen. Sie wird in einem Bereich lernen und arbeiten, der streng hierarchisch und patriarchalisch aufgebaut ist. Viele ihrer Kollegen (aber nicht alle!) haben ein recht konservatives Frauenbild und werden Schwierigkeiten haben, mit einer Frau, die in einen traditionell den Männern vorbehaltenen Bereich einbricht, zusammen zu arbeiten. Ich will nicht behaupten, daß die Techniker gräßlicher sind als andere Männer. Wenn man aber in einer Gruppe arbeitet, die zu 95% aus Männern besteht, wird man absolut gesehen einer größeren Anzahl von Machos begegnen, als in einer Gruppe, die sich zu 50% Frauen und 50% Männern zusammensetzt. Ich habe das Gefühl, daß viele Kollegen sehr unsicher sind im Umgang mit Frauen, die die gleiche (oder - oh Schreck - gar eine größere) Kompetenz haben wie sie selbst. Aus dieser Unsicherheit heraus ist schon so mancher blöde Spruch entstanden. Mein Rat an alle Frauen, die in einem von Män-



keit zu haben. Sie werden kaum eine Frau finden, die es in einem technischen Bereich zu Ruhm und/oder Reichtum gebracht hat und die sie sich zum Vorbild nehmen können. Es gibt auf den technischen Universitäten in Österreich praktisch keine Frauen, die es im wissenschaftlichen Betrieb weiter als bis zur Assistentin gebracht haben (und auch das nur sehr wenige). Es gibt - meines Wissens - an der TU Wien nur eine einzige Professorin (Fakultät Maschinenbau), und die muß schwer um Anerkennung und Respekt kämpfen. Ich finde das sehr bedauerlich, muß aber zugeben, daß auch ich mich davor gedrückt

habe, auf der Uni zu bleiben und mich an einer Universitätskarriere zu versuchen. Zu abschreckend ist der Gedanke, in einer so extrem festgefahrenen hierarchischen patriarchalischen Ordnung arbeiten zu müssen. Damit ich nicht etwaige Aspirantinnen für ein technisches Studium ganz abschrecke, noch einige positive Aspekte. Ich finde es äußerst wohlthuend, daß es in meinem Bereich eben keine typisch 'weiblichen' Themen gibt, für deren Bearbeitung man keine Anerkennung bekommt - außer vielleicht in feministischen Kreisen. Forschungsprojekte wie 'Die Rolle der Frau in der Schaltungstechnik' oder 'Weibliche Aspekte in der Berechnung von Wärmekraftmaschinen' werden nicht bearbeitet und sind auch völlig irrelevant. Das heißt für mich, daß Frauen wirklich dort mitmischen müssen, wo sich traditionellerweise die Männer wichtig machen und aber auch dort, wo es etwas (sei es Ruhm oder 'nur' Geld) zu holen gibt. Frauen können sich nicht in Alternativ- und Frauenprojekte abschieben lassen, weil es solche in der Technik einfach nicht gibt. Wenn es auch keine spezifi-

nem dominierten Bereich arbeiten: Sucht Euch eine Gruppe, die Euch unterstützt, und mit der Ihr gut zusammenarbeitet, aber zeigt auch deutlich, daß mit Euch als Konkurrentinnen zu rechnen ist! Eine Frau, die sich dazu entschließt, in dieser Männerwelt zu studieren und zu arbeiten, wird auf jeden Fall Aufmerksamkeit erregen. Diese Rolle als bunter Hund kann ein Vorteil sein, wenn es gelingt, sie dazu zu nutzen, Kontakte zu knüpfen. Man muß sich meistens gar nicht lange vorstellen, weil mich einfach viele - und sei es nur vom Schen - kennen. Ich habe auch die Erfahrung gemacht, daß ich bei praktisch allen Stellen, bei denen ich mich beworben habe, zu einem Gespräch eingeladen wurde, so nach dem Motto: "Die Frau, die Nachrichtentechnik studiert hat, na die will ich schon!". Der negative Aspekt des 'Auffallens' ist aber, daß man bei allem, was man tut, von vielen beobachtet wird - ein Fehler bleibt dabei genauso (oder noch länger) in Erinnerung wie eine geniale Antwort.

Frauen an der TU bzw. in technischen Berufen haben das Handicap, in dieser Männerdomäne keine weibliche Identifikationsmöglich-

keiten zu haben. Sie werden kaum eine Frau finden, die es in einem technischen Bereich zu Ruhm und/oder Reichtum gebracht hat und die sie sich zum Vorbild nehmen können. Es gibt auf den technischen Universitäten in Österreich praktisch keine Frauen, die es im wissenschaftlichen Betrieb weiter als bis zur Assistentin gebracht haben (und auch das nur sehr wenige). Es gibt - meines Wissens - an der TU Wien nur eine einzige Professorin (Fakultät Maschinenbau), und die muß schwer um Anerkennung und Respekt kämpfen. Ich finde das sehr bedauerlich, muß aber zugeben, daß auch ich mich davor gedrückt

habe, auf der Uni zu bleiben und mich an einer Universitätskarriere zu versuchen. Zu abschreckend ist der Gedanke, in einer so extrem festgefahrenen hierarchischen patriarchalischen Ordnung arbeiten zu müssen. Damit ich nicht etwaige Aspirantinnen für ein technisches Studium ganz abschrecke, noch einige positive Aspekte. Ich finde es äußerst wohlthuend, daß es in meinem Bereich eben keine typisch 'weiblichen' Themen gibt, für deren Bearbeitung man keine Anerkennung bekommt - außer vielleicht in feministischen Kreisen. Forschungsprojekte wie 'Die Rolle der Frau in der Schaltungstechnik' oder 'Weibliche Aspekte in der Berechnung von Wärmekraftmaschinen' werden nicht bearbeitet und sind auch völlig irrelevant. Das heißt für mich, daß Frauen wirklich dort mitmischen müssen, wo sich traditionellerweise die Männer wichtig machen und aber auch dort, wo es etwas (sei es Ruhm oder 'nur' Geld) zu holen gibt. Frauen können sich nicht in Alternativ- und Frauenprojekte abschieben lassen, weil es solche in der Technik einfach nicht gibt. Wenn es auch keine spezifi-

PS:

Wenn Ihr Interesse an FINET habt - dazu müßt Ihr nicht unbedingt Elektrotechnikerinnen sein -, schickt mir ein e-mail:

Monika.

Haselbacher@

sca.ericsson.se

oder ruft mich an

0043/2272/61223.

ARBEITER/INNENTÖCHTER

von Astrid Schwarz

1
*Als ArbeiterInnen-töchter
 bezeichne ich Frauen, die
 sich von ihrer sozialen
 Herkunft dem
 ArbeiterInnenmilieu zu-
 rechnen, deren Eltern wenig
 Einkommen besitzen und
 geringe Schulbildung haben.
 Ich verwende im Verlauf des
 Artikels auch die
 Bezeichnungen Bildungs-
 aufsteigerinnen oder Frauen
 aus bildungsfernen Familien.*

2
 Hollensteiner 1990: 9
 HOLLENSTEINER, Eva
 (1990): *Frauen an
 Universitäten. Starke
 Präsenz des "schwachen"
 Geschlechts?* Wien.

"ArbeiterInnen-töchter an der Universität" in den Mittelpunkt des (Forschungs-) Interesses zu stellen, ist etwas sehr Ungewohntes. Die soziale Herkunft und die damit verbundenen ungleichen Zugangs- und (Ausgangs-) Bedingungen für ein Studium erfahren wenig Beachtung und Akzeptanz in der wissenschaftlichen aber auch in der handlungspraktischen Auseinandersetzung an der Universität.

Um so überraschter war ich, daß diese Thematik nun vermehrt Stoff vieler Gespräche mit Freundinnen, Freunden und StudienkollegInnen wurde. Ich fühlte mich großteils bestärkt und war von der Bedeutung des Themas überzeugt. Die positiven Rückmeldungen betrafen häufig das Aufgreifen eines tabuisierten Themas und damit die Thematisierung von sonst lediglich individuell auszutragenden Schwierigkeiten auf einer strukturellen Ebene.

Auch Frauen aus dem feministischen Kontext fanden in meinen Überlegungen Erklärungen für ihr diffuses Unbehagen an der Universität, auch in den Nischen der Frauenzusammenhänge.

Allerdings wurde ich auch mit Skepsis und Unverständnis konfrontiert, gerade was die Thematisierung unterschiedlicher Bedingungen an der Universität in Abgrenzung zu anderen Frauen betrifft. Meine Überlegungen, daß sich die universitären "Realitäten" für ArbeiterInnen-töchter an der Universität gerade aufgrund ihrer sozialen Herkunft im Unterschied zu anderen Frauen anders zeigen und gestalten, wurden insofern in Frage gestellt, daß der sozialen Herkunft nicht diese zentrale Bedeutung für das Selbstverständnis als Studentin

zugeschrieben werden kann.

Jedoch: Das Aufeinanderprallen von unterschiedlichen Lebenswelten (Herkunftsmilieu und Universität), die damit einhergehenden großen sozialen Distanzen, das damit verbundene Gefühl "zwischen zwei Stühlen zu sitzen", das eigene Studieren als Privileg, die Universität als keinen selbstverständlichen Ort zu erleben und die eigene Familie mit den dazugehörigen Lebensweisen verlassen/verraten zu haben, sind Erfahrungen, von denen ArbeiterInnen-töchter viel zu erzählen wissen. Wie diese Erfahrungen ihren universitären Alltag beeinflussen, wenn nicht gar bestimmen, wird Thema dieses Artikels sein.

Meine Forschungsarbeit befaßt sich mit ArbeiterInnen-töchter an der Universität und trifft insofern keine Aussagen über Frauen anderer sozialer Herkunft. Dazu wäre eine Vergleichsstudie notwendig.

Zugangsbarriere soziale Herkunft: eine sekundärstatistische Analyse

Blicken wir auf die Anfänge der Bildungsgeschichte von Frauen zurück, so darf nicht vergessen werden, daß diese Frauen "im allgemeinen aus den oberen Gesellschaftsschichten und [...] Töchter studierter, einsichtiger Väter"² waren und die Geschichte studierender ArbeiterInnen-töchter eine noch jüngere ist.

1902/03 studierten an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien insgesamt 141 Frauen, davon eine aus dem ArbeiterInnenmilieu; im Studienjahr 1913/14 waren es neun von 520 Frauen. In diesem Studienjahr gibt es

AN DER UNIVERSITÄT

erstmals drei ArbeiterInnen-töchter (insgesamt 188 Frauen) an der Medizinischen Fakultät der Universität Wien. "in sozialer Hinsicht erwies sich das Frauenstudium von Beginn an - erwartungsgemäß - als eindeutig bürgerliches Phänomen."³

Im Studienjahr 1956/57 betrug der Anteil der studierenden Frauen, deren

prozentuell im Verhältnis zu den oberen Schichten etwas aufgeholt, in absoluten Zahlen haben aber die oberen Schichten von der Hochschulexpansion mehr profitiert⁴. Vorliegende Studien vom BMWFK, in denen davon gesprochen wird, daß die "Öffnung der Hochschulen keine grundlegende Änderung der Ungleichheitsstruktur bewirkte"

3

Heindl/ Tichy 1990: 151
HEINDL, Waltraud/ Marina TICHY (1990): *Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...* Frauen an der Universität Wien (ab 1897). Schriftenreihe des Universitätsarchivs Universität Wien. 5. Band. Wien.



Vater Arbeiter war, 3 %. Die Analyse der Zugangschancen nach Geschlecht und sozialer Herkunft zeigt, daß wesentlich mehr Väter von Frauen Akademiker waren als dies bei Männern der Fall war. Die Autoren führen diesen Umstand darauf zurück, "dass man in finanziell weniger gut fundierten Familien einen befähigten Sohn eher studieren lässt als eine Tochter"⁴. Helga Pross schreibt rund 10 Jahre später: "Keine soziale Gruppe in der Bundesrepublik hat so wenig Aussicht, eine dem Begabungspotential entsprechende Bildung und Ausbildung zu erhalten, wie die Töchter von Arbeitern."⁵

Von der "expansiven Bildungspolitik" der 70er Jahre in Österreich, deren vordergründiges Ziel die Beseitigung von sozialen Barrieren war, haben Studierende aus der Unterschicht "zwar

(BMWFK 1994, S. 49) resümieren ähnlich.

Mit 13,5 % erreichten Studierende aus dem ArbeiterInnenmilieu im Studienjahr 81/82 zunächst einen Höchststand, der dann langsam wieder abfiel. 1981/82 überwog die Studienbeteiligung der ArbeiterInnen-töchter: erstmals über die der ArbeiterInnen-söhne. Auch im Wintersemester 1994/95 war die Anzahl der Studentinnen aus dem ArbeiterInnenmilieu über dem der Studenten: von insgesamt 2299 waren 1215 Frauen

in Österreich beträgt der Anteil der Studierenden aus der ArbeiterInnen-schicht gemessen an den Gesamtstudierenden 9%, wobei in status-trächtigen Studienrichtungen wie in den Rechtswissenschaften und der Medizin der Anteil der Studierenden aus dem

4

ÖSZ 1957: 43
ÖSTERREICHISCHES STATISTISCHES ZENTRALAMT (1957): *Österreichische Hochschulstatistik. Wintersemester 1956/57* Wien.

5

Pross 1969: 56 zit. nach Schlüter (Hrsg.) 1992: 7
SCHLÜTER, Anna (Hrsg.) (1992): *Arbeiter-töchter und ihr sozialer Aufstieg. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und sozialer Mobilität*. Weinheim.

6

Schmid 1997: 3
SCHMID, Wolfgang (1997): *Der Hochschulzugang während der letzten 25 Jahre aus geschlechts- und klassenspezifischer Sichtweise*. Unveröff. Manuskript. Wien

ArbeiterInnenmilieu am geringsten ist. Somit kann in Hinblick der Kategorie soziale Herkunft von keiner grundlegenden Änderung der Ungleichheitsstruktur gesprochen werden. Die geschlechtsspezifische Ungleichheitsstruktur hat sich allerdings verschoben. Frauen haben von der Bildungsexpansion stark profitiert. Der Anteil der Studienanfängerinnen liegt heute bereits bei 53 %, der der Absolventinnen bei 44 %. Bei Betrachtung der Studienrichtungswahl zeigt sich allerdings, daß Frauen nach wie vor in

ArbeiterInnenentöchter in diesem Sinne als Grenzüberschreiterinnen, die klassenspezifische Hierarchisierungen durchbrechen und aus gesellschaftlich zugeschriebenen Handlungsspielräumen ausbrechen. Als Frauen begeben sie sich in eine patriarchale Struktur und als Angehörige des ArbeiterInnenmilieus in eine (bildungs-)bürgerliche Institution.

Das Verständnis von Geschlecht als "doing gender" und Klasse als "doing class" legt die Frage nahe, wie Hierarchisierungen immer wieder interaktiv



7
Die Zahlen nehmen mit zunehmender Karrierestufe allerdings eklatant ab: Nur mehr 20% des wissenschaftlichen Mittelbaus und 3,5% der ProfessorInnen sind Frauen (Vgl. Hochschulbericht 1996). Frauen konnten demnach als Studentinnen, aber kaum als Wissenschaftlerinnen Eingang in die Universität finden. Der Arbeitsplatz Universität bleibt nach wie vor eine Männerdomäne.
HOCHSCHULBERICHT 1996, Band 1 und Band 2.
Wien.

statusniedrigeren Studienrichtungen überproportional vertreten sind. Der Zugang zu einem Studium und die Entscheidung für die Studienrichtung weist demnach geschlechts- und klassenspezifische Barrieren auf. Während sich für Frauen die Zugangsbarrieren nunmehr in der Wahl der Studienrichtungen zeigen, gilt für den Zugang zur Universität, daß die Herkunftsfamilie, der Bildungsstatus und die sozioökonomische Situation bestimmende Faktoren sind.

ArbeiterInnenentöchter als Grenzüberschreiterinnen

Lassen sich die Zugangsbarrieren anhand von Statistiken sehr gut aufzeigen, so wird das Thematisieren und Konkretisieren der unterschiedlichen (Ausgangs-)Bedingungen von studierenden Frauen aus bildungsfernen Familien schwieriger.

Wenn nun Frauen aus dem ArbeiterInnenmilieu den Entschluß fassen, ein Studium zu beginnen, überwinden sie durch ihr Tun diese Zugangsbarrieren. Sie "ignorieren" durch ihr Handeln gesellschaftliche Platzzuweisungen und wehren sich gegen gesellschaftliche Zuschreibungen. Ich begreife

hergestellt werden bzw. auch durchbrochen werden können. Es gilt also zu fragen, durch welche Interaktionen die Klassendispositionen immer wieder - und auch an der Universität - hergestellt werden. In zahlreichen Studien werden Differenzen (auch unter Frauen) auf der Ebene der Selbstverständlichkeiten, der Wissensvorräte und Deutungsangebote festgemacht, die für das Selbstverständnis und die Verortung im wissenschaftlichen Feld nützlich bzw. hinderlich sind.

Um mein Verständnis der Bildungsaufsteigerinnen als Grenzüberschreiterinnen begreiflicher zu machen, werde ich meine theoretische Verortung kurz darstellen.

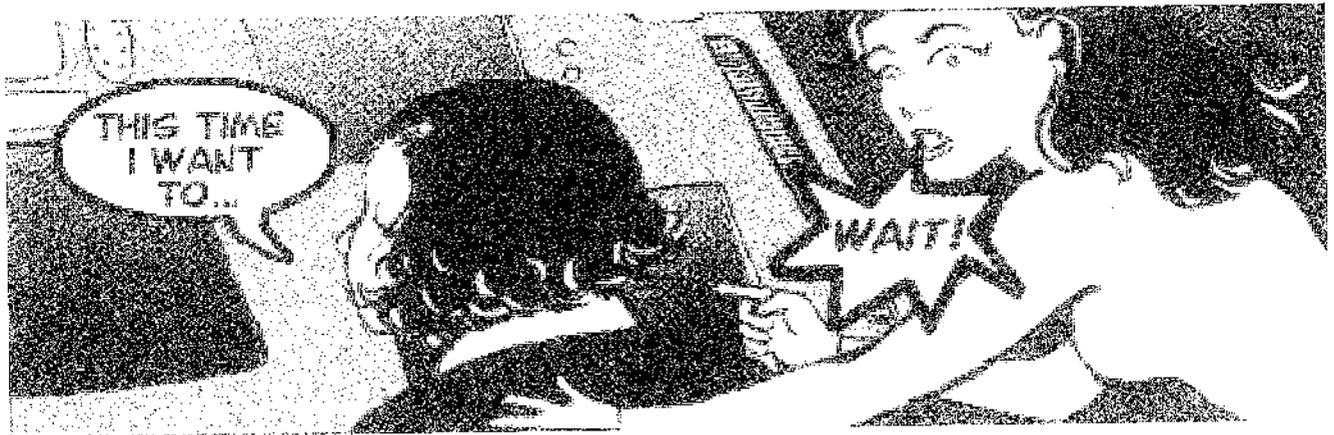
Geschlecht und Klasse als Kategorien sozialer Ungleichheiten

Geschlecht und Klasse sind zwei bestimmende Kategorien für soziale Ungleichheiten. Als "soziale Ungleichheit" werden "differente Zugangschancen zu allgemein verfügbaren und erstrebenswerten sozialen Gütern und Positionen verstanden, die zugleich mit ungleichen Macht- und Interaktionsmöglichkeiten einhergehen und die Lebenschancen

von Individuen oder Gruppen dauerhaft positiv oder negativ beeinflussen⁸. Im Falle von Klasse handelt es sich um die Hierarchisierung von "sozialen Gruppen" aufgrund von ökonomischem, sozialem und kulturellem Kapital zum Zwecke der Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung. Bourdieus kultur- und handlungstheoretisch fundierte Gesellschaftsanalyse kommt in diesem Zusammenhang eine besondere Bedeutung zu. Bourdieu richtet seine Aufmerksamkeit vor allem auf sozial ungleiche Strukturen und zeigt die enge Verbindung von objektiven Strukturen und subjektiven Orientierungen auf. Für Bourdieu sind Strukturen nicht per se vorhanden. Strukturen werden auch immer wieder von handelnden Individuen produziert und reproduziert. In diesem Sinne ist das Individuum für ihn vor allem ein Habitus-Träger. Habitus, ein zentraler Begriff bei Bourdieu, weist in seiner Theo-

rie auf Besonderheiten eines "persönlichen" Verhaltensstiles hin, die - so Bourdieu - gerade nicht "persönlich", sondern gesellschaftlich sind. Als Habitus kann also ein subjektives, aber nicht individuelles System verinnerlichter Strukturen verstanden werden, das die Wahrnehmung, das Denken und Handeln prägt und allen Mitgliedern derselben Gruppe oder Klasse gemein ist.

Die Debatte über "Geschlecht und Klasse" wurde im deutschsprachigen Raum lange Zeit als "Stiefkind" der Frauenforschung behandelt. Diese Auseinandersetzung war lange durch den Streit "Klassentheorien contra



Die Debatte über "Geschlecht und Klasse" wurde im deutschsprachigen Raum lange Zeit als "Stiefkind" der Frauenforschung behandelt. Diese Auseinandersetzung war lange durch den Streit "Klassentheorien contra

In der neueren Literatur zum Thema "Frauen und Hochschule" werden immer stärker auch die Differenzen zwischen Frauen thematisiert. Die Lebenszusammenhänge und Biographiemuster von Frauen werden nun unter Berücksichtigung weiterer Kategorien untersucht. Hier geht es um eine Differenzierung der in der Frauenforschung entwickelten Konzepte, und zwar durch die Berücksichtigung professionsspezifischer, herkunftsspezifischer und generationspezifischer Unterschiede zwischen Frauen.

Die Debatte über "Geschlecht und Klasse" wurde im deutschsprachigen Raum lange Zeit als "Stiefkind" der Frauenforschung behandelt. Diese Auseinandersetzung war lange durch den Streit "Klassentheorien contra

8
Gottschall 1995: 29.
GOTTSCHELL, Karin (1995). 'Geschlecht' und 'Klasse' als Dimensionen des sozialen Raums. Neuere Beiträge zum Verhältnis von Geschlechterhierarchie und sozialer Ungleichheit. In: Wetterer (Hrsg.) 1995

Vgl. Becker-Schmidt 1987. Die Gesellschaftsanalyse von Becker-Schmidt basiert u.a. auf einer langjährigen Untersuchung zur Situation von

feministische Theorien' bzw. durch eine feministische Kritik an Klassentheorien, die die Kategorie Geschlecht vernachlässigen, gekennzeichnet. Annäherungen ergaben sich durch eine theoretisch und methodologisch folgenreiche Erkenntnis: Alle gesellschaftlichen Strukturen sind 'geschlechtlich' geprägt.⁹ Die geschlechtsspezifische Dimension sozialer Ungleichheit liegt gleichsam quer zu den herkömmlichen

Trennlinie immer wieder aufs Neue hergestellt. Die Diskrepanzen aufgrund des kulturellen Kapitals zeigen sich in der kulturellen Überlegenheit, im Zugehörigkeitsgefühl zur 'legitimen' Kultur, in der Art der 'Spielfähigkeit' im wissenschaftlichen Feld und in der 'kulturellen Kompetenz'.¹⁰

Silvia Bathe u. a. sprechen vom Vorherrschen männlicher Verhaltensstandards und die Existenz des männ-



Fabrikarbeiterinnen, die auf ausführlichen, erzählenden Interviews beruht. Damit leistete die Autorin auch einen wesentlichen Beitrag zur Erforschung des Sozialisationsprozesses in ArbeiterInnenfamilien. BECKER-SCHMIDT, Regina. (1987). Die doppelte Vergesellschaftung - die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: Wagner, I./ Untorkircher, L. (Hrsg.). Die andere Hälfte der Gesellschaft. Wien.

Vgl. Hasenjürgen 1996. HASENJÜRGEN, Brigitte (1996): Soziale Macht im Wissenschaftsspiel. SozialwissenschaftlerInnen und Frauenforscherinnen an der Hochschule. Münster.

Kirsch-Auwärter 1995: 79. KIRSCH-AUWÄRTER, Edit (1995): Kulturmuster organisationalen Handelns am Beispiel wissenschaftlicher Institutionen. In: Wetterer (Hrsg.) 1995.

Kategorisierungen und reicht zugleich in alle von ihnen hinein. Klasse und Geschlecht strukturieren unser Leben, indem uns durch die Zuordnung zu einer bestimmten Klasse und zu einem bestimmten Geschlecht soziale Regeln, Handlungsspielräume und Lebenschancen eingeräumt werden. Die gesellschaftliche Lage von Frauen muß nicht nur als (durch die Geschlechterhierarchie) "identische" gesehen, sondern zugleich auch als (durch Klassenstrukturen) "differente" analysiert werden. Klasse und Geschlecht werden inzwischen als untrennbar ineinander verwobene Kategorien gesehen, die je nach Klasse und je nach Geschlecht unterschiedliche Lebenszusammenhänge bedingen.

Was hat die Universität damit zu tun?

Die Universität in ihrer Funktion zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Machtstrukturen, reproduziert soziale Ungleichheitslagen und Hierarchisierungen.

Bourdieu schreibt der Bildungsinstitution Universität eine große Bedeutung, wenn nicht die größte Bedeutung zur Wiederherstellung von Klassenunterschieden zu. In Interaktionen werden Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster von Individuen entlang der herkunfts- und geschlechtsspezifischen

lich bürgerlichen Leistungsprinzips bestimmt Leistungsanforderungen, Wissenschaft, Lehr- und Lerninhalte sowie Methoden, Wissen und Kompetenz. Die Spielregeln sind männlich und erzeugen bei Frauen Fremdheitsgefühle. Edit Kirsch-Auwärter, die sich mit der Organisationsstruktur der Universität beschäftigt hat, stellt "auffällige Schwierigkeiten im Umgang mit Differenz, etwa bei der Normalisierung andersartiger Lebensentwürfe, Motivationen und Vorgehensweisen"¹¹ fest. Nur spärlich gelingt es, neue Organisationsstrukturen aufzubauen, die andere Lebensentwürfe, Motivationen und Arbeitsweisen ermöglichen.

Reproduktion sozialer Ungleichheiten findet nunmehr nicht mehr über einen dezidierten Ausschluß von der Universität statt, sondern vielmehr über subtilere Mechanismen an der Universität selbst. Heute reproduzieren geschlechtsspezifische Segregationsprozesse und Mechanismen sozialer Schließungen an der Universität soziale Ungleichheiten¹².

Die junge Geschichte von Frauen an der Universität, Schließungsprozesse und die sich nur langsam verändernden Organisationsstrukturen legen nahe, daß die universitären Strukturen Lebensrealitäten von Frauen aus bildungsfernen Familien nicht berücksichtigen. Klassenspezifische Benachteiligungen machen nicht vor den Toren der Univer-

sität hat und haben sich nicht lediglich durch eine marginale Anzahl von Studierenden aus bildungsfernen Familien auf.

Auswirkungen der Grenzüberschreitung

Die bisher vorliegenden Studien zu ArbeiterInnen-töchter* haben auf ihre marginale Situation und die damit einhergehenden Schwierigkeiten hingewiesen. Es geht dabei u. a. um Schwierigkeiten, sich als Studentin eine Identität aufzubauen und ein fachliches Selbstverständnis zu entwickeln. Erfahrungen, die Frauen als Bildungsaufsteigenden mit der Universität und mit der Familie gemacht haben, spielen hier eine wesentliche Rolle. Auffallend ist,

bezug vorzuziehen und die Auseinandersetzungen zu abstrakt fänden. Sie waren entsetzt, daß es "keine wirklichen Diskussionen" gab. Sie reagierten eher distanziert gegenüber der Universität. ArbeiterInnen-töchter sahen in den anfänglichen Erwartungen einen grundlegenden Widerspruch zur Uni-Realität und sie begannen sich abzugrenzen: v. a. empfanden sie massive Widerstände gegen die Sprache.

Das Studium gestalten ArbeiterInnen-töchter eher nach dem Anspruch auf Bildung und an Studieninhalten und weniger auf spätere berufliche Qualifikationen. Die Erwartungen an das Studium lagen auf der Ebene von bildungs- und persönlichkeitsbildenden Aspekten. Dementsprechend lag bei den



12

Durch ihre Analyse gelang es Kirsch-Auwärter die Reproduktion sozialer Ungleichheiten in Organisationen aufzuzeigen und damit einen wesentlichen Beitrag zur Rekonstruktion der Geschlechterhierarchie an der Universität zu leisten. Vgl. auch Cyba 1995, Wetterer 1995. WETTERER, Angelika (Hrsg.) (1992): Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in



daß die Thematisierung der Problematik des Bildungsaufstieges in den Untersuchungen dominiert. Alle Autorinnen sind sich darin einig, daß ein Bildungsaufstieg für Frauen konflikthaft ist. Diese Konflikthaftigkeit betrifft einerseits ihr Fremdsein an der Universität und andererseits ihr "Verlassen" des ArbeiterInnenmilieus und der Familie.

Anne Rauch konnte in ihrer Studie, in der sie ArbeiterInnen-töchter und AkademikerInnen-töchter verglich, große Unterschiede in der Sozialisation in Bezug auf Bildung und Schule herausarbeiten. Herkunftserfahrungen hinsichtlich Bildung und intellektueller Praxis waren im Studienverlauf, im Studienverhalten und in der Studienwahrnehmung spürbar. Waren zunächst z. B. beide Gruppen über die ersten Seminare enttäuscht und fühlten sie sich an der Universität fremd, so konnte bei näherer Betrachtung festgestellt werden, daß ArbeiterInnen-töchter den Realitäts- und Relevanz-

ArbeiterInnen-töchter in der Untersuchung von Susanne Eggers ein Wissenschaftsverständnis vor, das den gesellschaftsverändernden und emanzipatorischen Gehalt von Wissenschaft betonte. Eigene Ansprüche wurden als nicht vereinbar mit dem herkömmlichen Wissenschaftsverständnis erlebt. Die Wissenschaft und die Sprache werden zumeist als zu abstrakt kritisiert, was "ihren Ansprüchen an Wissenschaft, nämlich problem- und handlungsorientiertes wissenschaftliches Arbeiten, nicht gerecht wird"¹¹. Durch diese nicht nur zu Beginn des Studiums sehr massiv auftretenden Schwierigkeiten werden ArbeiterInnen-töchter damit konfrontiert, ihr Verständnis von Wissenschaft und Theorie zu hinterfragen und ihre Arbeitsweise und -orientierung zu ändern. Sich eine "Qualifikation einer wissenschaftlichen Herangehensweise" zu erarbeiten und die Aneignung von wissenschaftlichen Arbeitsweisen wurde immer wieder als Schwierigkeit genannt. Eigene Wissenschaftsansprüche aufgrund ihrer persönlichen

hochqualifizierten Berufen.
Frankfurt/ New York.

13

Im Zuge meiner Literaturocherche mußte ich feststellen, daß die Thematik (um nicht zu sagen) Problematik) des Bildungsaufstieges für Frauen aus dem ArbeiterInnenmilieu in Österreich nie in die universitäre Forschung und den wissenschaftlichen Diskurs Eingang fand, wohl aber in Deutschland: 1971 veröffentlichte Hedwig Ortman ihr Buch "Arbeiterfamilie und sozialer Aufstieg. Kritik einer bildungspolitischen Leitvorstellung", in welchem sie u. a. die Problematik der individuellen psychischen Verarbeitung des sozialen Aufstiegs von Studierenden aus ArbeiterInnenfamilien thematisierte. Mit wenigen Ausnahmen verschwand dieses Thema bis Ende der 80er Jahre aus den universitären Diskussionen

14

Vgl. Eggers 1989:84
 EGGER, Susanne (1989):
*Studienmotivation und
 Arbeitsorientierung von
 Studentinnen der
 Sozialwissenschaften, die der
 sozialen Herkunft zufolge der
 Arbeiterschicht angehören.*
 Unveröff. Dipl., Freie Universität
 Berlin, Berlin.

15

Häufig distanzieren sich
 ArbeiterInnen-töchter aber auch von der
 Universität. "Sie zogen sich eher zurück,
 verstummten zunächst, suchten sich
 persönliche Bezugspunkte außerhalb der
 Universität und entwickelten einen eher
 pragmatischen Umgang mit dem
 Studium." (Rauch 1993, S161)
 RAUCH, Anne (1993): "... und was ist
 mit den Akademikertöchtern?" -

Erfahrung als Unterschichtsangehörige versuchten einige allerdings mit zunehmender Dauer des Studiums geltend zu machen¹⁵.

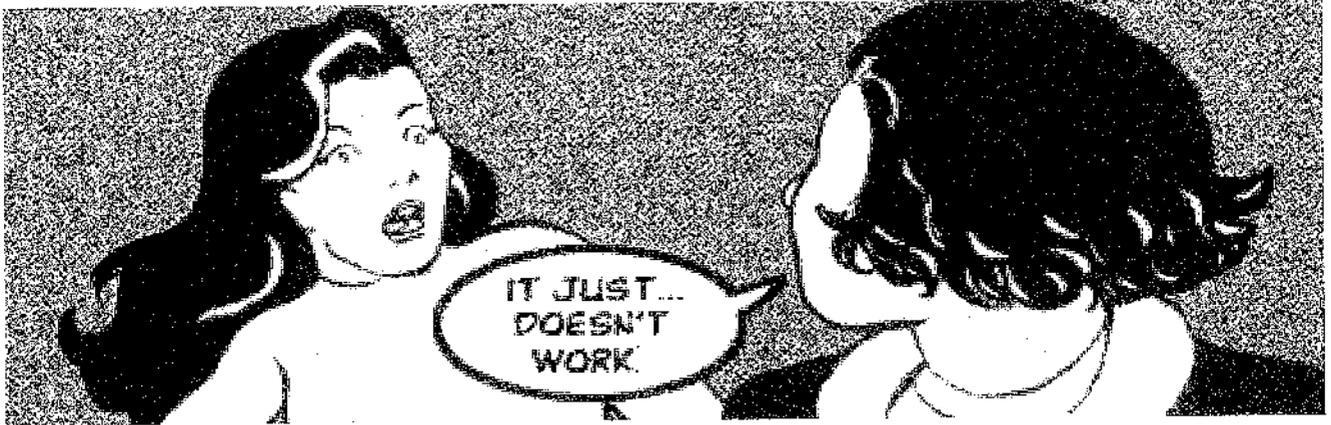
Als wesentliche Erfahrungen von ArbeiterInnen-töchtern an der Universität werden in den Studien Integrationsprobleme, Isolations-, Einsamkeits- und Heimatlosigkeitsgefühle, Inhaltliches nicht-wohlfühlen, Streßsituationen nur begrenzt gewachsen sein, nicht genügende Unterstützung und starke Selbstzweifel genannt. Finanzielle Schwierigkeiten und Belastungen werden ebenfalls erwähnt.

Das Gefühl der doppelten Minderwertigkeit, das den Frauen bereits aus ihrer Kindheit bekannt ist, setzt sich an der Universität fort, "nämlich sowohl die gesellschaftlich vermittelte Zuschreibung der Minderwertigkeit als Mensch, sich vor allem in den Händen als Symbol körperlicher Arbeit ausdrückend, als auch die Erfahrung der Minderwertigkeit als Frau"¹⁶. Während Brigitte Borkowski meint, daß diese Erfahrungen so tief verinnerlicht sind, "daß ein Gefühl von Minderwertigkeit auf beiden Ebenen immer wieder auftreten kann"¹⁷,

verschärfte Abwehrmechanismen auf der psychischen Ebene, um fehlende oder mangelnde Selbstliebe und um die Schwierigkeit weiblicher Identitätsfindung. Diese wesentlichen Sozialisationserfahrungen sind trotz - oder gerade durch den - Bildungsaufstieg in Form von Blockaden, Begrenzungen, Behinderungen und Beschränkungen spürbar. Da ein Aufbrechen dieser laut Borkowski nur schwer möglich und mit grossem Aufwand verbunden ist, bleiben sie bestehen.

In den 80er Jahren wurde die Universität von Frauenforscherinnen meist als "homosoziale Welt"¹⁹ beschrieben, die allen Frauen gleich gegenübertritt. Dagmar Schultz hält in ihrer Studie fest, daß die Frauen vielmehr geschlechts- als herkunftsspezifische Hemmnisse artikulieren und zieht daraus den Schluß, daß die Geschlechtszugehörigkeit als hinderlich erlebt wird, weniger aber die soziale Herkunft. Diese scheint ihrer Meinung nach im Laufe der Jahre als bewältigbar.

Diese Schlußfolgerung über die unterschiedliche Bedeutung von Geschlecht



Ergebnisse einer vergleichenden
 Untersuchung zum Studienverhalten von
 Arbeitertöchtern und
 Akademikertöchtern. In: Schlüter (Hrsg.)
 1993.

16

Borkowski 1992: 199.
 BORKOWSKI, Brigitte. (1992):
*Ausbruch und Aufbruch durch
 Bildung aus Milieu- und
 Geschlechterrollenbegrenzungen.*
 Nachdenken über den Workshop
 "Arbeitertöchter und ihr sozialer
 Aufstieg". In: Schlüter (Hrsg.) 1992.

17

Ebd.

beobachtete Sigrid Metz-Göckel¹⁸, daß ArbeiterInnen-töchter sehr wohl ihre Herkunftsbedingungen zunehmend selbstbewußt gegen bildungsinstitutionelle Bewertungskriterien setzen.

Brigitte Borkowski geht in ihren Ausführungen auf weitere wesentliche Sozialisationserfahrungen bzw. deren Konsequenzen ein, die im ArbeiterInnenmilieu angelegt und durch den Bildungsaufstieg verschärft und verstärkt werden. Neben dem erwähnten Gefühl von Minderwertigkeit als 'Mensch' und als 'Frau', handelt es sich um Abgrenzungsschwierigkeiten, um

und Klasse an der Universität stellt Brigitte Hasenjürgen in Frage und merkt kritisch an, "daß herkunftsspezifische Probleme vielleicht auch deshalb weniger als frauenspezifische artikuliert werden, weil dafür kaum ein Diskursrahmen vorhanden ist"²⁰.

Neuere Forschungsansätze in der Geschlechterforschung betonen, "daß es die Hochschule als Konstrukt von einheitlicher Bedeutung nicht gibt, sondern daß es sich um ein äußerst vielschichtiges Gebilde mit einer für die einzelnen Frauen jeweils anderen Bedeutung handelt, deren Entstehung sich auf dem

Hintergrund ihrer individuellen Biographie nachzeichnen läßt²¹. Die verschiedenen Konstruktionen von Universität sind demnach komplexer und auch sehr unterschiedlich, je nach Geschlecht, Klasse, soziale Stellung im Universitätsbetrieb, Alter, etc.

Meine Forschungsergebnisse unterstreichen die Überlegungen, daß der fehlende Diskursrahmen viel eher dafür verantwortlich ist, daß herkunftsspezifische Probleme nicht artikuliert werden, als daß sie nicht existieren. Ich bin in meiner Untersuchung der Frage nachgegangen, inwieweit geschlechts- und klassenspezifische Sozialisations- erfahrungen von ArbeiterInnen-töchter für das Wohlbefinden an der Universität und für das Selbstverständnis als Studentin eine Rolle spielen.

Es ging mir darum, herauszuarbeiten und zu fragen, inwieweit Sozialisations- erfahrungen in der Kindheit für Arbeiter- Innen-töchter an der Universität eine Bedeutung haben und inwieweit diese für ein "erfolgreiches" Studieren hinderlich bzw. förderlich sind. "Erfolgreich" impliziert für mich, eine positive Bewertung der eigenen Tätigkeit, einen positiven Bezug zum eigenen Tun und Zufriedenheit mit der eigenen Art des Studierens. Aufgrund meiner Fragestellung interessierte mich zunächst, wie es den Frauen an der Universität geht. Ich werde dies unter dem Titel "Über die Ungewißheit des studentischen Selbstverständnisses" im Folgenden darstellen, da - egal ob sie sich wohlfühlen oder nicht - die Schwierigkeit vorliegt, eine befriedigende Selbstdefinition von sich als Studentin vorzunehmen. Konzentriert auf die Bedeutung und Deutungsmuster von Arbeit versuchte ich die Auswirkungen geschlechts- und klassenspezifische Sozialisations- erfahrungen auf die Einschätzung und Bewertung des eigenen Studienverhalten und des Erlebens an der Universität zu veranschaulichen. Durch die Auswahl meiner Interview- partnerinnen, Frauen aus dem ArbeiterInnenmilieu, suchte ich einen Diskursrahmen für geschlechts- und klassenspezifischen Sozialisations- erfahrungen.

Über die Ungewißheit des studentischen Selbstverständnisses

An mehreren Aspekten zeigte sich, daß die Frauen ihre universitären Erfahrungen und ihre Bildungsgeschichte stark im Kontext ihrer sozialen Herkunft wahrnehmen und definieren.

Dies zeigt sich in ihren Schilderungen zur Studienmotivation und -entscheidung (etwas anderes tun; nicht so leben wollen, wie die Eltern). Sie artikulieren, daß sie, von ihrer Lebensbiographie betrachtet, nichts Selbstverständliches tun. Niemand erwartete von ihnen, daß sie studieren sollten. Die eigenständig getroffene Entscheidung, ein Studium zu beginnen, ist von unterschiedlichen Reaktionen der Eltern begleitet: Die Eltern unterstützen die Frauen mit dem Argument der Wichtigkeit von Ausbildung. Sie sagen z. B.: "Das mußt du schon selber wissen", oder Frauen sind mit großem Unverständnis, mit Besorgnis und Verlustängsten von seiten der Eltern konfrontiert.

Unabhängig von der Reaktion der Eltern, betonen die Frauen, daß sie nichts Selbstverständliches tun und sich damit immer mehr vom "Verständlichen" und "Verständnis" des Elternhauses entfernen. Das "Nicht-mehr-mit-Können" der Eltern, zieht sich durch alle Erzählungen.

Die fehlende Selbstverständlichkeit äußert sich nicht nur darin, daß intensive Vorüberlegungen bei der Studienentscheidung eine wichtige Rolle spielen und die Eigenverantwortlichkeit dabei zentral ist, sondern zeigt sich auch in der Ungewißheit, ein Selbstverständnis als Studentin aufbauen zu können.

Die Schilderungen der Erfahrungen weisen auf große soziale Distanzen und Barrieren hin: "I brich holt a Ritual" oder auch "I erleb mi, wie i mi ollaweiß mehr vortascht in a Gebiet [...] in a andere gesellschaftliche Schicht". Traurigkeit und Depression sind vertraute Gefühle und finden ihre Erklärung:

*in der Beziehung zu die ondern, .
daß äh .. jo, äh, daß des was . äh,
jo, des woäß i jetzt nit genau, ..
jo, a bißl des Fremdsein von der
übrigen Außenwelt, äh, daß do a
Diskrepanz, a Schlucht do isch
zwischen oder so a Obstand von
die Übrigen, von die Ondern.*

18

Vgl. Metz-Göckel 1992.
METZ-GÖCKEL, Sigrid (1992):
*Bildung, Lebensverlauf und
Selbstkonzepte von
"Arbeitertöchtern". Ein Beitrag zur
sozialen Mobilität und
Individualisierung von Frauen aus
bildungsfernen Schichten.* In:
Schlüter (Hrsg.) 1992.

19

Schultz 1989:21
Duka 1992: 243.20
Hasenjürgen 1996: 90. Die
Gegenüberstellung von
geschlechts- und
klassenspezifischen Begründungen
hält die Autorin für
"erkenntnishinderlich, müssen wir
doch eher von komplexen
Wechselwirkungen ausgehen"
(ebda.) und die Darstellung der
Hochschule als "homosoziale Welt".
"die Frauen qua Geschlecht
feindlich gegenübertritt,
vernachlässigt die Frage nach
Machtkomponenten, über die
Frauen in ihren Beziehungen
untereinander und gegenüber
Männern verfügen und die es ihnen
erlauben, sich am
wissenschaftlichen 'Spiel' zu
beteiligen" (ebda., S. 91).
METZ-GÖCKEL, Sigrid (1992):
*Bildung, Lebensverlauf und
Selbstkonzepte von
"Arbeitertöchtern". Ein Beitrag zur
sozialen Mobilität und
Individualisierung von Frauen aus
bildungsfernen Schichten.* In:
Schlüter (Hrsg.) 1992.
SCHULTZ, Dagmar (1992):
*Akkulturation und die Entwicklung
kultureller Zwischenwelten.* In:
Wetterer (Hrsg.) 1992.

20

Hasenjürgen 1996:90. Die
Gegenüberstellung von
geschlechts- und
klassenspezifischen Begründungen
hält die Autorin für
"erkenntnishinderlich, müssen wir
doch eher von komplexen
Wechselwirkungen ausgehen"
(ebda.) und die Darstellung der
Hochschule als "homosoziale Welt".
"die Frauen qua Geschlecht
feindlich gegenübertritt,
vernachlässigt die Frage nach

Machtkomponenten, über die Frauen in ihren Beziehungen untereinander und gegenüber Männern verfügen und die es ihnen erlauben, sich am wissenschaftlichen 'Spiel' zu beteiligen" (ebda., S. 91).

21
Duka 1992: 243

Reaktionen von seiten der Lehrenden bestärken die Wahrnehmungen von Grenzüberschreitung: "Sie [die ProfessorInnen] fühlen sich da schon vom Kopf gestoßen."

Die Fremdheit und Grenzüberschreitung bezieht sich sowohl auf das Erleben an der Universität als auch auf die Beziehung zum Herkunftsmilieu:

in bezug zu denen die orbeith, oder die Eltern [...] a die Uni, daß du uafoch nit mit drinnan bisch, a Intergriertheit, sondern uifoch a Barriere, a Obstand, a Schau von anr entfernten Position, vrschteasch, daß . daß du nia richtig mit einbezogen bisch, was die ondern mochn.

Ein weiterer Ausdruck der fehlenden Selbstverständlichkeit wird in der Ungewißheit über den Ausgang des Studiums sichtbar. Es wird in den Interviews von mehreren Frauen in Frage gestellt, ob das Studium die richtige Entscheidung war oder ob sie das Studium wirklich beenden wollen/werden.

genes Engagement und Interesse als wesentliche Potentiale wahr, die dazu führten, daß sie sich für ein Studium entschieden haben und heute studieren. Während des Studiums wird das Spannungsfeld der unterschiedlichen Lebensrealitäten von sozialer Herkunft und universitärem Dasein als enorm groß erlebt. Sie sind mit einer fremden Welt konfrontiert und verfügen nicht über den "adäquaten" Habitus. Sie wissen vom Gefühl der Fremdheit, des Sich-Unerwünscht-fühlen und des Sich-Falsch-am-Platz-vorkommen zu sprechen sowie von Gefühlen der Unsicherheit, Inkompetenz und Unwissenheit. Die Frauen sind unumgänglich mit Werten, Haltungen und Arbeitsweisen konfrontiert, die in ihrer Sozialisation im ArbeiterInnenmilieu wenig bis gar keine Bedeutung hatten. Ich denke hier z. B. an die Wichtigkeit des Lesens, die Fähigkeit sich sprachlich präzise und differenziert auszudrücken, die Sichtweise bzw. der Stellenwert von intellektueller Leistung. Da Lebens- und



Weil i siech mi oft als Suchenden. Und und irgenwenn amol sehnsch die dmoch, des zu findn, und ollm de Ongsch zu hobn, iatz hosch es schon wiedr versaumt oder iatz hosch es schon wiedr vrton, und vor ollm. Wersch du jemals des Ziel erreichn? (langsam und eindringlich fragend) . [...] irgendwann isch es fruschtrierend, weil du nia des findesch was du suachsch. Und des sein die Ängschte, de mi sicherlich ollm begleitn werdn.

Eng daran gekoppelt ist die Wahrnehmung und positive Bewertung der Selbständigkeit und der Tatsache, den eigenen Weg gegangen zu sein und damit nicht Erwartungen anderer erfüllt zu haben. nicht "angepaßt" agiert zu haben. Die Frauen nehmen ihren "eigenen Willen" und ihre "Sturheit", ihr ei-

Arbeitswelten im ArbeiterInnenmilieu und an der Universität unterschiedlich strukturiert sind, erkennen die Frauen, daß vieles ihrer bisherigen Lebensbiographie bzw. Lebenserfahrungen im universitären Kontext nicht nur unberücksichtigt bleibt, sondern auch von den Frauen selbst nicht mehr eingesetzt werden kann.

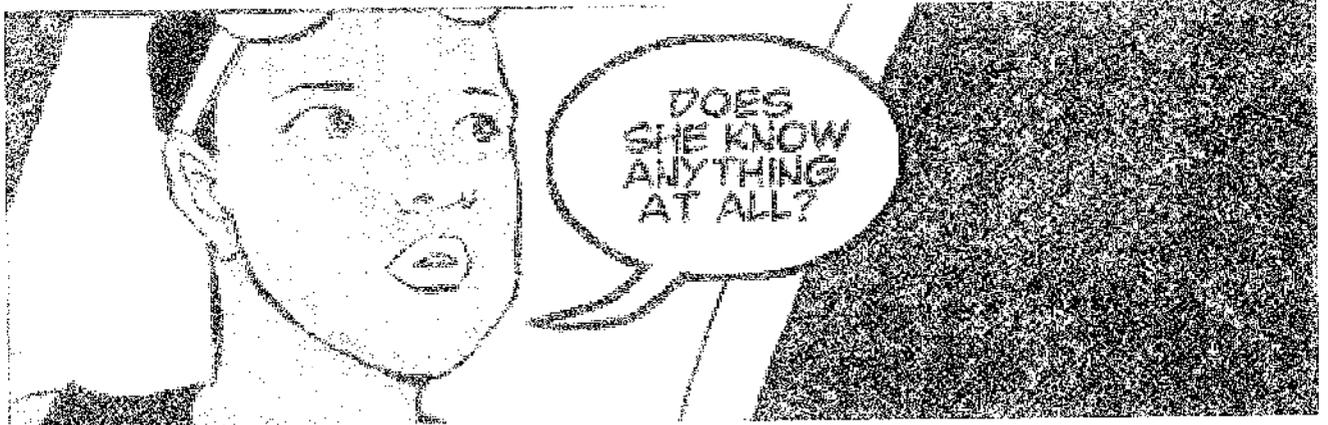
Zur Einschätzung und Bewertung des Studienverhaltens

Die (fremden) Arbeitsanforderungen an der Universität führen zu Ambivalenzen in der Einschätzung und Bewertung des eigenen Studienverhaltens. Diese zeigen sich immer wieder in Aussagen wie: "viel weiterbringen, aber doch zu wenig" oder auch in "zu wenig konsequent sein" versus "mit Biß dabei sein". Die Unsicherheit bzw. das Unwissen

darüber, welche Arbeitsanforderungen und -weisen an der Universität vorherrschen, mündet in unrealistischen Vorstellungen der Frauen, was sie können und leisten müssen. Ein Problem ergibt sich auch aus der Schwierigkeit, geistige Arbeit als Arbeit wahrzunehmen bzw. dies neu zu erlernen. Besonders das Lesen, Prüfungen absolvieren oder Vorlesungen besuchen wird selten als befriedigendes eigenes Tun empfunden. Positive Bewertungen fallen eher mit Exkursionen, Mikroskopieren und ähnlichen Tätigkeiten zusammen. Aufwendige Seminare, die durch die Anforderungen, in Archiven zu recherchieren oder mit dem Anspruch gekoppelt sind, in die Praxis zu gehen, werden begei-

Die fehlende Unterstützung von seiten der Eltern wird aber auch als positiver Aspekt in Form von früher Selbständigkeit gesehen.

Jo, . i denk mir, daß i mi selber freigeit honn, in dem i mir eingredet honn, i tua des was i will und alles andere isch mir wurscht und daß des halt doch wichtig wer, daß du jemanden horsch, der was sagt, des isch guat, was du mochsich odirmoch weiter so, odr mir stahn hintir dir odr wenn was brauchsch, dann konnsch lei kommen, und unobhängig, ob du iatz s Studium finanziert gkriagsch odr nit. Odr, daß des was du mochsich, akzeptiert ward odr.



stert als Tätigkeiten geschildert, die zwar aufwendig, aber mit Spaß und Lust verbunden waren.

Wird von ArbeiterInnenentöchter einerseits oft bemängelt, daß für ein "richtiges Studieren" die nötige Ruhe fehle oder der Kopf nicht frei wäre, wird andererseits die Studienzeit auch als jene Zeit gesehen, die "mir gehört", in der die Frauen "die Freiheit genießen" etc. Sie versuchen die Studienzeit, so gut es geht, für ihre Interessen und Ansprüche zu nutzen.

Fehlende soziale Anerkennung und fehlende Unterstützung/Förderung

Als einen wichtigen Moment für eine befriedigende Bewertung des eigenen Tuns und damit für das Selbstverständnis als Studentin kristallisierte sich die soziale Anerkennung heraus. Dadurch, daß die Frauen ihren Familie nicht vermitteln können, was sie tun, bekommen sie von seiten der Eltern auch wenig Bestätigung und Anerkennung für ihre Tätigkeiten.

odr geschützt werd odr so. i muan, des isch schon a persönlich, odr i bin denn draufkommen, daß i des Bedürfnis sehr wohl honn, und eigentlich a bißl krankhaft honn äh Bestätigung äh die Bestätigung von außen, daß des guat isch, was du mochsich und des isch ähm . Jo und des isch grundlegend für mi als Stimulierung weiterzumochn, und des honn i nie ghobl.

Die meisten Eltern können aufgrund der fehlenden Erfahrung mit der Universität als Bildungsinstitution weder Gespräche über das Studium ihrer Töchter führen noch Ratschläge über inhaltliche Orientierungen geben. Die Unterstützung (wenn überhaupt) äußert sich darin, daß sie die Entscheidung ihrer Tochter akzeptieren und ihr das Studium zutrauen.

Gefehlt haben der Interviewten aber nicht nur die Förderung und Unterstützung von seiten der Eltern; auch von den Lehrenden an der Universität fühlte sie sich nicht unterstützt.

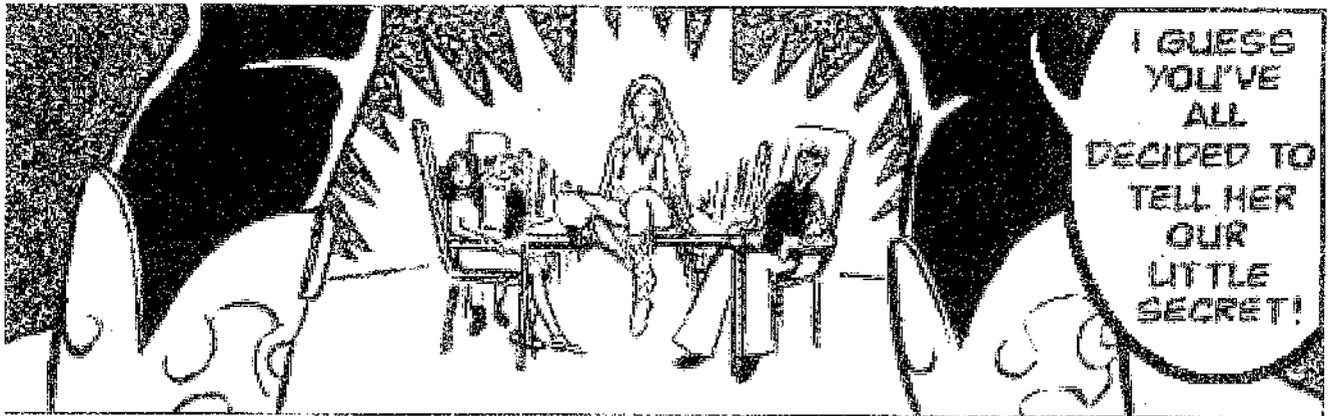
Jo, wie gsagt . i honn mir des erwartet [die Förderung von sei-

ten der ProfessorInnen an der Universität, Anm. von mir! für mich persönlich, am Anfang, und ich wor enttäuscht. Und am Anfang, also sicher, es ist sicher so gewesen, daß, daß das uafach, deine Motivation senkt, aber andererseits woab i a, daß man sich das nicht unbedingt erwärnt, kann, oder, ja, und daß du dich selber aufraffsch und nicht wortesch, daß du gfordert wersch oder was woab i.

Da ArbeiterInnen-töchter ihr soziales Milieu verlassen, kann die notwendige soziale Anerkennung plausiblerweise nicht von den Eltern kommen, so sehr sich diese auch bemühen. Aufgrund dieser fehlenden Unterstützung sind

eigenen Sturheit und Willensstärke und das damit einhergehende Selbstvertrauen schließt Gefühle der "Minderwertigkeit" und die Wahrnehmung der eigenen "Unzulänglichkeit" nicht aus. Das Aufeinanderprallen unterschiedlicher Lebenswelten zeigt sich für die Interviewpartnerinnen in Wahrnehmungen der unterschiedlichen Anforderungen, der unterschiedlichen Verhaltensweisen, in dem, daß sie die Rituale der Universität nicht beherrschen, nicht die adäquate Sprache und Sprechweise besitzen.

Ich habe einige Aspekte dargestellt, die nicht rein individuell, sondern eben strukturell bedingt sind. Da sie jedoch nicht als solche thematisiert und pro-



ArbeiterInnen-töchter mehr als Studierende anderer Herkunftsschichten auf den Kontakt und den Austausch zu anderen Studierenden und Lehrenden angewiesen. Diese Unterstützung können sie sich allerdings meist nicht holen, da ihnen ihre Bedürfnisse und Forderungen als nicht adäquat erscheinen. In Bezug auf die Hochschullehrenden vermutet Eggers, daß die soziale Distanz zu groß ist, als daß der finanzielle, soziale und psychische Aufwand von ArbeiterInnen-töchtern hinreichend bekannt wäre. Hasenjürgen spricht von der Rekrutierung unter sozial Gleichen, auch unter den Frauen und in der Frauenforschung. Wohl wenig Frauen aus bildungsfernen Familien sitzen an Positionen, wo sie Frauen aus bildungsfernem Milieu fördern könnten.

Zum Abschluß

Im Selbstverständnis von ArbeiterInnen-töchtern treten durch einen Bildungsaufstieg ambivalente Gefühle auf: das Wissen um das Eigenpotential, der

blematisiert werden, bleiben kollektive Strategien ungenutzt. Die Art der Auseinandersetzung (Erkennen von unangemessenen bzw. nicht verfügbaren Verhaltensmustern, Fähigkeiten und Fertigkeiten) mit den Anforderungen an der Universität wird von der Arbeitssozialisation in der Kindheit maßgeblich beeinflußt. Ein Ausdruck davon läßt sich im Zusammenhang zwischen der Ungewißheit des studentischen Selbstverständnisses und den diskrepanten Arbeitsanforderungen finden.

Soziale Herkunft - ein Tabu an der Universität (das es zu brechen gilt).

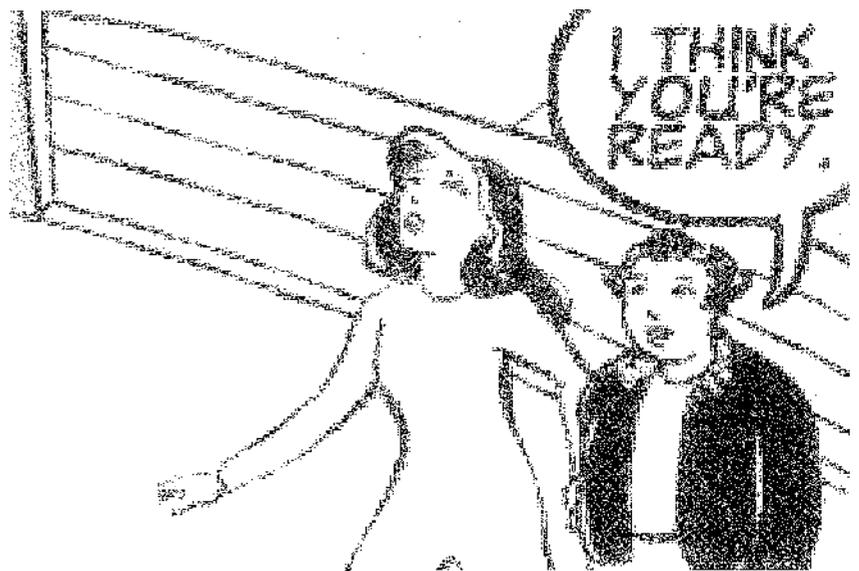
Im Laufe meiner Beschäftigung mit dem Bildungsaufstieg aus bildungsfernen Familien fiel mir an der Universität immer wieder die Tabuisierung dieser Thematik auf. Als Betroffene fällt es schwer zu artikulieren, daß universitäre Selbstverständlichkeiten und Wissensvorräte eben nicht so selbstverständlich sind, wie zumeist angenommen. Sich defizitär zu erleben, hat etwas Fatales. Schweigen und Isolation führen zu ei-

ner Individualisierung von gesellschaftlich begründeten Schwierigkeiten und Ungerechtigkeiten. Die Welt der Universität scheint in Ordnung und die Studierenden scheinen es sich schon so zu richten, daß sie sich wohlfühlen. Der Schein trügt oft.

Eine Analyse der sozialen Wirklichkeiten an der Universität kann insbesondere Angebote für diejenigen Individuen und Gruppen bereitstellen, die mit 'ungenügenden' Spielfähigkeiten ausgestattet sind. Aufklärung und Selbstreflexion können helfen, eigene Beschränkungen anzuerkennen, ohne sie zugleich als Defizite zu begreifen' (Hasenjürgen 1996, S. 281). Erst dadurch wird es möglich, Zugang zum spezifischen "Erfahrungsschatz" zu erreichen und damit ein kritisches Potential in den wissenschaftlichen Diskurs und in die "heiligen Hallen der Universität" einzubringen.

Die Diskussion und Auseinandersetzung zum Einfluß von Geschlecht und Klasse als Kategorien zur Reproduktion sozialer Ungleichheiten an der Universität muß vom informellen in einen öffentlichen Rahmen rücken. 'Erst wenn Arbeitertöchter sich zu einer sozialen Gruppe zusammenfinden, ist eine kollektive Veränderung ihrer Situation möglich. Dafür müssen sie allerdings das Schweigen über ihre soziale Herkunft brechen.'²²

Das Schweigen brechen, dem Unbehagen Sprache verleihen, ein Ventil für Wut, Zorn, Ärger und Enttäuschung finden - so läßt sich meine Auseinandersetzung mit meinem Bildungsaufstieg wohl treffend beschreiben. Eine Grenzüberschreitung hinterläßt ihre Spuren.



22

Schlüter 1992: 11
SCHLÜTER, Anne. (Hrsg.)
(1993): Bildungsmobilität.
Studien zur Individualisierung
von Arbeitertöchtern in der
Moderne. Weinheim:
Deutscher Studien Verlag.

Weitere Literatur

BATHE, Silvia et. al. (1989): Frauen in der Hochschule. Lehren und Lernen im Wissenschaftsbetrieb. Weinheim.

BOURDIEU, Pierre. (1993): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/Main. Studierenden. Wien.

DUKA, Barbara (1992): Kritische Anmerkungen zur "Akkulturationsthese". In: Weiterer (Hrsg.) 1992.

SCHWARZ, Astrid (1996): "Wie mir lebn, tsch nit die Welt" Zur Bedeutung von geschlechts- und klassenspezifischen Sozialisationserfahrungen im ArbeiterInnenmilieu für das Selbstverständnis als Studentin am Beispiel des Verständnisses von Arbeit. Unveröff. Diplomarbeit, Universität Wien, Wien

Dopo l'autocoscienza, la carriera

Dal "io sono mia" al "io voglio". Donne all'università negli anni '70. Il cambiamento del movimento femminista. Gli equivoci del diritto delle pari opportunità ignorando le differenze sociali. Un dialogo con Mira Vivarelli, ha studiato giurisprudenza a Bologna negli anni '70 ed è oggi direttrice dell'Inail a Bolzano.

Lei ha studiato negli anni Settanta, un'epoca in cui ci fu un grande cambiamento nel mondo universitario che ha portato le donne all'interno degli atenei...

Sì, ci fu un cambiamento fondamentale nell'ordinamento degli studi italiani che rese possibile l'accesso alle diverse facoltà universitarie con qualunque diploma di maturità. Gli atenei si aprirono così anche a chi proveniva da istituti superiori di tipo commerciale. Questo ha garantito il diritto allo studio ad un maggior numero di persone e di conseguenza anche le donne potevano svincolarsi da ambiti di studi superiori che erano stati determinati magari dai genitori e compiere così delle scelte individuali.

Erano anche gli anni in cui esplose il movimento femminista. Quali erano le rivendicazioni principali delle donne? Si parlava di scienze femministe e di pari opportunità?

Allora la struttura femminista era ancora molto arretrata rispetto ad oggi. Questo perché all'interno della società mancavano ancora delle libertà e dei diritti individuali, non solo femminili. Certo, la battaglia per l'aborto e il divorzio sono stati due momenti molto importanti, ma si trattava anche e soprattutto della rivendicazione dell'individuo, della sua libertà nell'ambito della società e innanzitutto nell'ambito familiare, per un rapporto paritario uomo-donna.

La femminilizzazione dello studio, l'approccio femminista nelle varie branche della scienza è avvenuto in un momento successivo. Il discorso delle pari opportunità, per esempio, non era visto nei termini in cui lo è oggi. Pari opportunità per quello che riguardava gli studi significava per noi che l'università in generale e alcune facoltà non fossero chiuse alle donne. Il pari diritto allo studio e alla carriera era ancora in una fase embrionale, proprio perché occorreva ancora rivendicare la libertà di decidere sulla nostra vita, di fare un matrimonio sbagliato e poterlo magari disfare senza esserne vittime per sempre.

La nostra era una battaglia legata essenzialmente ai diversi "movimenti", perché il Parlamento non era

ancora in grado di rappresentare i diritti delle donne. Sul piano politico c'era allora la totale egemonia dei partiti legati alla Chiesa, e quindi ad una morale di tipo cattolico, che puntava molto sulla famiglia, sul ruolo materno della donna, preso come dato di fatto, non come una sua decisione.

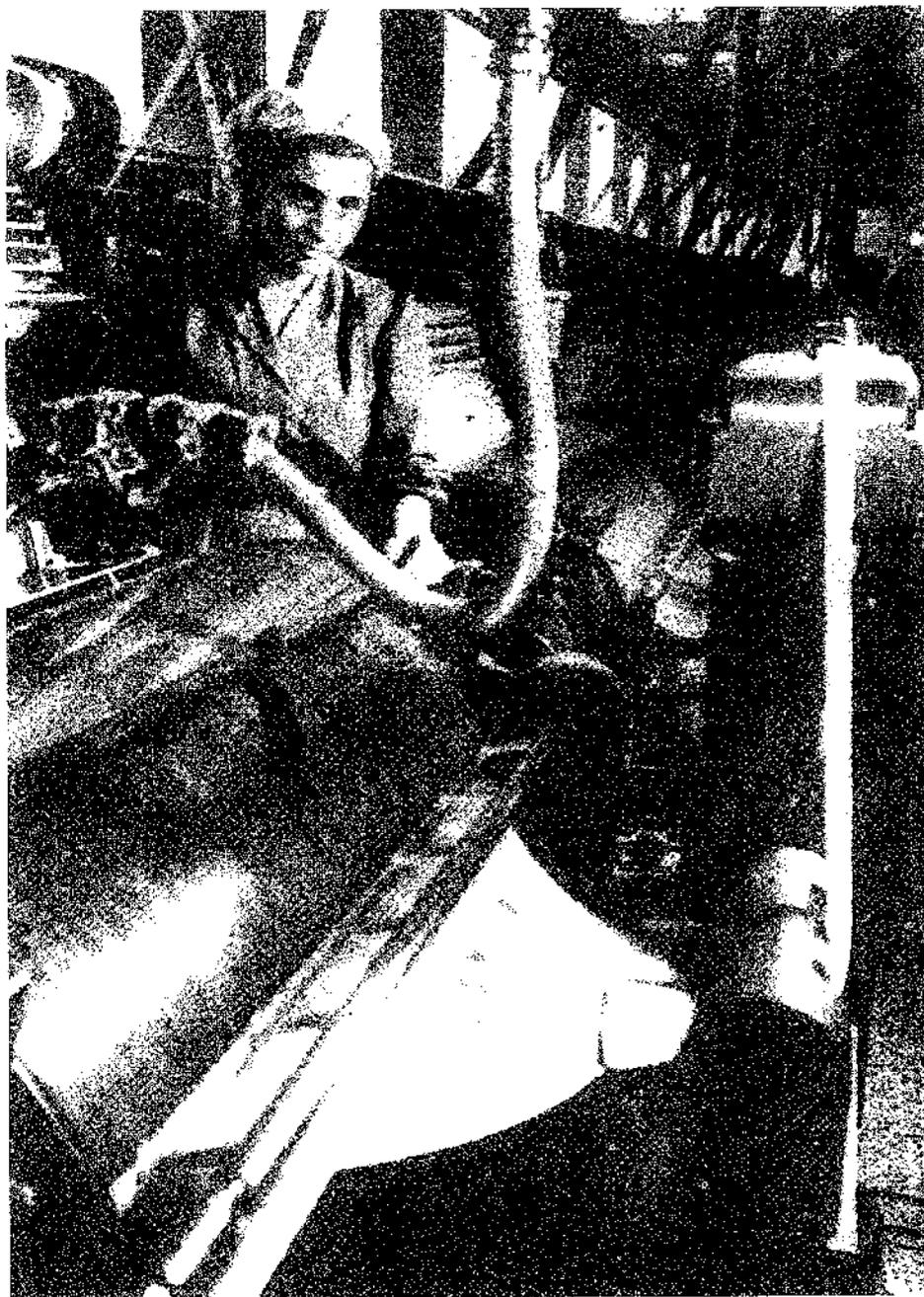
Non solo nella Dc e nei partiti di destra, ma anche all'interno del partito comunista si presentavano delle grandi lacerazioni sulle tematiche femminili, perché anch'esso aveva in fondo una morale molto tradizionalista. La battaglia sul divorzio e sull'aborto fu portata avanti dal movimento radicale che si fece in questo modo rappresentante delle rivendicazioni femministe. Il Pci ha solo in seguito appoggiato il diritto al divorzio e all'aborto, non si schierò certo in prima linea.

Che ruolo ebbe l'università nella vostra battaglia?

L'università ha portato avanti alcuni valori, ma non si può dire che fossero i circoli universitari i luoghi dove si promuovevano e si elaboravano le rivendicazioni di uguaglianza tra i sessi. La cultura femminista si diffuse in modo molto omogeneo e arrivò a coinvolgere la maggioranza delle donne, tant'è vero che i referendum sono stati vinti. I circoli universitari sono nati come gruppi di tipo elitario, promossi da donne che avevano una maggiore cultura e formazione e quindi anche il coraggio di esporsi.

Di che cosa si occupavano questi gruppi?

Erano i cosiddetti gruppi di "autocoscienza", solitamente piccoli e molto chiusi, e il loro fine era quello di "prendere cognizione di sé", di "affermarsi come individui", sia in rapporto agli altri che a se stesse, alla famiglia, al mondo del lavoro. Era un percorso però da farsi innanzitutto individualmente. Il nostro ragionamento era che se la persona non crede per prima al proprio valore, non ci crederà nessuno e non sarà mai in grado di affermarsi nei confronti dell'esterno.



Si discuteva anche di una forma di comunicazione "femminile" da opporre ad una "maschile"?

L'ideale di comunicazione era fondato sul principio della "sorellanza", che significa "essere pari", come lo sono appunto le sorelle. Dunque l'aspirazione era di parità nell'ambito del gruppo, senza prevaricazioni, perché il gruppo intero era leader di se stesso. Si rifiutava l'idea di una figura dominante quale caratteristica della società di impronta maschile, mentre una società di impronta femminile doveva appunto essere una società di pari.

Per affermarti individualmente nell'ambito del gruppo dovevi disfarti della struttura gerarchica a cui eri abituata, dovevi metterti in discussione e non potevi accettare ovviamente che nel gruppo si stabilisse un'altra gerarchia. Anche nei confronti dell'esterno era così. Il gruppo si esprimeva, e chiunque al suo interno esprimeva le idee del gruppo stesso.

Questo però era anche un motivo di scontro tra i gruppi

nell'ambito del lavoro una gerarchia o comunque una specificazione dei compiti e degli obiettivi di ciascuno ci deve essere, ha significato non accettarlo più come un'imposizione indiscutibile. È diventato un fatto culturale dire che il capo non ha "sempre" ragione.

Oggi i gruppi femministi universitari si occupano soprattutto della critica alla scienza, mentre le rivendicazioni appaiono solo in secondo piano, inoltre i legami col mondo esterno sono rari. Negli anni Settanta si è iniziata una riflessione di questo tipo all'interno dell'università?

Si cominciava a farlo verso la fine degli anni '70. Teniamo però conto che l'Italia era ed è tuttora un paese molto tradizionalista, e fino a quel momento aveva imperato il principio della neutralità, dell'oggettività della scienza. Dunque si è dovuto prima riconoscere che la scienza non è neutrale, per poi poter arrivare a dire e

rivendicare che essa è anche di genere. vale a dire che un approccio di tipo femminile alla scienza è necessariamente differente da quello di tipo maschile. Un'analisi economica non può essere neutrale, ma dipende dal committente, dal risultato che si vuole ottenere, dalla società in cui si ricava. Questa presa di coscienza avvenne però solo in un ristretto ambito elitario.

Con che prospettive studiavano le donne negli anni '70?

Naturalmente non tutti si potevano permettere di studiare. Questa era una prima discriminazione sociale di natura generale. Le donne che accedevano agli studi lo facevano normalmente a facoltà "femminili" come Lettere e Filosofia, o Medicina - anche se una donna ortopedico non c'era, c'era semmai la donna pediatra, non c'era neanche una donna ginecologo, perché era un ruolo riservato agli uomini. Nella mia facoltà era piuttosto scontato pensare al lavoro, era diffusa soprattutto la prospettiva di fare l'avvocato, specialmente in chi proveniva da famiglie benestanti. Non era così logico invece in facoltà come quella di Lettere.

C'era inoltre una forte pressione familiare e sociale, per cui la donna, la cui famiglia si poteva permettere di mantenere una figlia negli studi, non vedeva in questo il suo scopo principale, si trattava semmai di un fattore secondario rispetto al suo ruolo fondamentale che era comunque visto nell'ambito familiare.

Per quanto mi riguarda, in quanto figlia di una donna lavoratrice, per me era normale che le donne lavorassero nella vita. Il lavoro di mia madre l'ho vissuto come un'espressione di autonomia personale. La mia educazione non mi ha certo prospettato un matrimonio "di convenienza". Anche se non avessi fatto l'università sarebbe stato logico essere autonoma economicamente.

Nella società la donna lavoratrice era vista ancora in maniera abbastanza anomala. A parte l'élite delle professioni, dove si incontrava qualche donna avvocato o medico, nella piccola e media borghesia le donne preferibilmente non lavoravano, o tutt'al più facevano le insegnanti.

Certo, le donne operaie lavoravano, ma lo facevano per mandare avanti la famiglia, e comunque in linea di massima si riteneva, e si ritiene ancora, che avrebbero preferito non lavorare, stare a casa a occuparsi dei figli. La donna che lavorava, e di conseguenza l'intera famiglia, rappresentava un fallimento del capofamiglia, perché lo doveva fare per far rientrare il bilancio familiare, non come un diritto della donna di lavorare in qualsiasi ambito.

I circoli femministi contestavano questo tipo di cultura, ma le donne non erano ancora pienamente coscienti

di se stesse, perché eravamo ancora nella fase della rivendicazione delle libertà personali. Lo slogan dell'epoca era: "Io sono mia." Non era: "Io voglio..."

Come si trova ora nel suo ruolo di direttrice dell'Inail di Bolzano?

Oggi si parla soprattutto di "organizzazione del lavoro"; per lo meno nell'ambito dei servizi: c'è un obiettivo da raggiungere e lo strumento per farlo si tende a cercarlo nel gruppo. Ci sono certamente dei momenti in cui occorre essere il "capo", perché hai delle responsabilità che sono soltanto tue e che non si possono delegare agli altri, cosa che non sarebbe neanche giusta.

La diversità tra un capo "donna" e un capo "uomo" si riscontra piuttosto nel tipo di approccio personale: è più difficile che una donna ordini di fare qualcosa, semmai lo chiede. Certamente può capitare anche di dover richiamare qualcuno, e devo dire che in questi casi spesso le donne "ci restano peggio" degli uomini, diciamo che si offendono più facilmente.

Secondo me questo diverso atteggiamento è da collegarsi al fatto che gli uomini sono abituati ad avere un capo, semmai hanno il problema di avere un capo donna: o lo accettano o lo subiscono. Loro non hanno fatto i percorsi di autocoscienza, non dovevano liberarsi della struttura gerarchica.

Le donne invece sono abituate ad avere un superiore "uomo", per cui se vengono richiamate da un uomo è più facile che ne riconoscano l'autorità, mentre se è una donna a farlo si sentono "tradite nella sorellanza". Dicono: "Tu dovresti capire, perché sei una donna come me", si appigliano al senso di appartenenza. Il rapporto gerarchico con una donna, quando inevitabilmente si manifesta, può presentare questo tipo di problema.

Crede che in futuro, con più donne in posizioni di responsabilità, le condizioni di lavoro si potranno adeguare meglio alle esigenze, per esempio, di una donna con figli?

Direi alle esigenze "altre" della vita. Mentre gli uomini puntano ancora molto sul lavoro, che coincide con la loro massima espressione di affermazione, le donne, pur dandogli molta importanza, non dimenticano mai il resto. Se si arrivasse ad una prevalenza o consistente presenza di donne in ruoli dirigenziali, sicuramente, proprio perché le donne hanno sempre una visione complessiva delle cose, esse possono migliorare le condizioni lavorative.

Confronto alle rivendicazioni femministe degli anni '70 oggi le donne sono più individualiste, sono concentrate sulla propria carriera. Non Le pare che si riprendano degli schemi maschili?

L'evoluzione della società va sicuramente in direzione degli egoismi, con tutto ciò che questo comporta. Mentre allora c'era la volontà di cambiare il mondo, ora è prevalente anche fra le donne la volontà di "dominare" il mondo. Il ruolo della donna nel cambiamento può avere un senso quando si mantiene viva la

visione della collettività, altrimenti non c'è più interesse a cambiare, ma solo a vincere.

Vede una continuità di esistivi tra il femminismo di allora e le donne di oggi?

A me pare che questa continuità cominci a sgretolarsi. A prescindere dal fatto che le basi di partenza sono diverse, perché noi abbiamo dovuto affermare dei principi che per la maggior parte delle donne di oggi sono ovvi - ora è normale studiare e lavorare - io credo che il problema venga oggi dall'emergere di una nuova tendenza allarmante, quella di una società che rivendica l'esigenza che la donna smetta di lavorare e torni a casa. Esigenza che viene presentata come una liberazione, o meglio, come una scelta della donna, in casa o fuori.

In generale si sta ripresentando in maniera molto forte la diversità legata alla classe o all'ambito socio-economico di appartenenza. Sta emergendo in modo sempre più marcato una diversificazione tra chi potrà permettersi di andare a studiare e addirittura di andare a lavorare - e io in riguardo sono molto pessimista - e chi invece non potrà più godere di questo diritto, perché quando si comincia, come già è stato fatto, a smantellare i servizi sociali, e vengono a mancare i posti per gli anziani, i bambini e i malati, qualcuno dovrà prendersene cura, e chi se non le donne?

Mentre ora la donna lavoratrice ha due lavori, in questo modo gliene resterebbe uno solo, quello di moglie e madre. A me pare che in questo modo stiamo retrocedendo sia come società che come donne. Quanto questo ragionamento faccia presa sulle donne, non lo so, ma soprattutto mi chiedo quanto ci metteranno prima di rendersi conto di essere state fregate, prima di arrivare al punto in cui le giovani dovranno magari ricominciare dal nostro stesso percorso.

E la legislazione va in questa direzione?

Sì. Ne è un esempio la pensione per le casalinghe. Anche una regione come l'Emilia Romagna, da sempre molto avanzata nella gestione dei servizi sociali, dà un assegno a chi si tiene gli anziani in casa. Certamente è una regione sempre all'avanguardia se confrontata con la Calabria, ma è significativo il fatto che stia dando un taglio diverso alla sua politica sociale: non è più la collettività a farsi carico di certe problematiche, ma esse vengono delegate alle associazioni no profit e alla famiglia. Certo, ben venga un sostegno economico alla famiglia con una persona bisognosa di assistenza, ma poi l'assistenza chi gliela dà? La donna. Ecco che diventa problematico andare a lavorare o conservare l'autonomia economica e personale che si era conquistata.

Dunque il nuovo elogio alla famiglia e al suo valore è anche un camuffamento del progetto di smantellamento dello stato sociale.

Certo, perché si riporta nell'ambito familiare, quindi nel chiuso delle mura domestiche, ciò che finora è stato a carico della società. Questo significa anche tagliare

fuori molta gente, probabilmente sempre più, dal mondo del lavoro e quindi dell'autonomia, della libertà economica e anche della rivendicazione individuale. Se per mantenersi si ha bisogno di qualcuno che pensi a noi, non si ha la possibilità di fare rivendicazioni.

E le rivendicazioni di pari opportunità di cui si sente tanto parlare?

E' un'affermazione che rischia di essere alla base di una prevaricazione. Le pari opportunità non si intendono oggi come "le stesse opportunità per tutti", ma in senso individuale.

Non si vogliono avere pari opportunità per la convinzione che siamo uguali e perché le donne possono dare una visione diversa per migliorare, ma per avere il potere in quanto persona singola, dunque non come genere, rappresentante di una categoria, ma come "io".

Si tratta di un diritto conquistato, ma che la società tende ad accantonare...

E per questo è importante rivendicare l'esercizio di questo diritto.

Che prospettive vede per il futuro?

Gli scenari sono strettamente collegati all'evoluzione complessiva della società. Oggi si compie un errore di fondo affermando che le donne sono tutte uguali e hanno tutte le stesse esigenze, perché in realtà appartengono a classi o ambiti sociali diversi. Se si distrugge progressivamente lo stato sociale qualcuno sarà colpito più di altri, anche fra le donne. O si prende coscienza di questo processo oppure, rivendicando solo il diritto di genere, rinunciando al diritto sociale, perché sulla carta c'è scritto che tutti sono uguali, ma bisogna anche mantenere viva la coscienza che questi diritti bisogna poterli esercitare. Se la società non ti mette nella condizione di farlo, se riesci a convincerti che eserciti un diritto quando ti fai rinchiodare in casa a fare lavoro di assistenza, allora cominci a perdere i diritti effettivi.

Mi pare che sia un processo ambivalente: da una parte questo è il grande momento in cui le donne conquistano il mondo del lavoro in tutti i settori, dall'altra c'è un'involuzione verso ruoli femminili tradizionali. La soluzione quale può essere?

La soluzione a questa contraddizione non è così facile, dipende anche da come essa è presentata. La tendenza è appunto quella di dire: la donna che conquista il mondo del lavoro deve rinunciare a fare figli. In modo molto velato questo processo è proposto in modo negativo, come alternativa tra una famiglia e la carriera, e così passa nella coscienza collettiva: la

donna o fa carriera, o fa figli. Mentre il femminismo rivendicava di fare entrambe le cose, e per farlo serve uno stato sociale.

Vuole dire che se lo Stato Sociale verrà smantellato ci sarà una divisione dei ruoli: chi farà figli e chi studierà e lavorerà?

Diciamo che saranno diversi i modi di lavorare. Le donne povere lo faranno per mantenere la famiglia, ma magari torneranno al lavoro non garantito, saltuario, che oggi viene modernamente chiamato "flessibile". Non si può immaginare la flessibilità del lavoro, e dunque la non-continuità, ad un livello medio-alto. Questo può andare bene semmai per la raccolta delle mele.

Ciò influirà in modo determinante anche nell'accesso al lavoro. Il lavoro "in affitto" presuppone di entrare e uscire dal mondo del lavoro sulla base delle esigenze del mercato, e questo se lo può permettere solo chi è sempre pronto, mentre la donna difficilmente lo è, perché si deve occupare della famiglia, e questo la rende poco concorrenziale e le fa perdere occasioni lavorative importanti.

Questo meccanismo viene presentato come una cosa meravigliosa, una conquista dell'autonomia e della libertà, sembra che ci guadagni il lavoratore perché è più libero. In realtà non è così, perché essere sempre a disposizione è estremamente difficile soprattutto per le donne: portatrici di valori complessivi, non vedono mai solo il lavoro o la famiglia, ma cercano di tenere assieme tutte le esigenze, e per fare questo hanno bisogno di sicurezze. Ma se la sicurezza economica manca, ed è quella che ti garantisce la qualità della vita, è difficile riuscire a tenere sotto controllo tutto, e se poi questa sicurezza non dipende da te ma da qualcun altro, non hai certo il potere di determinare le tue scelte.

Come si può risolvere questo dilemma?

Secondo me la donna finirà per essere tagliata fuori dal mondo del lavoro senza neanche rendersene conto, perché sarà sicuramente un processo molto lungo, che oltretutto viene incentivato attraverso i media, i messaggi politici (incentivi all'assistenza domiciliare, alla necessità dei bambini e dei vecchi), sempre nel tentativo di influenzare le donne verso la scelta che si ritiene migliore per la società, ossia il riprendere un ruolo femminile "rassicurante".

Il lavoro flessibile lo daranno agli extracomunitari: dunque per il mondo del lavoro la soluzione sarà questa.

Un altro fattore da tenere in considerazione riguardo al lavoro flessibile, a prescindere dal ruolo femminile, è che sicuramente il lavoratore "in affitto", è isolato, e questo è un particolare importantissimo: se non sei

per un certo periodo di tempo in un contesto sociale di lavoro, non hai modo di confrontarti e di fare rivendicazioni, e poi comunque una persona isolata non avrà mai un potere contrattuale sufficiente, per cui può essere assunto e licenziato senza poter influire su tali decisioni.

Ma questo pericolo non è ancora stato ben registrato. Questa flessibilizzazione sembra una cosa conveniente per tutti.

Certo, ma ci mostrano solo il lato positivo della medaglia. Prendiamo un altro esempio: il telelavoro. Da come viene presentato sembra bellissimo: l'architetto o il traduttore nella casa in montagna che comunica via modem. Ma in realtà si tratta del lavoro a domicilio. Magari col computer anziché col la maglieria, così irrispettando guardi il bambino e fai andare la lavatrice, come le donne di 30 anni fa. Questa è la realtà, non quello che viene presentato. I grandi professionisti possono permettersi di autogestirsi perché sono loro che determinano il rapporto di lavoro. Ma al mondo del lavoro, nel senso ampio del termine, interessa il lavoro di basso profilo, che in questo modo ha un costo molto basso e permette di isolare meglio le persone.

*Intervista di Barbara Rottensteiner,
trascrizione a cura di Sabrina Bellomo*

UND... WAS MA-
CHEN WIR JETZT?



1
*Friedrich Tiedemann: das Hirn des
 Negers mit dem des Orang-
 Outangs (!) verglichen. Mit einer
 Einführung von Hans Schmutz.
 Marburg 1984 (Original Heidelberg
 1837). S.9, 10, 18.*

2
*Emil Huschke: Schädel, Hirn und
 Seele des Menschen und der
 Tiere nach Alter, Geschlecht und
 Rasse, dargestellt nach neuen
 Methoden und Untersuchungen.
 Nebst sechs Steintafeln und*

"Das Denken überläßt man den Pferden, sie haben den größeren Kopf". Dieser Bauernweisheit ähnelnd gibt es etwa 150 Jahre immer wieder Versuche, mit Hilfe der Naturwissenschaften die inferiore Stellung der Frau in der Gesellschaft zu begründen und zu manifestieren. Zunächst ganz legitim bewegt seit dem 19. Jahrhundert die Hirnforschung die Frage, ob und in welcher Weise das Gehirn der Frau anders beschaffen ist als das des Mannes. So konstatierte 1837 der Heidelberger Anatom Friedrich Tiedemann (1781-1861): "Das Hirn des Weibes ist im

Weise in Frage gestellt wurden und deshalb das Bedürfnis entstand, das herrschende Verhältnis von Mann und Frau als natürlich und sinnvoll, als Ergebnis einer gradlinigen und obligaten Entwicklung der Natur- und Kulturgeschichte zu erklären und festzuschreiben.³

Besonders, als die Frauen ihre Forderung, studieren zu wollen, immer deutlicher artikulierten, bestimmten häufig nicht mehr Bemühungen um naturwissenschaftliche Objektivität, sondern ideologische Interessen die Heran-

Susanne Hahn

"Der physiologische Schwachsinn des Weibes"

Ein Dauerbrenner der Hirnforschung

*photographischen Abbildungen.
 Jena 1854, S. 68.*

3
*Michael Kutzer: Gehirnanatomie
 und "ein Aufstieg in das geistige
 Land": Anthropologie der
 Geschlechter im Werk Emil
 Huschkes. In:
 Geschlechterverhältnisse in
 Medizin, Naturwissenschaft und
 Technik. Hg. von Christoph Meinel
 und Monika Ronneberg. Bassum/
 Stuttgart 1996, S. 133-141, zit. S.
 133*

4
*Vgl. Renate Tobies (Hg.): "Aller
 Männerkultur zum Trotz". Frauen in
 Mathematik und
 Naturwissenschaften. Frankfurt/
 New York 1997.*

Durchschnitt leichter und kleiner als das Hirn des Mannes..." Aber, hatten seine Forschungen weiter ergeben, "es erhellt hieraus, daß das Hirn des Weibes, obgleich es absolut kleiner als das des Mannes ist, dennoch relativ zum Körper nicht kleiner ist als bei diesem. Von der Verschiedenheit der Größe des Hirns relativ zum Körper scheint vorzüglich der Grad der Empfindlichkeit und der Erregung des Hirns bei einwirkenden Reizen abzugehen."¹

Von dieser Aussage weichen die Schlüsse der Hirnforscher wenige Jahrzehnte später deutlich ab. So meinte 1854 der Jenenser Anatom Emil Huschke (1797-1858): Das Weib ist ein fortwährendes Kind und verleugnet auch am Gehirn... seinen kindlichen Typus nicht."² Was mag diese neue Interpretation induziert haben? Huschke trat in die Diskussion über die Frage der weiblichen Bestimmung ein, als im Nachhall der engagierten Emanzipationsforderungen im revolutionären Aufbruch der 1840er Jahre die Geschlechterrollen in der hergebrachten

gehensweise an die Forschung und die Interpretation ihrer Ergebnisse.¹ Gipfelnd in der These vom "physiologischen Schwachsinn des Weibes" behauptete der Leipziger Nervenarzt Paul Julius Möbius (1853-1907), "daß für das geistige Leben außerordentlich wichtige Gehirnteile, die Windungen des Stirn- und Schläfenlappens, beim Weibe schlechter entwickelt sind als beim Manne..." - "Der Instinkt nun macht das Weib tierähnlich, unselbstständig, sicher und heiter... Mit dieser Tierähnlichkeit hängen sehr viele weibliche Eigentümlichkeiten zusammen. Zunächst der Mangel eigenen Urteils... Wie die Tiere seit undenklichen Zeiten immer dasselbe tun, so würde auch das menschliche Geschlecht, wenn es nur Weiber gäbe, in seinem Urzustande geblieben sein. Aller Fortschritt geht vom Manne aus..." - "Dazu kommt die Heftigkeit der Affekte, die Unfähigkeit zur Selbstbeherrschung..." Und Möbius schlußfolgert: "Nach alledem ist der weibliche Schwachsinn nicht nur vorhanden, sondern auch notwendig, er ist nicht nur ein physiologisches Fak-



5
Paul Julius Möbius: Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes. 7-22. Aufl. Halle 1904-1922 (Erstauflage 1900). Reprint München 1990, S.29, 34,35, 41.

6
Esther Fischer-Homberger: Krankheit Frau. Zur Geschichte der Einbildungen. Frankfurt/M. 1984, S.98

7
Otto Weininger: Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung. Wien 1903. Nachdruck mit Anhang, München 1980.

tum, sondern auch ein physiologisches Postulat. Wollen wir ein Weib, das ganz seinen Mutterberuf erfüllt, so kann es nicht ein männliches Gehirn haben...⁵

"Als ob dem Manne im 19. Jahrhundert der Samen buchstäblich in den Kopf gestiegen wäre"⁶ - so Esther Fischer-Hombergers sarkastischer Kommentar, wurde Möbius dabei u. a. sekundiert von dem frauenverachtenden Psychologen und Philosophen Otto Weininger (1880-1903)⁷ oder dem Münchner Anatom Theodor Bischoff (1807-1882)⁸, der mit einem durchschnittlich 134 Gramm geringeren Gewicht des weiblichen Gehirns die Inferiorität der Frau in der Gesellschaft und vor allem ihre prinzipielle Unfähigkeit zum Studium beweisen wollte.⁹

Gegen das Frauenstudium, insbesondere dagegen, daß Frauen den ärztlichen Beruf ergriffen, ergab sich damit das auch durch die Hirnforschung gestützte Argument, Frauen seien dazu unfähig, weil der Bau ihres Körpers zu schwach sei; vor allem könne die Frau

die Anstrengungen des Arztberufes, z.B. nachts Hausbesuche, nicht durchhalten. Dazu kämen ihre schwachen Gemüts- und Charaktereigenschaften, ihre Sittlichkeit sei gefährdet, auch könnten Frauen keine Autorität ausüben und bei Berufstätigkeiten ihrer Bestimmung als Gattin und Mutter nicht gerecht werden.¹⁰ Frauenrechtlerinnen wie Hedwig Dohm (1831-1919) hielten Frauen dagegen besonders geeignet für Heilberufe, gerade, weil sie sich als Gattinnen und Mütter soziale Empfindlichkeit bewahrt hätten. Auch hänge die Gesundheit der Frauen und damit die des Menschengeschlechts wesentlich davon ab, daß weibliche Ärzte in den Dienst träten, die bei Untersuchungen und Behandlungsmaßnahmen nicht das Schamgefühl der Patientinnen verletzen. Und den Hirnforschern hielt sie entgegen: "...was der dümmste (!) Jüngling in seinem Schädel hineinzwängen kann... davon wird auch ein weiblicher Schädel nicht bersten!"¹¹

Nach dem 1. Weltkrieg, als Frauen be-

8
Theodor Bischoff: Das Studium und die Ausübung der Medizin durch Frauen. München 1872.

9
 Vgl. Ute Frevert: *Mann und Weib, Weib und Mann.* München 1995; Stephan Jay Gould: *Der falsch vermessene Mensch.* Frankfurt/M. 1986; Claudia Honegger: *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750-1950.* Frankfurt/New York 1991; Barbara Orland, Mechthild Rüssler: *Women in Science - Gender and Science. Ansätze feministischer Naturwissenschaftskritik im Überblick.* In: *Das Geschlecht Natur. Feministische Beiträge zur Geschichte und Theorie der Naturwissenschaften.* Frankfurt/M. 1995, S. 13-53.

10

Vgl. Anja Burchardt: *Die Durchsetzung des medizinischen Frauenstudiums in Deutschland*. In: *Weibliche Ärzte. Die Durchsetzung des Berufsbildes in Deutschland*. Hg. von Eva Brinkschulte. Berlin 1993, S. 10-17; Beate Ziegeler: "Zum Heile der Moral und der Gesundheit ihres Geschlechtes..." *Argumente für Frauenmedizinstudium und Ärztinnen-Praxis um 1900*. Ebd., S. 33-43.

11

Hedwig Dohm: *Emanzipation*. 2. Auflage. Vor- und Nachwort von Berta Rahm. Zürich 1982 (Erstauflage Berlin 1874), S. 93.

12

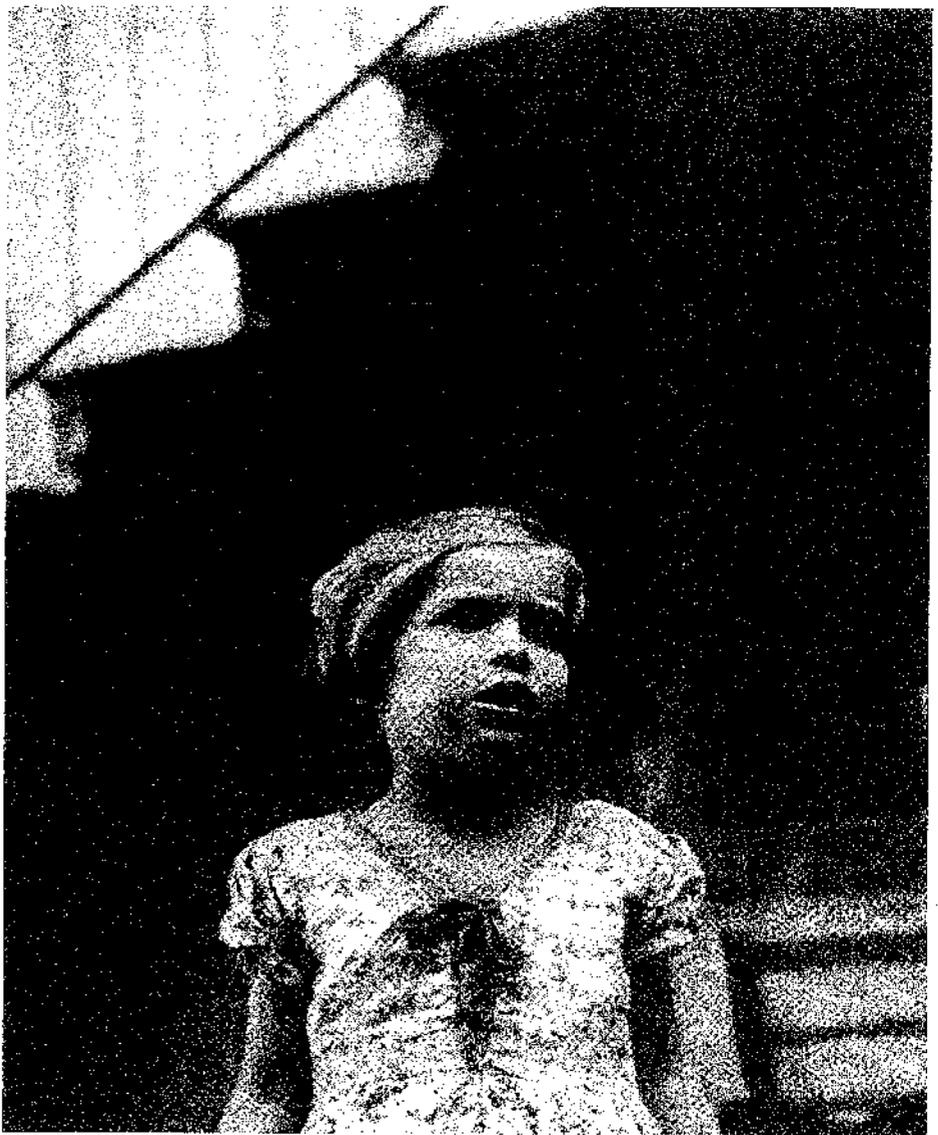
Agnes von Zahn-Harnack: *Die Frauenbewegung*. Berlin 1928. Vgl. Helga Satzinger: *Das Gehirn, die Frau und ein Unterschied in den Neurowissenschaften des 20. Jahrhunderts*: Cicile Vogt (1875-1962). In: *Geschlechterverhältnisse in Medizin, Naturwissenschaften und Technik*. Hg. von Christoph Meinel und Monika Renneberg. Bassum/Stuttgart 1996. S. 75-82; WZ: *Eine der größten Hirnschnittsammlungen*. Dt. Ärzteblatt 93 (1996) A-1728.

13

A.W. Nemilow: *Die biologische Tragödie der Frau* (Übersetzungen von Felix Boehnheim). Berlin 1925, S. 36, 39, 56/57, 67/.

14

Eric R. Kandel, James H. Schwartz, Thomas M. Jessell (Hg.): *Neurowissenschaften*. Heidelberg/Berlin/Oxford 1996, S. 604/605.



relts in viele akademische Berufe vorgegedungen waren, nicht ohne daß dieselben Vorurteile von männlichen Konkurrenten immer wieder vorgebracht wurden, war es die Hirnforscherin Cicile Vogt (1875-1962), die gegen die aus einer Geschlechterdifferenz im Gehirnbau - zu leichtes Gehirn und mindere Furchung - begründete Inferiorität der Frau argumentierte. Der Überschuß an Hirnmasse beim Mann sei lediglich notwendig, um seine umfangreichere Muskulatur zu innervieren. Die Furchung sei aber gar nicht für die Geistigkeit des Individuums verantwortlich. Entscheidend sei dagegen die architektonische Felderung der Großhirnrinde.¹²

Im Gefolge der Oktoberrevolution in Rußland sprach der russische Biologe Nemilow, sich explizit gegen Möbius und Weininger wendend und die neusten Erkenntnisse der Hormonfor-

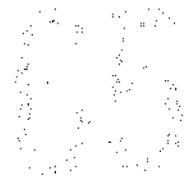
schung kommentierend, von einer "Diktatur des Geschlechts" und von der "Erotisierung des Nervensystems". "In früheren Zeiten", so Nemilow, "wurde nicht wenig Galle verspritzt, um die Gleichheit oder die Ungleichheit der Frau und des Mannes zu beweisen... Wir müssen anerkennen, daß zwischen den Geschlechtern eine biologische Ungleichheit fraglos existiert... Die biologische Ungleichheit ist nicht so zu verstehen, daß das eine Geschlecht niedriger oder höher steht als das andere. Mann und Frau sind sicherlich gleichwertig. Es besteht jedoch eine Ungleichartigkeit." - "Die Frau ist uns Kamerad und völlig gleichberechtigtes Mitglied der Gesellschaft. Die Theorie von der Minderwertigkeit der Frau lehnen wir entschieden ab. Frau und Mann sind unbedingt äquipotential, nur ist die biologische Belastung ungleichmäßig verteilt. Nur deshalb bleibt sie Frau,

besonders in einer Gesellschaft mit rückständigen sozialen Formen, hinter dem Manne zurück " lauteten seine Schlußfolgerungen.¹³

Und wie steht die Angelegenheit heute? Seriöse Hirnforscher beschreiben die Hirnasymertrie beim Menschen als geschlechtsspezifisches Merkmal: "So schneiden Frauen bei Tests, die Sprachgewandtheit..., Wahrnehmungsgeschwindigkeit..., arithmetische Berechnung und manuelle Geschicklichkeit quantifizieren, durchschnittlich besser ab als Männer. Männer zeigen dagegen bessere Leistungen bei Tests des räumlichen Wahrnehmungsvermögens, beim mathematisch-logischen Denken und bei zielgerichteten motorischen Fertigkeiten." Aber es wird gleichzeitig eingeräumt: "Die meisten Verhaltensweisen sind jedoch flexibel, auch wenn sie stark von der neuronalen Organisation vorgeformt sind..."¹⁴ - Denn: "Eindeutige Korrelationen in der Ausbildung von Nervensystemen mit Lebensbedingungen, Verhaltenskomplexität oder kognitiven Leistungen sind selten. Es wird immer wieder nach einer Korrelation zwischen Gehirngröße und anatomischer Gehirnkomplicität einerseits und den Lebensbedingungen, Verhaltenskomplexität und kognitiven Leistungen andererseits gesucht ... eindeutige Korrelationen (sind jedoch) schwer nachzuweisen, was unter anderem daran liegt, daß es kein eindeutiges Maß für die Komplexität des Nervensystems, des Verhaltens und der kognitiven Leistungen gibt."¹⁵ Trotzdem finden sich noch immer androzentrische Horangehensweisen und Interpretationen in der Hirnforschung. Als Ende der 50er Jahre an Ratten entdeckt wurde, daß das zyklische Verhalten der Weibchen an den Hypothalamus geknüpft ist und männliche Hormone diese Zyklizität unterdrücken, sprach man davon, daß Androgene das inferiore weibliche Hirn "organisieren" - eine bis heute verbreitete Ansicht und Sprachwahl, wenn es darum geht zu charakterisieren, daß das embryonal zunächst weiblich angelegte Gehirn bei Knaben noch während der intrauterinen Entwicklung unter dem Einfluß von männlichen Hormonen männlich strukturiert wird.¹⁶ "Als ob es... Kritik nie gegeben hätte, wird in unseren Tagen mit Hilfe neuester bildgebender Verfahren höchst anschaulich eine Unter-

schiedlichkeit der Gehirnaktivität von Männern und Frauen als wesensmäßige kognitive Differenz suggeriert." lautet lakonisch das Ergebnis feministischer Betrachtungen der Naturwissenschaftsgeschichte.¹⁷

Weder geht es darum, Unterschiede zwischen männlichem und weiblichem Gehirn oder zwischen typisch männlichem und typisch weiblichem Verhalten zu nivellieren, noch das weibliche Gehirn dem des Mannes anzugleichen oder umgekehrt das des Mannes an das Hirn der Frau. Im Gegenteil. Belegt man sie nicht mit Wert- und Vorurteilen, sind diese bestehenden Unterschiede geeignet, das Zusammenleben der Geschlechter zu bereichern. Nicht nur das typisch männliche müßte gesellschaftliche Entwicklungschancen erhalten. Auch das typisch Weibliche, die biologisch determinierte Zyklizität der Frau im Denken, in den Stimmungen und im Verhalten ist eine Lebensstrategie, die nicht nur im Augenblick auf das niedrigere Herzinfarktrisiko der Frauen Vorteile zu bringen scheint.¹⁸ "Das ewig Weibliche zieht uns hinan..." (Goethe, Faust I)



13

Gerhard Roth und M.F. Wullmann: *Evolution der Nervensysteme und Sinnesorgane*. In: *Neurowissenschaft. Vom Molekül zur Kognition*. Hg. von Josef Dudel, Rüdiger Menzel und Robert F. Schmidt. Berlin/Heidelberg/ New York 1996, S. 1-31, zit. S. 27.

14

Jammy Kien: *Gibt es "weibliche" und "männliche" Naturwissenschaft? Analyse von Beispielen aus der Hirnforschung*. In: *Mitteilungen der TU Braunschweig XXIV* (1989) 1, 46-49; vgl. Claudia Eberhard-Metzger: *Eva war zuerst da*. In: *Bild der Wissenschaft* 2/1997, S. 65-68.

17

Helga Satzinger, *siehe* Anm. 12.

18

Famela S. Douglas: *Cardiovascular Health and Disease in Women*. Philadelphia, W.B. Saunders, 1993/94; Robert D. Langer und Elisabeth Barrett-Connor: *Epidemiology and Prevention of Cardiovascular Disease in Women*. *Contemporary internal medicine*, June 1991, P. 50-64; Joann E. Manson et al.: *A Prospective Study of Aspirin Use and Primary Prevention of Cardiovascular Disease in Women*. *JAMA* 266 (1991) 4, 521-570; Lynda E. Rosenfeld: *Women and Heart Disease*. In: *Heart Book of the Yale University school of medicine*. Ed. by Barry L. Zaret, Marvin Moser and Lawrence S. Cohen. New York, Horats books, P. 237-244; Nanette K. Wenger: *Coronary Heart Disease in Women: A 'New' Problem*. *Hospital Practice*, November 15, 1992 p. 59-72.

Die fehlende Hälfte des Bildes

Weiblicher Stil in der Wissenschaft: das Beispiel der Feministischen Sprachwissenschaft

von Karin Dalla Torre Pichler



Lange Zeit galt die Wissenschaft, insbesondere die Naturwissenschaft, als Inbegriff der Objektivität. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß es sich vielfach um eine Scheinobjektivität handelt, die sehr wohl - in Abhängigkeit von den Forschenden - höchst subjektiv gefärbt sein kann. Einen wesentlichen Beitrag dazu, diese Bastion der "Wissenschaftlichkeit" zu durchbrechen, haben Forscherinnen geleistet, denen es gelang, überholte Lehrmeinungen zu revolutionieren und alte Erkenntnisse in Frage zu stellen.

Das ist der wesentlichste Beitrag, den die Frauen in den nunmehr hundert Jahren ihrer Anwesenheit im Forschungsbetrieb Universität geliefert haben.

In der Verhaltensforschung dominierte beispielsweise bis vor etwa 20 Jahren eine

aus den gesellschaftlichen Traditionen des 19. Jahrhunderts gedeutete Rollenverteilung, die weibliche Tiere als Verliererinnen der Evolution einstuft. Das Forschungsgebiet blieb lange eine männliche Domäne und die Forscher setzten neben ihren technischen Hilfsmitteln zwangsläufig auch ihr geistiges Rüstzeug ein - die männliche Perspektive in einer von Männern dominierten Gesellschaft. Durch die drei großen Forscherinnen Dian Fossey, Jane Goodall und Biruté Galdikas kam der Primatologie ein riesiger Erkenntniszuwachs zu, der allein durch die spezifisch weibliche Zugangsweise des Einfühlungsvermögens möglich wurde. Die drei Wissenschaftlerinnen beobachteten die Primaten nicht mehr nur schematisch, sondern erlebten die Tiere als fühlende und

denkende Persönlichkeiten.

Serlher ist die Diskussion um den spezifisch "weiblichen Stil" in der Wissenschaft, und was diese durch forschende Frauen gewinnen kann, eröffnet. Am Beispiel der Primatologie zeigt sich exemplarisch, daß eine wissenschaftliche Disziplin durch eine Vielfalt der Standpunkte, die einseitige Forschung verunmöglicht, nur gewinnen kann.

Nach Jahrhunderten, in denen Frauen in der naturwissenschaftlichen Forschung fast nur durch Marie Curie repräsentiert wurden, arbeiten heute viele Millionen Wissenschaftlerinnen in den USA, Europa und Asien. Doch sie kommen selten über den universitären Mittelbau hinaus. Der Frauenanteil unter den Professor/inn/en und Ordinarien, den Leiter/inn/en angesehener Institute kommt in Deutschland nicht über die Drei-Prozent-Hürde, in Italien sind es immerhin zehn Prozent. Die romanischen und die Schwellen-Länder weisen hier eine positive Tendenz auf.

Die Sprache wird weiblich

Es geht aber nicht nur um den prozentuellen Anteil der Forscher/inn/en an den Universitäten, denn die Zahlen allein sagen wenig darüber aus, wie sehr der Betrieb Universität durch weibliche Präsenz an Qualität gewinnt. Es geht viel mehr um die Frage, inwiefern sich Lehre und Forschung dadurch verändern, daß Wissenschaftlerinnen sich intensiv mit einem Forschungsgebiet auseinandersetzen. Wie groß und wie tiefgreifend dieser Wissenszuwachs sein kann, läßt sich über die naturwissenschaftlichen Disziplinen hinaus auch sehr gut an dem geisteswissenschaftlichen Beispiel der Sprachwissenschaft festmachen.

Die Sprach- und Literaturwissenschaft war - zumindest was den offiziellen Kanon der Autoren und Wissenschaftler angeht - bis in die Mitte unseres Jahrhunderts hinein ebenso männlich geprägt, wie die anderen Wissenschaftsdisziplinen. Es hatte zwar zu allen Zeiten bedeutende Autorinnen und Forscherinnen gegeben, doch sie waren auf den kanonisierten Lektüre- und Literaturlisten nur vereinzelt zu finden. Wenige Forschende hatten sich bis dahin die Mühe gemacht, diesen Frauen die Bedeutung zuzugestehen, die ihnen zukam. Für diese "blinden Flecken" auf der Landkarte der Wissenschaft gibt es eine Reihe von Gründen, die in der feministischen Fachliteratur seit Jahrzehnten analysiert und benannt werden. Einer der wichtigsten ist aber

die Tatsache, daß die weibliche Präsenz an den Universitäten erst viel zu kurzlebig war, um in diesem Bereich Veränderungen herbeiführen zu können. Es war eine Frage der Zeit.

Unausweichlich, daß die ersten Impulse für die europäische Forschung aus den USA kommen mußten. Die dortigen Universitäten konnten sich auf eine ältere Tradition von "women studies" stützen und leisteten sich sogar den Luxus von Universitäten, die ausschließlich Frauen vorbehalten sind. Die Tatsache, daß die bedeutendsten und erfolgreichsten Frauen der USA - Hillary Clinton ist nur das bekannteste Beispiel - an Frauenuniversitäten studiert haben, läßt berechtigte Zweifel am scheinbar unumstößlichen Dogma einer Koedukation aufkommen, die sich durch den gesamten europäischen Ausbildungsparcours von der Kinderkrippe bis zur Universität zieht.

Unausweichlich auch, daß sich die amerikanischen Forscherinnen sehr bald der Bedeutung der Sprache für ihre Entwicklung bewußt wurden. Sie erkannten, daß die männlich geprägte Sprache, in der sie sich bewegten, ihnen und ihren Bedürfnissen nicht gerecht wurde und sowohl ihr Denken als auch das der Gesellschaft stark und in wenig wünschenswerter Weise beeinflusste. So setzte zu Beginn der 70er Jahre in Amerika die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Rolle der Frau in der Sprache ein.

In Europa dauerte es noch ein paar Jahre, bis der Denkfortschritt der Sprachwissenschaftlerinnen aus den USA herüberschwappte. Bereits 1975 hatte sich im deutschen Sprachraum die Autorin Verena Stefan in ihrem feministischen Kultbuch "Häutungen" mit dem Problem auseinandergesetzt, daß die "männliche" Sprache für ihr Denken, Sprechen und Schreiben nicht nutzbar war: "Jedes Wort muß gedreht und gewendet werden, bevor es benutzt werden kann - oder weggelegt wird. Mit dem Wörtchen 'man' fängt es an. 'man' hat, 'man' tut, 'man' fühlt ... 'man' wird für die Beschreibung allgemeiner Zustände, Gefühle, Situationen verwendet - für die Menschheit schlechthin. Entlarvend sind Sätze, die mit 'als Frau hat 'man' ja...' beginnen. 'Man' hat als Frau keine Identität. Frau kann sie nur als Frau suchen".¹

Erst drei Jahre später wird dieses Unbehagen, das der sprachlichen Sensibilität der Autorin entspringt, auch auf wissenschaftlicher Ebene formuliert.

1
Vgl. Angier, Natalie...
denn Männer
scheuen die ganze
Wahrheit. In: *Geo* 9/
1995, S.92-102.

2
Stefan, Verena:
Häutungen. Frankfurt
am Main 1994, S.34.



3

*Auch sie hat zu diesem
Thema publiziert: Müller,
Sigrid und Claudia Fuchs:
Handbuch zur
nichtsexistischen
Sprachverwendung in
öffentlichen Texten.
Frankfurt 1993.*

Im Herbst '78 veröffentlicht die Sprachwissenschaftlerin Senta Trömel-Plötz in der renommierten Fach-Zeitschrift "Linguistische Berichte" einen Aufsatz mit dem Titel "Linguistik und Frauensprache". Sie schildert den amerikanischen Wissensstand, insbesondere die ersten Richtlinien für sprachliche Gleichbehandlung von Frauen und Männern in den Lehrbüchern der USA. Mit diesem Text setzt die Sensibilisierung der germanistischen Sprachwissenschaft und der deutschsprachigen Öffentlichkeit für dieses Forschungsgebiet ein. Die Entrüstung der Sprachwissenschaftler ist zunächst groß. Ein Fachkollege namens Klaverkämper hantiert im Folgeheft der "Linguistischen Berichte" mit den Keulenargumenten "Unwissenschaftlichkeit" und "fehlende Fachkompetenz". Dieses Pamphlet ruft die Linguistin Luise F. Pusch auf den Plan, die ihre Fachkollegin und Freundin wortgewaltig und wissenschaftlich fundiert unterstützt. Dieses innerwissenschaftliche Hickhack hatte für die beiden Forscherinnen existenzbedrohende Folgen, aber die wissenschaftliche Spur, die sie gelegt hatten, konnte nicht mehr verwischt werden. Das Thema Geschlecht und Sprache wird seit den 80er Jahren mit wachsendem Interesse bearbeitet und hat sich innerhalb der Germanistik zu einem eigenständigen und im Vergleich zu anderen sehr produktiven Forschungsschwerpunkt entwickelt. Am Anfang trauten sich nur sehr mutige Linguistinnen an das Thema heran. Trömel-Plötz und Pusch, die vor der Auseinandersetzung mit diesem Thema im Rahmen der Linguistik als besonders förderungswürdige Talente galten und beide ausgezeichnete Habilitationsschriften vorlegten, verspielten mit ihrer Parteinahme für den neuen Fachbereich sämtliche Karrierechancen an deutschen Universitäten, an denen es trotz glanzvoller Habilitation plötzlich keinen Platz mehr für sie gab. Während Trömel-Plötz nach Amerika auswanderte, um an dortigen Universitäten zu lehren, lebt Pusch heute von ihren Büchern, Lesungen, dem jährlich erscheinenden Frauenkalender und einem Frauenfacharchiv, das sie aufgebaut hat. Bevor sie aus dem deutschsprachigen universitären Feld "geschlagen" wur-

den, gelang es den beiden in ihrer gemeinsamen Zeit an der Universität Konstanz eine ganze Reihe von außerordentlichen Linguistinnen auszubilden, die heute an den Universitäten Europas lehren. Eine dieser "Schülerinnen" ist Claudia Fuchs³, die derzeit an der Universität Bremen lehrt und an ihrer Habilitation arbeitet. Sie spricht heute noch mit Begeisterung von der Aufbruchstimmung und der Motivation in den Seminaren von Pusch und Trömel-Plötz.

Nach inzwischen 20 Jahren ist der von den beiden Professorinnen im deutschen Sprachraum initiierte Fachbereich immer noch umstritten. Doch die Tatsache, daß heute SprachwissenschaftlerInnen innerhalb der Universitäten an diesem Thema arbeiten können, ohne das wissenschaftliche Ausbefürchten zu müssen, belegt eine Anerkennung der Forschungsrelevanz. Die ordentlichen Universitätsprofessorinnen Marlies Hellinger an der Universität Hannover und Ruth Wodak an der Universität Wien sind die bekanntesten. Die Feministische Linguistik gliedert sich heute in zwei Teilbereiche. Einer davon ist die Gesprächsforschung, der zweite die Kritik am grammatikalischen System des Deutschen und die Ausarbeitung von Vorschlägen für eine geschlechtergerechte Sprachverwendung.

Kreative Lösungsstrategien

Die Linguistinnen erkannten, wie frauenfeindlich und diskriminierend der herrschende Sprachgebrauch war- und vielfach noch ist - und wie dringend notwendig eine Veränderung der Sprache war. Durch ihre sprachliche Kreativität eröffneten sich ungeahnte Möglichkeiten, aktiv auf die Entwicklung der deutschen Sprache einzuwirken. Im Bereich Geschlecht und Sprache wurde in der Folge ein umfassender Sprachwandel in Bewegung gesetzt, dessen Auswirkungen heute schon in sehr vielen mündlichen und schriftlichen Texten sichtbar werden.

Sprachkritik und Sprachpolitik im Bereich der "Feministischen Linguistik" haben das Ziel, eine Sprache zu vermeiden, die Leistungen von Frauen ignoriert, sie nur in Abhängigkeit von und Unterordnung zu Männern beschreibt. Frauen Rollenstereotype zuschreibt und/oder sie sprachlich demütigt und

lächerlich machL⁴

Sprechen ist gesellschaftliches Handeln und ein bewußter Sprachgebrauch verändert Sichtweisen und das Denken. Wenn das Frauen und Männern bewußt ist, können sie auch sprachlich danach handeln. Heute gibt es bereits in vielen Staaten eine Vielzahl überstaatlicher, staatlicher und regionaler Richtlinien zur Förderung einer gendergerechten Sprache.

Die beiden wesentlichen Leitgedanken einer differenzierten Sprachverwendung sind die Sichtbarmachung von Frauen in der Sprache und die Symmetrie.

Im Sinne einer eindeutigen Sichtbarkeit wird die maskuline Form eines Wortes nicht mehr als Oberbegriff (generisches Maskulinum) verwendet, der Frauen und Männer bezeichnen soll. Für Frauen und Männer soll eindeutig ersichtlich sein, ob sie gemeint sind oder nicht. Außerdem werden zur Bezeichnung von Frauen keine männlichen Personen- oder Berufsbezeichnungen verwendet, sondern ausschließlich weibliche Wortformen. Das generische Maskulinum wird heute von vielen Sprecherinnen und Sprechern nicht mehr akzeptiert. Eine der Möglichkeiten, es zu umgehen, ist die Neutralisierung. Hier bietet die deutsche Wortbildung die Möglichkeit des substantivierten Partizips: die/der Lehrende - die Lehrenden. Letztlich ist aber auch diese Lösung in ihrer Aussage ähnlich nichtssagend wie das generische Maskulinum.

Die Symmetrie verlangt, daß Frauen und Männer, wo sie genannt werden, sprachlich gleich behandelt werden. Dies betrifft vor allem Namensnennungen, Titel, Berufs- oder Funktionsbezeichnungen. Dem Prinzip der Symmetrie ist auch das "Fräulein" zum Opfer gefallen, da es keine gleichwertige Bezeichnung für Männer gibt, um anzuzeigen, daß sie (noch) nicht verheiratet sind. Manchmal erscheint hierzulande das "Fräulein" noch als Gespenst, beispielsweise auf den Formularen der "Landesbibliothek Dr. Friedrich Tessmann", die die Menschheit immer noch in Männer, Frauen und Fräuleins einteilt.

Zur Umsetzung der beiden Grundprinzipien einer Sprachverwendung, die beiden Geschlechtern gerecht wird, hat die Linguistik in Zusammenarbeit mit den Sprecherinnen und Sprechern der deutschen Sprache eine Reihe von

kreativen Sprachstrategien entwickelt:

- die Paarform: die Ärztin/der Arzt, die Beamtin bzw. der Beamte, die Expertinnen oder Experten. Das ist die Variante, die keinerlei Konflikte mit den geltenden Rechtschreibnormen auslöst. Sie wird vor allem bei mündlichen und schriftlichen Anreden genutzt, weil sie explizit beide Geschlechter anspricht. Diese Paarform wird auch von der neuesten DIN-Norm für Geschäftsbriefe in der Standardformulierung "Sehr geehrte Damen und Herren" vorgeschlagen. (Die Sinnhaftigkeit der "Damen" sei dahingestellt!) Bei Verwendung dieser Form werden die Frauen zuerst angeführt. Diese Reihung nennt sich, nach dem gesunkenen Überseedampfer, Titanic-Prinzip. Auf See gilt immer noch der Grundsatz: Frauen und Kinder zuerst.

Kluge Politiker/innen im deutschsprachigen Ausland haben dieses Prinzip und die Doppelform der Anrede schon seit einigen Jahren internalisiert. Sie haben begriffen, daß die Frauen, die sie wählen sollen, auch direkt angesprochen werden wollen.

- das Splitting mit dem Schrägstrich: die/der Arbeiter/in, die Arbeiter/innen. Diese Strategie ist im Vergleich zur Paarform ökonomischer, kann aber aufgrund der Vielfalt der deutschen Wortbildung nicht immer angewendet werden. Im Genitiv Singular und im Dativ Plural ist diese Lösung zu unübersichtlich: der/des Arbeiter/s/in, den Arbeiter/n/innen. Die Worte wären, als Ganze gelesen, unrichtig.

Der Reform-Duden gibt für die Schrägstrichlösung immer noch den Ergänzungsstrich vor (Arbeiter/-innen), seine Auslassung ist "gelegentlich" möglich.

Die "Klammerlösung" Arbeiter(in) fand anfangs Verwendung, wird aber nicht mehr akzeptiert, da in der Klammer normalerweise weniger Wichtiges eingeschlossen wird. Eine derartige Hierarchisierung soll vermieden werden.

- Auch das Binnen-I (großes I im Wort) wird häufig verwendet: SchülerInnen, PartnerInnen. Diese Form ist allerdings auch nach der Rechtschreibreform in den Normen nicht vorgesehen.

Bei der Produktion schriftlicher und



4
Vgl.: Ingrid Guentherodt/
Maris Hellinger/Luise
F. Pusch/Senta Trömel-Plötz,
Richtlinien zur Vermeidung
sexistischer
Sprachgebrauchs. In:
Linguistische Berichte 69,
1980, S. 15-21.

mündlicher Texte wird mit den beschriebenen Strategien noch viel experimentiert. Eine Einigung auf eine Lösung ist noch nicht in Sicht, bis eine solche dann in eine orthographische Norm einfließen kann, wird noch viel Zeit vergehen.

Demokratisierung der Sprache

Aber es geht darum, die sprachlichen Bedürfnisse der Hälfte der deutschsprachigen Menschen zu befriedigen. In diesem Bereich haben die feministischen Sprachwissenschaftlerinnen viel geleistet. Sie haben durch ihre mutige Arbeit dazu beigetragen, daß die deutsche Sprache differenzierter und demokratischer wird. Eine Besonderheit des Forschungsschwerpunktes "Geschlecht und Sprache" besteht darin, daß seine Ergebnisse weit mehr als andere linguistische Fachbereiche von einem sehr großen Interesse der Medien und der Sprecher/innen-gemeinschaft begleitet werden. Während die Männer in der Sprachwissenschaft anfangs nur Kritik übten, sind einige inzwischen dazu übergegangen, die Forschungsergebnisse der Linguistinnen zwar anzuerkennen, dann aber in einem zweiten Arbeitsschritt nach altbekannt patriarchaler Methode "zusammenzufassen" und ins "rechte Licht zu rücken".

Die Gründe für die Skepsis, die die traditionelle Linguistik dem Forschungszweig immer noch entgegenbringt, ist meiner Ansicht nach, auch in seiner Bezeichnung begründet. Pusch hat die Bezeichnung "Feministische Linguistik" geprägt, in den letzten Jahren wird auch die Bezeichnung "linguistische Frauenforschung" verwendet. Diese Bezeichnungen sind historisch begründet und innerhalb der Frauenbewegung nicht weiter aufregend. Doch für den Rest der Welt ist das Adjektiv "feministisch" immer noch und, meinem Eindruck nach, in zunehmendem Maße ein Reizwort, das negative Assoziationen weckt. Hier stellt sich die Frage, ob es sinnvoll ist, allein durch die Bezeichnung eines Forschungszweiges derart große Widerstände aufzubauen.

Sinnvoller wäre es, für den Fachbereich eine Bezeichnung zu wählen, die weniger Vorurteile provoziert und zugleich die umfassende Bedeutung der Kategorie "Geschlecht" im Rahmen der Linguistik zum Ausdruck bringt.

Das Aufgeben des Attributes "feministisch" im Zusammenhang mit Forschungszweigen, Fachbereichen und Lehrstühlen könnte eine Ghettoisierung

der Frauenforschung innerhalb der Universität verhindern bzw. rückgängig machen. Die gesamtgesellschaftliche Relevanz der Forschungsarbeit der Sprachwissenschaftlerinnen, Historikerinnen, Politologinnen, Naturwissenschaftlerinnen usw. ist ein Faktum. Daß sie als forschende Frauen von ihrem speziellen Blickwinkel und Interesse als Frau ausgehen und in dieser Hinsicht einen anderen Standpunkt einnehmen als ein forschender Mann ist für beide Geschlechter mehr als legitim. Der geschlechtsspezifische Zugang zu der eigenen wissenschaftlichen Disziplin mindert aber nicht die gesamtgesellschaftliche Relevanz der Forschungsergebnisse. Im Gegenteil, durch diese Forschungsarbeit der Frauen werden in allen Wissenschaftsdisziplinen Teile des Puzzles ergänzt, deren Fehlen von einem männlich dominierten Wissenschaftsbetrieb noch gar nicht erkannt worden war.

Diese Chance, wissenschaftliche Scheuklappen abzulegen, die zum Teil bis auf die Antike zurückgehen, kann nur dann genutzt werden, wenn Wissenschaftlerinnen die Möglichkeit haben, ihre Erkenntnisse in allen Teilen der Lehre und Forschung als unumgängliche und selbstverständliche Bestandteile der universitären Ausbildung zu verankern.

Das können "feministische" Lehrstühle, wie zum Beispiel an den Instituten für Politikwissenschaft und Pädagogik der Universität Innsbruck nicht leisten. Sie sind zwar von anerkannten und renommierten Professorinnen besetzt, aber diese können ihr großes kreatives wissenschaftliches Potential nicht wirklich entfalten, solange ihre Lehrveranstaltungen das Etikett "feministisch" tragen und von den Studierenden in ihrer Ausbildung umgangen werden können. Erst wenn diese Inhalte für alle Studentinnen und Studenten in Pflichtlehrveranstaltungen angeboten werden können, erst dann ist die Frauenforschung in der Universität wirklich zu Hause und nicht länger Fassadenkosmetik von Universitäten, die sich als fortschrittlich und modern deklarieren wollen.

Diese sogenannten "Frauenlehrstühle", gewissermaßen Gnadentakte der Politik, sind die ersten, die finanziellen Einsparungen zum Opfer fallen. Die Gesellschaft hat dann einen hervorragenden Vorwand, die Frauenforschung - fast ohne Gesichtverlust - wieder zu tilgen.

Ähnliche Überlegungen gelten für die Frauenministerien. Ein einziges Ministerium reicht für die Hälfte der Bevölkerung nicht aus. Es sollte eine Selbstverständ-



lichkeit sein, daß alle Ministerien eines Staates die Interessen der Frauen und Männer ihrer Bevölkerung wahren. Eine Alibi-Frauenministerin, die nur über sehr beschränkte Mittel verfügt und von ihrer eigenen Partei als exotisches Tierchen gehalten wird, wäre dann obsolet.

Vorteile für Lehre und Forschung

Das Beispiel aus der Sprachwissenschaft hat gezeigt, daß engagierte Wissenschaftlerinnen imstande sind, ihrer wissenschaftlichen Disziplin wichtige Erkenntnisse zu liefern, die es ohne ihre Arbeit nicht gegeben hätte. Doch ihr Verdienst beschränkt sich nicht nur auf die Forschung. Auch in der Lehre brauchen die Studentinnen Identifikationsfiguren an der Spitze der universitären Hierarchie, die ihnen Vor-Bild sein können. Ein zukunftsorientiertes Wissenschaftsverständnis, das die gesamte Gesellschaft - Frauen und Männer - in sein Weltbild miteinbezieht, kann auf

den weiblichen Stil in der Wissenschaft nicht verzichten wollen. Es geht um nichts Geringeres als die Ergänzung der anderen Hälfte des Bildes.

Literatur:

Samel, Ingrid: Einführung in die feministische Sprachwissenschaft. Berlin, 1995.

Trömel-Pötz, Senta (Hrsg.).

Frauengespräche: Sprache der Verständigung. Frankfurt am Main 1996.



Drinnen und die Orte dazwischen draußen

Selbst und Fremd. Reden vom Selbst, das nicht ich sein soll.

Das Thema der Veranstaltung im April lautete "Selbst und Fremd. Texte zwischen Südtirol und Wien". Ursprünglich war der Untertitel "Kulturschaffende zwischen Südtirol und Wien". Aus den Kulturschaffenden, aus den Personen wurden Texte. Die Veranstalter begründeten die Änderung mit ihrem Wunsch, "dem biographischen Aspekt zu entgehen und die Produkte, sprich Texte in den Mittelpunkt zu rücken." Ist das nicht eigenartig? Man lädt Südtiroler KünstlerInnen, Südtiroler JournalistInnen und einen Südtiroler Verleger ein, wählt als Veranstaltungstitel die Wendung "Selbst und Fremd" und legt dann den ReferentInnen nahe, den autobiographischen Aspekt auszublenden. Zweifelsohne ist es möglich, die Identitätsproblematik von sprachlichen Minderheiten aus ethnologischer oder kulturanthropologischer Sicht zu erörtern, ohne die eigene Biographie ins Spiel zu bringen. Werden als ReferentInnen jedoch Leute eingeladen, die nicht als FachwissenschaftlerInnen aufgefordert sind, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen, sondern in erster Linie als SüdtirolerInnen um ihre Beiträge gebeten werden, dann erscheint es unverständlich, weshalb man auf das Selbst dieser SüdtirolerInnen verzichten sollte.

Befürchteten die Veranstalter, die ReferentInnen würden, würden sie dem biographischen Aspekt zu großes Gewicht verleihen, larmoyante Bekenntnistexte produzieren? Larmoyante Bekenntnistexte, gestrickt nach dem Muster: Wir mußten das Exil wählen, da es uns in der Heimat, im rückständigen Südtirol, zu eng war, da uns Südtirol zuwenig Entfaltungsmöglichkeiten bot. Mir fällt dazu folgende Parallele ein. Schrift-

oder:

Was Differenzen ermöglichen und was sie verunmöglichen

Ein Vortrag von
Carmen Unterholzner
im Rahmen der
Veranstaltung "Selbst
und Fremd" der
sh.asus-Wien im April
1997

stellerinnen haben in den letzten Jahren immer wieder berichtet, ihre Manuskripte seien von Verlagen mit der Begründung abgelehnt worden, ihre Texte erinnerten zu sehr an die Selbsterfahrungsliteratur der Frauen aus den 70er und frühen 80er Jahren. Diese monovalenten, manchmal sehr trivialen, auf Identifikation der Leserin mit der Protagonistin abzielenden Texte, hatten stets den mehr oder weniger gleichen Plot: eine unterdrückte Frau befreit sich. Der Befreiungsprozeß wird als Entwicklung dargestellt, die mit der Erkenntnis beginnt, unterdrückt zu sein, und über einen linearen Verlauf zum schlußendlichen Erlangen der Autonomie hinführt. Behandeln Schriftstellerinnen heute ein ähnliches Thema, laufen sie Gefahr, dieser Art von Literatur zugeordnet zu werden, unabhängig von den literarischen Qualitäten ihrer Texte. Schriftstellerinnen sagt man gerne nach, daß sie sich selbst ständig thematisieren müssen. Es ist beinahe schon eine feministische Binsenweisheit, daß Texte von Frauen schneller autobiographisch interpretiert werden als Texte von Männern, denen eher die Fähigkeit zugeschrieben wird, von sich zu abstrahieren. Haftet SüdtirolerInnen ein ähnliches Klischee an? Das des selbstmitleidigen Opfers, das sich ständig selbst thematisieren muß?

Die Rede vom Selbst - die eigene Biografie als Subtext

Nicht um mit dem Lamento zu beginnen, sondern um mich zu verorten, um eine Entwicklung sichtbar zu machen, die zwar meine ist, aber der von anderen Südtiroler Akademikerinnen meiner Generation nicht ganz unähnlich ist, schreibe ich von einem mir unmittelbar zugänglichen Selbst.

Drinne: Geboren zu Beginn der 60er Jahre, in ein Jahrzehnt, das geprägt war vom Kampf um das Paket. Es war aber auch jenes Jahrzehnt, in dem sich Gegenbewegungen bildeten, Gegenbewegungen zu einer Politik, die ausschließlich die eigene Ethnie im Auge hatte. Die Südtiroler Hochschülerschaft, von der Alexander Langer sagte, sie sei eine "Südtiroler Massenorganisation, in der bis heute die Mehrheit nicht konformistisch eingestellt ist" (Langer, 1996, S. 35), wird zum wichtigsten Ort der Südtiroler Dissidenten (Langer, 1996, S.34), 1967 erscheint die erste Nummer der Zeitschrift "brücke".

Bis zum Schuleintritt lebte ich in der Stadt, in der die ethnische Differenz zum Alltag gehörte, neben dem Bäcker Tammerle gab es den Lebensmittelhändler Facinelli. Dann zogen wir aufs Land, wo die ethnische Differenz anders spürbar war und zwar durch die Abwesenheit der anderen Ethnie sowie durch die dichotome Zuschreibung von sozialen Qualitäten. 6000 Menschen lebten damals in dem Dorf, 5 Prozent davon waren Italiener, die räumlich getrennt von der deutschsprachigen Bevölkerung lebten. Die meisten von ihnen arbeiteten in Bozen in den Fabriken, die einzigen Italiener, die damals tagsüber im Dorf wahrgenommen werden konnten, waren die Carabinieri und der Dorfmechaniker. Die Italiener waren nicht die, die Grund und Boden besaßen, sie waren keine Hoteliers, keine Geschäftsleute, sie profitierten nicht von den materiellen Vorzügen des Tourismus, der das Dorf fast ganzjährig mit Gästen aus dem Norden überschwemmte. War damals von Drogen die Rede - und das war häufig der Fall in diesem Dorf -, war von Kriminalität die Rede, waren die Schuldigen immer jene, die am unteren Rand des Dorfes lebten. Kontakte zu italie-

nen gab es keine, ihre Schulklassen lagen im linken Gebäudetrakt, unsere im rechten, die Pausen fanden zeitverschoben statt. Die andere Sprachgruppe grub sich ein als das Andere, das Unbekannte, das Fremde.

Später in der Oberschule war die Trennung bereits verinnerlicht. Die Italiener waren in meinen Augen die mutigen, die politisch Aufsässigen, die Schulstreiks und Demonstrationen organisierten, während die deutschsprachigen Oberschüler brav am Unterricht teilnahmen. So speicherte sich jede Widerstandsbewegung in Südtirol in meinem Kopf als eine von den italienischsprachigen SüdtirolerInnen ausgehende ab. Daß die Besetzung des Monopolgebäudes vor allem von deutschsprachigen Aktivisten betrieben wurde, mußte ich erst nachlesen. In meiner Erinnerung waren auch hier die italienischsprachigen Südtiroler maßgeblich beteiligt. Die Italiener waren aber nicht nur politisch aufmüpfiger, reger und mutiger, sie waren auch das Synonym für Modernität.

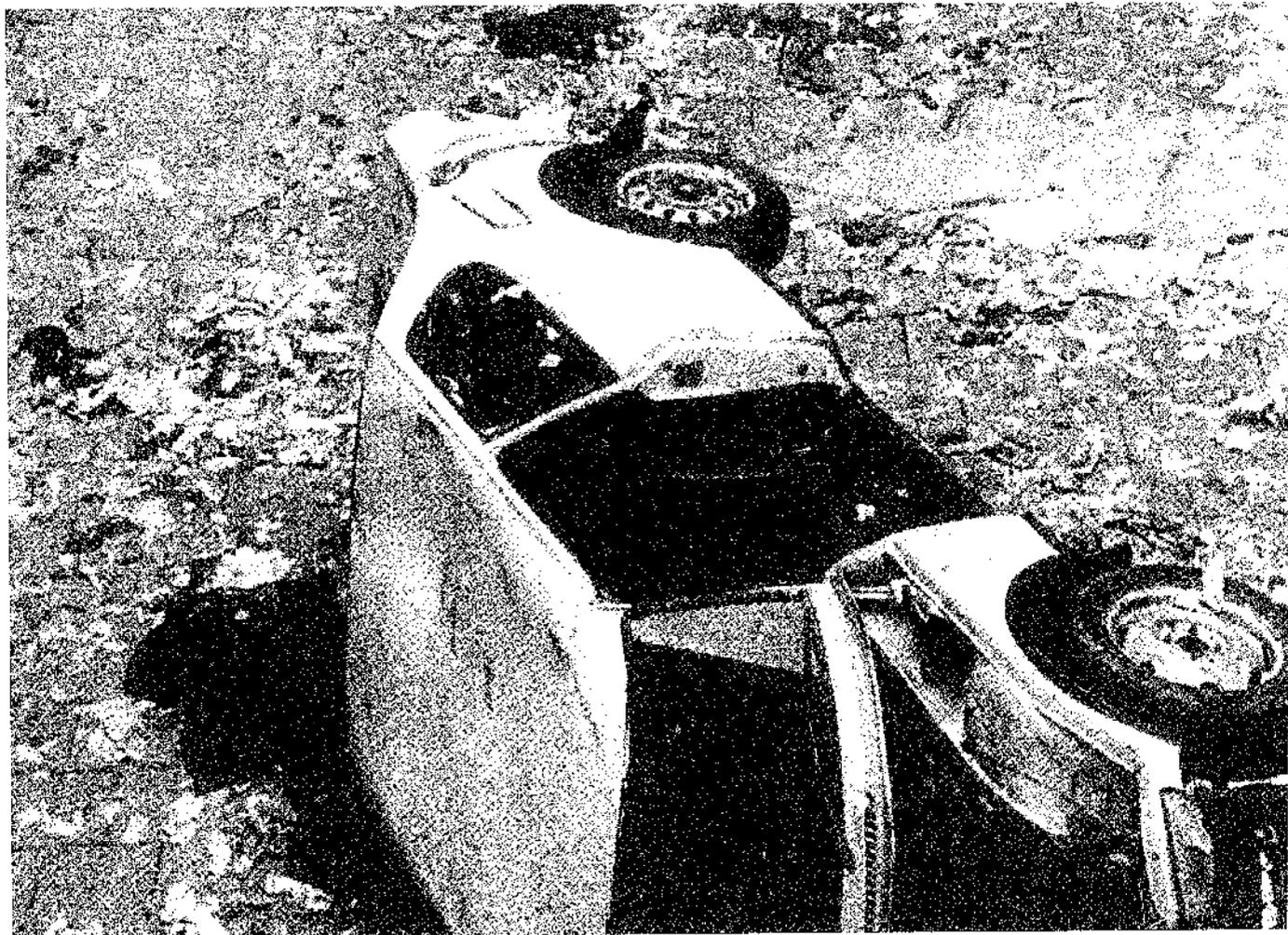
Draußen: 1981, als in Südtirol die Sprachgruppen gezählt wurden, befand ich mich bereits nördlich des Brenners. Vor dem Hintergrund des restriktiven und eindimensionalen politischen Klimas in Südtirol - Alexander Langer sprach von der ethnischen Zwangsjacke - erlebte ich die sprachliche Monokultur nördlich des Brenners, das Fehlen der ethnischen Differenz und die vielfältige Subkultur der Universitätsstadt als Bereicherung. Draußen wurde ein neuer Raum im Leben und Denken. Erst jetzt erlebte ich außer der ethnischen noch andere Differenzen, und erst jetzt wurde mir klar, wie sehr das Leben in der einen Differenz (deutschsprachige/italienischsprachige SüdtirolerInnen) andere Differenzen ausspart (sexuelle, soziale). Zentral und entscheidend für mein Leben wurde nun eine andere Differenz, die sexuelle. Das Drinnen existierte über weite Strecken nur mehr als Vergleichsgröße zum Draußen. Und der Vergleich machte sicher: jene feministischen Nischen, die draußen mein Leben wurden, gab es drinnen nicht, jene Nischen, in denen ich mich aufhielt: das Frauenzentrum, die Frauengruppen an den Unis, die Frauenforschungsseminare. Mit anderen Frauen glaubte ich, draussen Netze spinnen zu müssen für ein späteres Leben drinnen. Die SH-Frauengruppe entstand aus diesem Bedürfnis heraus. Daß das spätere Drinnen für einige von uns nach Jahren der Abwesenheit nicht mehr lohnend erscheinen könnte, kam uns damals noch nicht in den Sinn.

Orte dazwischen: Nach neun Jahren draußen wurde das Drinnen zum Fremden, und das, was ich von Drinnen durch meine spärlichen Besuche mitbekam, schien eine Rückkehr ins mittlerweile Fremde nicht mehr zu lohnen. Und da auf mich als Germanistin in Südtirol nur die Schule wartete, ich aber nicht Lehrerin wer-

den wollte, zog ich die Ungewißheit in den Orten dazwischen vor, das Pendeln zwischen verschiedenen Städten, ohne tiefere Verwurzelung in einer von ihnen.

Differenzen anders leben - in Erinnerung an Andreina Emeri

Zwischen den beiden Differenzen, die mein Leben prägten - die ethnische und die sexuelle -, gibt es einige augenscheinliche Parallelen. Andreina Emeri, Bozner Rechtsanwältin und Landtagsabgeordnete der Alternativen Liste, hat in dem Beitrag "Essere donna in Sudtirolo. Tutela delle minoranze e femminismo - due diversi modi di vivere la separatezza", der 1989 posthum in der Tageszeitung "il mattino" erschien, auf zwei Parallelen hingewiesen: zum einen auf die politische Strategie des Separatismus, zum anderen auf die Auswirkungen von Diskriminierung, die sowohl sprachliche Minderheiten als auch Frauen erleben: das Denken in der Opfer-Täter-Polarität. Vorausschicken möchte ich, daß ich Frauen, die 52 Prozent der Weltbevölkerung ausmachen, selbstverständlich nicht als Minderheit bezeichne. Die Parallelen finden sich dort, wo es um Unterdrückung und um die Reaktion auf diese Unterdrückung geht. Den Separatismus definiert Emeri als politische Praxis zur kollektiven Identitätsfindung, als eine Möglichkeit, sich in geschützten Räumen zu finden und zu formieren, zu wachsen und Stärke für Auseinandersetzungen zu gewinnen. Je nach Situation oder politischer Lage spiele der Separatismus eine größere oder geringere Rolle. Aber wie auch immer, er ist für Emeri kein letztendlich angestrebtes Ordnungsprinzip für persönliche und politische Beziehungen. Der Separatismus sei ein strategisches Mittel zum Zweck, nicht Endziel. In der Minderheitenpolitik in Südtirol hingegen - so Emeri weiter - habe der Separatismus aber etwas Grundsätzliches, er sei nicht Mittel, sondern Zweck, er habe den Charakter einer notwendigen Bedingung für das Überleben der eigenen Sprachgruppe. Der Separatismus der Sprachgruppen sei das Knochengerüst der Südtiroler Gesellschaft, bedauert sie. Emeri verweist auf eine weitere Parallele: Die Geschichte der Frauen und jene der sprachlichen Minderheiten sind von Unterdrückung, Diskriminierung und Ausgrenzung geprägt. Die Erinnerung an die Repression verleite dazu, sich ständig als Opfer zu thematisieren. Sich vom Opferdenken leiten zu lassen, verhindere konstruktives Vorgehen. Weder die Stilisierung als Opfer noch die Umkehrung der Machtverhältnisse sei ein Weg aus der Unterdrückung. Ein möglicher Ausweg, meint Emeri, sei der Kampf gegen Rollenstereotype, das Durchkreuzen dieser Stereotype, ihr Vermischen.



Andreina Erneri beläßt es bei den beiden Vergleichen. Ich denke, es lassen sich noch weitere gemeinsame Phänomene der "Frauenproblematik" und der Minderheitenproblematik finden: etwa die Autonomiebestrebungen, die Assimilierungsängste, der Umgang mit Sprache als Teil der Identität, das politische Mittel des Proportions bzw. die Forderung nach Quoten und last but not least die kaum vorhandene Differenzierung nach innen.

Vom Gleichheitsdiskurs über den Differenzfeminismus zur Genderdebatte

Ich möchte beim letzten Punkt - der kaum vorhandenen inneren Differenzierung - ansetzen. Zu diesem Zweck ist es erforderlich, die Entwicklung des feministischen Diskurses in aller Kürze zu skizzieren, um aufzuzeigen zu können, was eine weiterführende Differenzierung nach innen leisten kann, konkret, was die weiterführende Differenzierung innerhalb des Feminismus ermöglicht hat. Im Vordergrund steht der Blick auf Differenzen, die Frage nach dem Umgang mit Differen-

zen. Grob gesprochen könnte man den feministischen Diskurs - ich beziehe mich auf die Rezeption im deutschsprachigen Raum - in drei Phasen einteilen: in den Gleichheitsdiskurs der 70er Jahre, in den Differenzdiskurs der 80er Jahre und in die Genderdebatte der späten 80er und frühen 90er Jahre.

Der Feminismus der 70er Jahre richtete seine Aktivitäten vor allem auf Bereiche des "weiblichen Lebenszusammenhangs". Es ging in den ersten Jahren vor allem um den Körper (gewollte, ungewollte Schwangerschaften, Abtreibung, Mutterschaft, Gesundheit) und um Arbeit bzw. Hausarbeit. Kennzeichnend waren die Bestrebungen, separate, abgetrennte Frauenräume zu schaffen, es entstanden Frauenhäuser, Frauencafés, Frauenbuchhandlungen etc. Zentraler Organisationsansatz war die Autonomie. Der feministische Diskurs war zu Beginn der 70er Jahre gekennzeichnet vom Aufbruch, von der gemeinsamen Erkenntnis, unterdrückt zu sein, von einem "Wir-Gefühl". Slogans wie "Wir Frauen wollen ...", "Wir Frauen können...", "Wir Frauen sind ..." zeugen von der Annahme einer gemeinsamen Identität. Frauen gingen von einer

kollektiven Identität aufgrund der gemeinsamen Diskriminierungs- und Körpererfahrung aus. Die Ähnlichkeit der strukturellen Lebens- und Arbeitssituationen bedingt - so die Annahme - eine gemeinsame Identität. Die Sozialwissenschaftlerin Gudrun-Axeii Knapp spricht in diesem Zusammenhang von der "Universalisierung/Globalisierung der Kategorie "Frau" (Knapp 1988, 19).

In den 80er Jahren verlagerte sich der Schwerpunkt der feministischen Diskussion. Der Differenzdiskurs, oder besser der Differenzfeminismus - im deutschsprachigen Raum erst in den 80ern rezipiert und diskutiert - fokussiert seine Betrachtung nicht mehr auf den Vergleich Mann - Frau und auf das, was Frauen von Männern vorenthalten wird. Frauen werden nicht mehr länger als Spiegel der Männer betrachtet, Männer sind nicht länger der Maßstab. Feministinnen wie die Psychoanalytikerin Luce Irigaray oder wie die Schriftstellerin und Philosophin Hélène Cixous definierten die Frau - in Anlehnung an Jacques Lacan - als "das Andere", als das "Nicht-Definierbare". Die sexuelle Differenz wird als Unterschied der Körper definiert, und daraus resultieren soziale und politische Differenzen.

Spätestens in den 90er Jahren drohten der Gleichheitsdiskurs und der feministische Differenzdiskurs in eine Sackgasse zu führen. Die Erklärungsmuster wurden als zu allgemein, als zu wenig differenziert und als zu ontologisch erkannt. Die beiden Diskurse hatte zwar "klare Verhältnisse" geschaffen und - mit den Worten von Niklas Luhmann gesprochen - psychische Entlastung durch Reduktion von Komplexität gebracht, trotzdem konnten sie gewisse Phänomene nicht adäquat analysieren.

In den Vordergrund trat Ende der 80er und zu Beginn der 90er Jahre mit der Genderdebatte der strenge Blick auf die Differenzen unter den Frauen, auf ihre Verschiedenartigkeiten. Der Fokus auf die Differenzen unter den Frauen löste jenen auf die Differenz zwischen den Geschlechtern ab. Judith Butler war eine der ersten, die von einem "gewissen Gefühl des Unbehagens" hinsichtlich der Geschlechtsidentität sprach. Michel Foucault hatte darauf aufmerksam gemacht, daß die Machtstrukturen, von denen die Subjekte repräsentiert werden, gleichzeitig diese Subjekte produziert haben. Ähnlich wie Foucault zeigt Butler auf, wie die Kategorie Frau, das Subjekt des Feminismus, gerade durch jene Machtstrukturen hervorgebracht und eingeschränkt wird, mittels derer das Ziel der Emanzipation erreicht werden soll: "Das feministische Subjekt erweist sich als genau durch dasjenige politische System diskursiv konstituiert, das seine Emanzipation ermöglichen soll." (Butler 1991, 17)

Diese dekonstruktivistische Methode im Rahmen der Genderdebatte ergänzte die vereinnahmende Identitätspolitik des Gleichheitsfeminismus. Sie versucht die

Spuren dessen bloßzulegen, was ein Diskurs verschweigen muß, um existieren zu können. Durch sie konnte aufgezeigt werden, daß Feministinnen, die angetreten sind, patriarchale Weiblichkeitsklischees und Rollenzwänge zu entlarven, selbst wieder festschreiben, was Frauen zu sein haben. Butler schreibt: "Identitätskategorien haben niemals nur einen deskriptiven, sondern immer auch einen normativen und damit ausschliessenden Charakter." (Butler 1993, 49). War in den Anfängen des feministischen Diskurses nur die Kategorie Geschlecht ausschlaggebend für weiteres Denken und Handeln, so wurde diese Kategorie nun ergänzt um weitere Differenzen, um die ethnische und um die soziale Differenz, die sich gegenseitig in ihrer Gewichtung beeinflussen. "Weiblich" und "Frau" gelten nicht mehr länger als feststehende Begriffe. Butler will nicht den Tod der Kategorie "Frau" verkünden. "Das Subjekt des Feminismus dekonstruieren heißt also nicht, den Gebrauch dieses Begriffes zensieren, sondern ihn im Gegenteil in eine Zukunft vielfältiger Bedeutungen entlassen, ihn von den maternalen oder rassistischen Ontologien befreien und ihm freies Spiel geben als einem Schauplatz, an dem bislang unvorhergesehene Bedeutungen zum Tragen kommen können." (Butler 1993, 50)

Die Dekonstruktion homogener und eindimensionaler Weiblichkeitskonstrukte ermöglichte in der Folge das Spiel mit den Differenzen: der Diskurs um "transgender" und die Queer-Bewegung wurden damit auch im deutschsprachigen Raum rezipiert. Die dominante Ordnung der Repräsentation von Geschlecht und Sexualität als das "Natürliche" wird destruiert. Queer ist eine politische und theoretisch-konzeptionelle Idee für einen neuen Entwurf von Geschlecht und Sexualität, mit dem die problematisch gewordenen Identitätskonzepte überwunden werden sollen. Queer steht für den Versuch, die hetero- und homosexuellen Identitätskategorien in ihrer "Eindeutigkeit" in Frage zu stellen. Die Queer-Bewegung inszeniert und ironisiert die kulturellen Identitätscodes, die Geschlechterkonstruktionen und die sexuellen Orientierungen. (Hark 1993, 103)

Der kaum ausdifferenzierte Minderheitendiskurs

Klarerweise können Erkenntnisse der feministischen Theorie nicht 1:1 auf den ethnischen Diskurs übertragen werden. Trotzdem stellt sich die Frage nach Differenzierungen innerhalb des ethnischen Diskurses. Es stellt sich auch die Frage: Wo bleibt das spielerische Switchen zwischen zwei Ethnien, zwei Kulturen? Andreina Emeri schrieb in dem bereits zitierten Aufsatz "Essere donna in Sudtirolo", daß den Frauen sehr bald klar war, daß nicht die Umkehrung der Geschlechterrollen und der Machtverhältnisse, sondern das Infragestellen, das Durchkreuzen von und das Verwirrspiel



mit Geschlechterrollen Befreiung daraus bringt. Die Ausdifferenzierung innerhalb des ethnischen Diskurses fehlt bis heute. Daß sich Südtirol dadurch um vieles gebracht hat, wurde schon häufig thematisiert. Solange in Südtirol die eine Differenz die einzig relevante ist, solange bleiben die Fronten verhärtet. Je verhärteter die Fronten sind, desto geringer ist die Chance, normativen Zuschreibungen zu entgehen, ein "Dazwischen" zu leben. Je verhärteter die Fronten, desto geringer die persönlichen und politischen Freiräume, desto geringer die Möglichkeit, sich vom Normalitätsdruck zu befreien. Alexander Langer hat 1985 zehn Punkte des Zusammenlebens von Nationen, Konfessionen und Ethnien formuliert. Er verwies auf die Notwendigkeit, eine Gemeinschaft nicht nur nach ethnischen Kriterien zu strukturieren, sondern auch andere gemeinsame Nenner wie beispielsweise Geschlecht, soziale Anliegen, berufliche Interessen ins Spiel zu bringen. Langer forderte, die ethnische Zugehörigkeit so durchlässig wie möglich zu machen und Zugehörigkeit zu verschiedenen Seiten nicht auszuschließen. Gemischte, interethnische Gruppen sieht

er als Vorläufer und Vordenker des Zusammenlebens. Daß Langer 1985 solche Selbstverständlichkeiten noch fordern mußte, ist eigentlich absurd, aber eben bezeichnend für Südtirol.

Bis heute gibt es nur wenige Vorläufer und Vordenker des Zusammenlebens in Südtirol, aber es gibt sie. In diesen interethnischen Gruppen dominieren andere Differenzen als die ethnische. Im "Centaurus", der Südtiroler Schwulieninitiative, finden Männer über die gemeinsame sexuelle Identität zusammen - jenseits sprachlicher Grenzen. Eine Lesbeninitiative fehlt in Südtirol bis zum heutigen Tage. Die BetreiberInnen des "radio tandem" kennzeichnet eine gemeinsame politische, subkulturelle Orientierung - jenseits sprachlicher Grenzen. Die beiden Beispiele zeigen deutlich, wie das Vorhandensein einer Differenz eine andere in den Hintergrund treten läßt.

Die mangelnde oder die verhinderte Ausdifferenzierung innerhalb der deutschsprachigen Minderheit bindet Identitäten an die ethnische Kategorie - und verunmöglicht Pluralitäten. So gibt es z. B. in Südtirol eine kaum ausdifferenzierte Jugendkultur, eine kaum aus-

differenzierte Subkultur. Die ethnische Differenz bleibt identitätsbildend. Das ist unter anderem auch daran ablesbar, daß die Jungschützen den stärksten Zuwachs aller Südtiroler Jugendorganisationen verzeichnen können.

Solange es monolithische Geschlechterblöcke gab, solange es klare Abgrenzungen zwischen Mann/Frau gab, war ein spielerischer Umgang mit Geschlechteridentitäten nicht möglich. Durch das Auflösen starrer Rollendefinitionen und durch das Infragestellen der Geschlechtszugehörigkeiten wurde die Voraussetzung für Gender-Switching geschaffen.

Solange es monolithische ethnische Blöcke gibt, solange es klare Abgrenzungen zwischen deutschsprachigen und italienischsprachigen Südtirolern und Südtirolerinnen gibt, solange ist ein Switchen zwischen den Ethnien, ein spielerischer Umgang mit ethnischen Identitäten nicht möglich. Durch die ethnische Zwangsjacke drinnen werden die Orte dazwischen verunmöglichlicht. Es bleibt das Draußen und die Dichotomie von Selbst und Fremd, von Eigenem und Fremdem. Wenn das Fremde immer das andere, das Selbst immer nur das Eigene ist, sind die fremden Anteile in uns und die eigenen Anteile im Fremden nicht lebbar.

Literatur:

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt am Main

Butler, Judith (1993): Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der "Postmoderne". In: Benhabib, Seyla/Butler, Judith u.a.: Der Streit um Differenz, Frankfurt am Main

Emeri, Andreina: Essere donna in Sudtirolo. Tutela delle minoranze e femminismo - due diversi modi di vivere la seperatezza. In: Il mattino, 8 marzo 1989

Hark, Sabine (1993): Queer Intervention. In: Kritik der Kategorie "Geschlecht". Feministische Studien Nr. 2, Weinheim

Knapp, Gudrun-Axeli (1988): Die vergessene Differenz. In: Radikalität und Differenz. Feministische Studien Nr. 1, Weinheim

Langer, Alexander (1996): Die Mehrheit der Minderheit, Berlin



GIRLS

University of Bolzano

Il tempo scorre lungo i bordi.

Massimo Volume

L'università critica

preso da: *La condizione studentesca. Testi del movimento studentesco degli anni Sessanta.*
Edizione La città del sole. Napoli 1995

La Kritische Universität si presenta come una nuova forma organizzativa per la riforma universitaria pratica e sperimentale e come critica universitaria permanente. Ovunque certi contenuti e metodi della scienza e la loro applicazione e mediazione con la prassi sociale, che servono al processo di emancipazione e di democratizzazione della società, vengono impediti o esclusi dagli attuali esponenti e circoli accademici, gli studenti, con la collaborazione di assistenti interessati, docenti ed esperti, dovrebbero passare all'organizzazione dello studio e della discussione di questi temi. Questo lavoro cooperativo autonomo serve al tentativo, sempre compromesso, di un'emancipazione soggettiva e di una auto-realizzazione degli studenti e degli scienziati, di fronte all'attuale struttura accademica dell'insegnamento e della ricerca. A lungo termine, ciò potrà servire alla lotta per metodi e obiettivi di lavoro soddisfacenti ed emancipati nella futura pratica professionale. Per assicurare questa riforma di studi auto-organizzati, la Kritische Universität deve elaborare una critica universitaria permanente, che attacchi dimostrativamente e pubblicamente le strutture e gli obiettivi irrazionali e repressivi dell'Università attuale e li contesti (mediante recensioni di lezioni e di esami, discussioni e processi pubblici). Inoltre deve offrire, con le rappresentanze studentesche delle singole facoltà, a tutti gli studenti un effettivo aiuto so-

lidaie per l'efficace superamento dell'ordinamento attuale degli studi e degli esami, che sono in gran parte irrazionali (per esempio guide critiche per i vari studi, bibliografie e dispense riassuntive delle lezioni obbligate troppo lunghe e irrazionali, che perciò non si dovrebbero frequentare).

La Kritische Universität vuole rafforzare, con una riforma degli studi praticamente anticipata, auto-organizzata anche se in modo frammentario, e con una critica universitaria pubblica, la posizione della rappresentanza studentesca e quella degli scienziati dipendenti, nella lotta per la democratizzazione della struttura universitaria. Partendo dal suo lavoro sulle strategie per la trasformazione democratica della società e l'abolizione del potere e della repressione, e sulla base delle proprie organizzazioni sperimentali di studio e di ricerca, l'Università Critica si occuperà del fatto che nuove gestioni vengano ammesse nei programmi ufficiali di ricerca e di studio negli istituti magistrali, nei corsi accademici, e nell'insegnamento nelle scuole. La riforma universitaria auto-organizzata e sperimentale, la critica permanente e l'iniziativa per la riforma universitaria generale democratica, infine, servono alla diffusione più rapida e più ampia dei progressi teorico-scientifici, al rafforzamento degli effetti di questi progressi, e alla loro auto-organizzazione sociale nella lotta contro la permanente



distruzione occulta delle possibilità di realizzazione umana nelle condizioni attuali del lavoro e dell'economia. Quanto più intensamente il processo scientifico-tecnologico si potrà diffondere e organizzare socialmente nel suo oggetto, tanto più la scienza potrà diventare, nonostante le barriere sociali, una forza storica emancipata per l'attuazione obiettiva di un miglioramento dell'esistenza umana.

L'Università Critica cercherà perciò di formare un centro d'azioni di studenti, scienziati e esperti accademici, che lavori coscientemente per la scienza e il progresso socio-economico obiettivo - al contrario di quelle istituzioni ed imprese che abusano dei metodi scientifici per l'organizzazione della occulta distruzione del capitale spirituale, per il sabotaggio o per le perversioni inumane del progresso scientifico, di prodotti e servizi, o per la scientificizzazione della manipolazione degli uomini nell'industria delle coscienze. Con la collaborazione degli scienziati interessati e di sindacati, sarà pertanto creato un "centro di documentazione sull'abuso della scienza per scopi distruttivi ed inumani" (vedi A. Marcuse, *Critica della tolleranza repressiva*, Francoforte 1966).

Nella Università Critica studenti, giovani laureati e professionisti che vogliono collaborare all'individuazione delle possibilità progressive scientifico-tecnologiche per l'emancipazione degli uomini dalla oppressione, dai bisogni e dalla manipolazione, si possono preparare agli inevitabili conflitti con le élites del potere costituito e con gli apparati burocratici, oltre che con i colleghi conformisti e autoritari. Saranno elaborati i metodi d'organizzazione e le strategie che rendono possibile all'intelligenza critica la lotta per la democratizzazione sociale e la razionalizzazione umana delle condizioni di lavoro e degli obiettivi del lavoro, nelle professioni e nelle aziende. Tra queste strategie di lotta vi sono, inoltre, la critica sistematica delle strutture irrazionali nell'organizzazione del lavoro, che si fondano sul predominio oggettivamente superfluo di élites di potere privilegiate e antiquate; la formazione di un'opposizione organizzata nei gruppi professionali d'interesse; lo sfruttamento di situazioni favorevoli sul mercato del lavoro per migliorare le condizioni di lavoro, e azioni di chiarificazione per la creazione di una cooperazione politica con la parte più cosciente dei lavoratori dipendente e della gioventù.

Vor 30 Jahren ist dieser Artikel in "die Brücke" erschienen (Nr. 7 - Mai 1968). Wir (re)kapitulieren.

Die Situation...in Südtirol

von Siegfried Stuffer

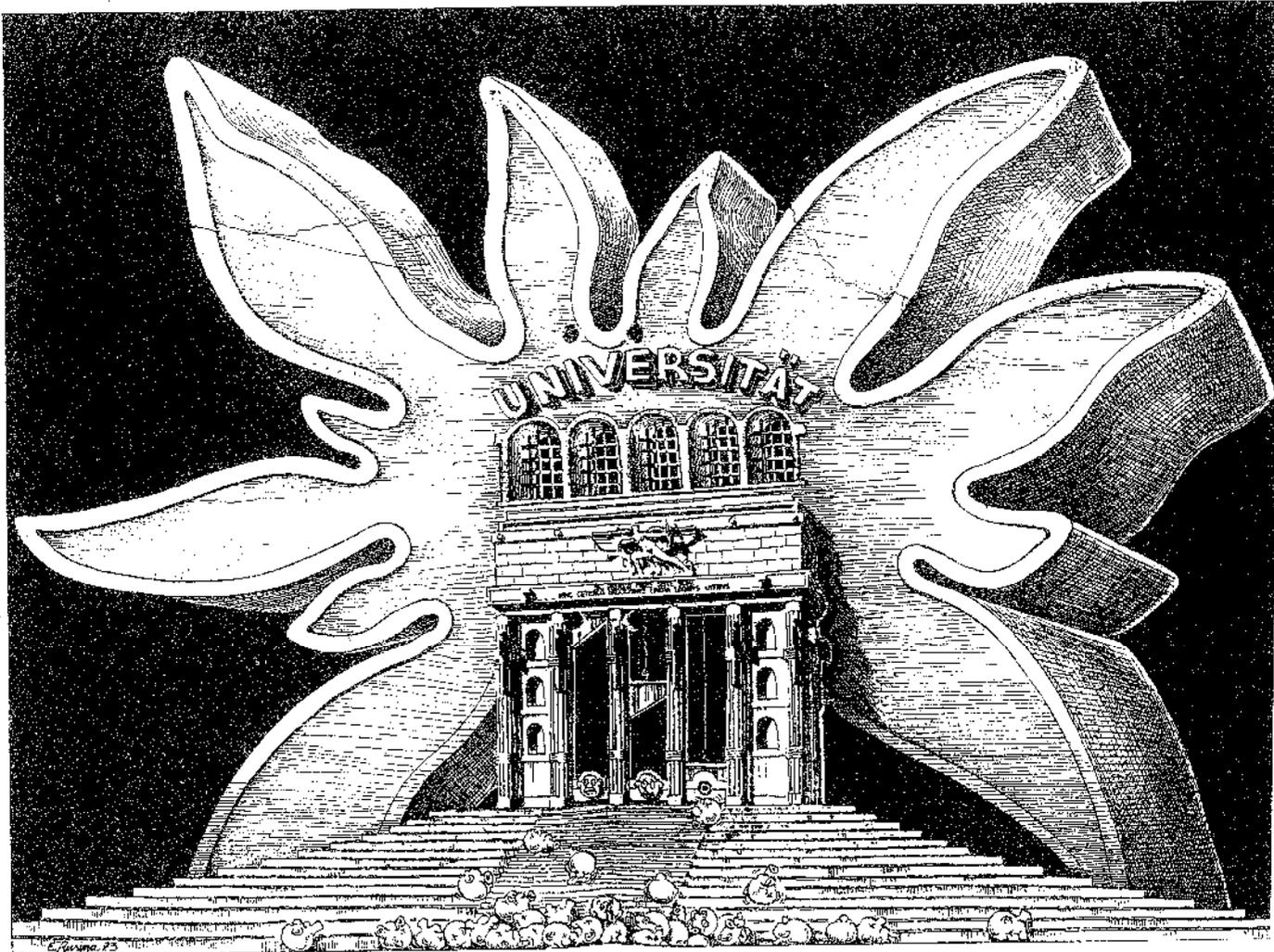
Unser heutiges Diskussionsthema über eine internationale Jugendbewegung, wie sie die Studentenunruhen darstellen, in einen engeren Zusammenhang mit Südtirol zu bringen, ist etwas vermessen - oder sagen wir lieber - wäre vor einem Monat noch ziemlich unangebracht erschienen, als es noch in Südtirol kaum Zeichen jugendlichen Protestes gab. Dieses Kurzreferat will aber unser Thema nicht nur auf Grund der in den letzten Tagen in Südtirol herausgesprungenen Aktualität - öffentliche Manifestationen des Protestes, die mit den allgemeinen Formen der internationalen Jugendbewegung identisch sind, - behandeln, sondern tieferliegende, besonderer Probleme unserer Südtiroler Situation und unserer Gesellschaft aufzeigen, die das allgemeine Unbehagen und die Unzufriedenheit mitbedingen.

Zuerst einige typische Reaktionen unserer öffentlichen Institutionen auf die bisherigen Protestaktionen der jungen Generation in Südtirol:

Die "Dolomiten" haben über die Vorgänge der letzten Tage an den italienischen Oberschulen in Bozen mangelhaft informiert und sie mit einem oberflächlichen und etwas hämischen Kommentar versehen. (Nur am Rande erwähnen will ich, daß es das Tagblatt der Südtiroler unter seiner Würde fand, seinen Lesern von der heutigen Diskussionsveranstaltung Kunde zu ge-

ben). Als vor einiger Zeit junge Leute bei einer Theaterveranstaltung im Kulturhaus "Walther von der Vogelweide" Flugzettel in Publikum warfen, auf denen gegen die öffentliche Heuchelei in Form der Zensur von literarischen werken und gegen die volksverblödende Kulturpolitik unserer Landesregierung protestiert wurde, da wurde über diese Aktion nicht offen und direkt durch unserer Tagespresse reagiert, sondern es erschien hinterhältig auf dem Südtiroler Teil der Zeitung ein Kommentar zu den bundesdeutschen Aktionen des SDS und seine Chefideologen Rudi Dutschke, sie samt und sonders mit kleinbürgerlichen Argumenten angelehnt und dem Wohlverhalten der Südtiroler Studenten in Deutschland und in Österreich, die sich ruhig und brav verhielten, ihrem Studium fleißig nachgingen und keinen Unsinn vollbrächten, gegenübergestellt wurden. Von unseren Studiosi, so hieß es, lese man in der Zeitung nur hie und da eine kleine Notiz: Der Südtiroler xy promovierte am ... ein anderer Südtiroler wurde summa cum laude zum Doktor der ... gekürt usw.

Hier wird von unserer Volksverdummungsinstitution Nr. 1 mir wahrlich spießbürgerlichen Klischees gegen die Entwicklung vorantreibenden Studenten agiert. Das anständige Wohlverhalten der Südtiroler, das in Wirklichkeit aus desinteressierter Abstinenz und opportu-



nistischer "Büffelei", aus der bäuerlich-konservativen-rückständigen Mentalität vieler Südtiroler Studenten resultiert, wird zum nachahmenswerten Prinzip, zur politischen Klugheit par excellence erhoben.

Versagen der Südtiroler Studentenvertretung?

Was tun aber unsere offizielle Studentenvertretung angesichts solcher den Studentenstand beleidigender Stimmungsmache, solcher politischer Kunstgriffe. Sie schweigt! (Sie darf ja ihre Monatsbeilage in den Dolomiten, in der sehr viel über die exotischen Reiseerlebnisse junger Südtiroler zu lesen ist, nicht in Gefahr bringen.) Sie, die immer von sich behauptet, sie sei die einzige akademisch-aufgeschlossene, fortschrittliche, intellektuell gesellschaftstragende Kraft in Südtirol, unterläßt jegliche Distanzierung von solcher Falschinformation von seiten unserer Presse, sie unterläßt jeglichen Kommentar und jegliche Solidaritätserklärung mit der studentischen Bewegung im allgemeinen, wie auch im besonderen in Südtirol. Dafür geht sie heuer nach Nordtirol, um dort über das "Selbstverständnis des Südtirolers" zu forschen. Die Südtiroler Studentenvertretung scheint auch nichts dagegen zu sagen zu haben, wenn das "Mitteilungs-

blatt der Christlichen Unternehmer Südtirols" die Bestrebungen junger Südtiroler, Kritik an den gesellschaftlichen Zuständen in Südtirol zu üben, Mißstände im politischen, sozialen und kulturellen Leben aufzuzeigen, als permanenten Versuch, die Hochschülerschaft in der Öffentlichkeit" herabzusetzen, wertet. Die Hochschülerschaft flüchtet sich in akademische Niemandsland.

Hier fragt man sich. Wie ist dies alles möglich. Wie ist ein derartiges Selbstverständnis der Studentischen Generation Südtirols zu erklären?

Unerläßlich ist es an dieser Stelle, einige soziologische und politische Tatsachen über unser Land in Erinnerung zu rufen.

Südtiroler Wirklichkeit und die Jugend

Südtirol hat eine ganz besonderer gesellschaftliche und sozio-politische Wirklichkeit, die sich weder mit dem Leben in Italien noch mit jenem in Österreich und in der Bundesrepublik vergleichen läßt. Während beispielsweise die Südtiroler geistig und kulturell überwiegend nach dem deutschen Kulturraum hin orientiert sind oder orientiert sein wollen, stoßen Orientierungs- und Identifikationsversuche von Südtirolern

mit der Wirklichkeit dieser Länder in politisch-informativer, in administrativer, in gesellschaftspolitischer Hinsicht auf Grenzen, da die eigenen Wirklichkeit auf diesen Sektoren weitgehend anderen Gesetzen unterliegt. Jedes Wunschdenken diesbezüglich ist nutzlos. Eine totale Interessenahme und Einlesung der Südtiroler Intellektuellen z.B. in die Welt der "Zeit" oder des "Spiegels" kann ihm, wenn er sieh mit der eigenen Wirklichkeit dann konfrontiert, wenig nützen.

Andererseits kann aber auch der vollgültige Import italienischer Gesellschaftsmodelle und Gesellschaftsvorstellungen der Südtiroler Wirklichkeit nicht gerecht werden. Dem stehen unsere Geschichte, unsere Sprache, unsere spezifischen Gesellschaftsstrukturen entgegen.

Wenn also auch die verschiedenartigen lebendigen Beziehungen zur deutschen und italienischen Kulturwelt und das Interesse an den großen Bewegungen, an den Leitvorstellungen der modernen Gesellschaften, an den Vorgängen um uns herum, für die Südtiroler nützlich und notwendig sind, so genügen sie doch nicht, um die Südtiroler Realität und die besonderen Probleme unseres Landes zu bewältigen.

Zur Lösung unserer partikulären Gesellschaft, die zwar im Umfang beschränkt ist, aber in den existentiellen Gesellschaftsfragen ganz eigenen Bedürfnisse hat, nicht voll vergleichbar mit anderen Gemeinschaften, bedarf es der Entwicklung bestimmter Formeln, sie sich einspielen müssen. Zu diesem Prozeß sind dringend dynamische, schöpferische Impulse nötig, die nur von der jungen Intelligenz, von der studentischen Jugend, aus der Mitte unserer Gesellschaft heraus wirken können.

Kann aber die Südtiroler Jugend, die junge Generation, diesen Aufgaben für die eigenen Gesellschaft nachkommen, kann sie in genügender Ausmaße ferment sein für die Evolution? Sind die nötigen Voraussetzungen für die jungen Südtiroler (die italienische Jugend ist in einer etwas günstigeren Position, da sie direkt an der nationalen Entwicklung teilhaben kann) gegeben? Ich fürchte nicht, zumindest nicht in der notwendigen Stärke. Die Südtiroler Studenten scheinen ihrer Funktion in der Südtiroler Gesellschaft nur unvollkommen nachzukommen. Dies hat seine guten Gründe. Da ist einmal als schwerstes Hindernis die große Zerstreuung der studierenden Jugend zu nennen. Die Studenten sind als Gesellschaftsschicht buchstäblich atomisiert, in alle Winde verstreut. Die einen studieren in Österreich, die anderen in Deutschland, ein großer Teil in Italien. In diesen Ländern sind sie zudem noch auf die verschiedensten Hochschulorte aufgeteilt. (Auch die in Südtirol lebenden Oberschüler sind ziemlich verstreut, da die größte Ansammlung Südtiroler Bevölkerung die Größe einer Kleinstadt nicht überschreitet.)

Südtiroler in der Entfremdung

Das Schlimme ist nun, daß die Südtiroler Studenten an den verschiedenen Studienorten zwar Zeuge der verschiedenen Bewegungen, des Pluralismus der Ideen und Anschauungen sind, diese Erfahrungen aber nicht unmittelbar in die Gesellschaft heineinprojizieren können, da die sie umgebende gesellschaftliche Realität im letzten eine fremde ist, die sie nicht direkt angeht, die sich aber auch nicht mit der eigenen Gesellschaft deckt. Die eigenen Gesellschaft wird aber selten zum Prüfstein des Vergleichs, der Anwendung von Erfahrungen, da sie weit entfernt ist und diese Möglichkeit meistens durch die alles überdeckende Problematik des Volkstumskampfes und durch die ganze diesbezügliche Propagandamaschinerie, der der Südtiroler überall ausgesetzt ist, einfach ausgeschaltet wird.

Auch in finanziellen Fragen, durch das Stipendium, ist eine Abhängigkeit von den bestehenden Institutionen gegeben.

So sind die Südtiroler an den Studienorten im Sinne gesellschaftlicher Evidenz nur Zaungäste, Zuschauer, mehr oder weniger liebe Gäste; sie leben in einer "Welt der Entfremdung". Auch die Südtiroler Hochschülerschaft vermag diese Tatsachen nicht zu durchbrechen, sehr oft trägt sie sogar zu einer Verfestigung der Mängel bei. Wenn die Südtiroler Studenten aber nach Südtirol zurück kommen, so sind sie trotzdem im Südtiroler Bewußtsein kaum "präsent". Sie kommen ja nur in den Ferien und da sind sie überall verstreut, fallen kaum ins Gewicht. Viele müssen im Sommer noch auswärts arbeiten.

Diejenigen aber, die schließlich als fertige Akademiker zur Berufsausübung zurückkommen (sehr viele bleiben für immer weg), sind vielleicht in ihren Vorstellungen entscheidend fixiert und sie werden nun auch schnellstens in die bestehende Gesellschaft "integriert". Das Einleben in den neuen Beruf, die Karriere-rücksichten, die Opportunitätsfragen sind nun allzu dominant, als könne man noch von den meisten dieser arrierten fruchtbare und konsequente Kritik und Aktion erwarten. Die Privatfragen, Eheschließung, Wohnung, Kinder, tun noch ein übriges.

Für eine Universität Bozen

Um zusammenzufassen: Südtirol bedarf seiner Studenten. Von dieser Perspektive aus gesehen wird die Gründung einer Universität Bozen zu einer für Südtirol lebenswichtigen, gesellschaftspolitischen unentbehrlichen Angelegenheit. Man stelle sich einmal die Anwesenheit von 500 Südtiroler Studenten in der Stadt Bozen vor. Wäre da das kulturelle Leben der Landes-

hauptstadt noch so lahm, so künstlich? Könnten die politischen Vertreter, unserer Volkstumskämpfer, auf die Dauer ihre haarsträubenden, anachronistischen Aussagen und Feststellungen im Angesicht der jungen, kritischen Intelligenz machen? Könnte da nicht endgültig etwas aufbrechen bzw. zusammenbrechen? Vielleicht läßt sich von daher die Aversion und die Antipathie unserer Volksvertreter gegenüber dem Problem der Universität Bozen erklären? Es hat durchaus den Anschein, als wollte man sich die Studenten vom Halse halten. Auffallend ist, daß sich noch nie ein Südtiroler Politiker ernstlich mit dem Problem der Universität Bozen auseinandergesetzt hat!

Dafür genügt der Hinweis unseres Kulturpolitikers Zelger, daß unsere "Landesuniversität" in Innsbruck sei. Nebenbei gesagt, ist diese Universität Innsbruck in ganz Europa wegen ihrer Konservativität und geistigen Immobilität sprichwörtlich. Sie ist durchaus "made in Tyrol". Die Alpenuniversität, wie sie von den Bundesdeutschen genannt wird, rühmt sich ihrer konstanten Ruhe, die vielleicht die Ruhe eines Kirchhofes sein kann, und preist die ausgezeichneten Beziehungen zwischen Professoren und Studenten, die vielleicht aus einem devoten Verhältnis Meister: titel- und doktorhungriger Schüler bestehen. Wichtig ist, daß die Anschauungen und die Meinungen der Ordinarien unangestastet bleiben, daß die Willkür und die Allmacht ihrer Position nicht in Frage gestellt werden, daß der Geist des Tirolismus, der an dieser Universität gepflegt wird, allmächtig und überall präsent bleibt. Es scheint sich noch nicht bis Innsbruck durchgesprochen zu haben, daß ein solcher Zustand nicht von Gott selbst geschaffen zu sein braucht, daß er bestimmten halbfeudalen, autoritären Herrschaftsstrukturen entstammt und das vitalgeistige Leben lahmlegt.

An dieser Universität studiert der Großteil der Südtiroler Studenten.

Perspektiven der Zukunft

Ich schließ ab: Sind zumindest in Südtirol schwache Keime zukünftiger Veränderungen zu erblicken? Ich glaube, daß die einzige Chance für eine eruptive Kraft, die unsere Gesellschaft positiv zu verändern vermag, in der langsamen Aufklärung und Bewußtseinsbildung Einzelner liegt, ein Reifungsprozeß, der bestimmt langsam erfolgt und Geduld und Ausdauer erfordert. Auch unsere Oberschüler haben in diesem Prozeß der Reifung eine wichtige Funktion: langsam werden sie sich der restriktiven und repressiven Fesseln bewußt, die ihnen manche Schulordnung auferlegt. (z.B. dürfen die Studenten am klassischen Lyzeum in Bozen weder innerhalb noch außerhalb der Schule gemeinsame Diskussionen veranstalten, eine Zeitschrift herausgeben,

sich an Abendveranstaltungen ohne Erlaubnis der Erziehungsberechtigten beteiligen). Die Oberschüler müssen sich im Kampf gegen solche autoritäre Bevormundungen zusammenschließen und auch Kontakt zu ihren italienischen Kollegen suchen. Wenn man erst einmal begreift, welche umfassende Bedürfnisse und Interessen allen gemein sind, wie sehr die entscheidenden Probleme unserer Existenz auch und gerade in Südtirol einen gemeinsamen Nenner für alle haben, so wird man, im gegenseitigen Verständnis und in der Zusammenarbeit auch manche lokale, unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten und Probleme bewältigen.

La competizione

**Nel febbraio di quest'anno il mensile bilingue BZI 999 ha organizzato il dibattito "Quale università per l'Alto Adige. Welches Südtirol für die Universität". Ripor-
tiamo qui l'intervento del prof. Massimo Egidi, rettore dell'Università di Trento.
Questo testo è già stato pubblicato nel numero di marzo di BZI 999.**

Solo oggi le università europee cominciano a riconoscere la necessità di entrare in rete le une con le altre. Negli ultimi 200 anni erano cresciute molto più legate ai rispettivi caratteri nazionali, tradendo in qualche modo la loro natura originaria.

Le prime università europee, come quella di Bologna o di Parigi, erano strutturate in modo che gli studiosi non avessero difficoltà a comunicare tra loro. C'era una lingua comune, il latino, c'erano delle opinioni condivise o discusse settimanalmente o mensilmente. Pian piano sono nati dei libri - che nell'era moderna diverranno i cosiddetti „journals” - per scambiarsi le opinioni. Dunque la natura originaria e profonda delle istituzioni universitarie era fondata sul principio della ricerca, al di là di ogni barriera nazionale.

Soltanto nell'Ottocento le università hanno via via assunto sempre di più una connotazione nazionale. In quegli anni si è prodotto un altro aspetto, della cui influenza sulla ricerca forse pochi di noi si rendono conto, quello della proprietà intellettuale.

Si tratta di un problema molto importante, che è stato oggetto alla fine del secolo scorso di un approfondito dibattito, che si può semplificare con questa domanda: quando qualcuno ha un'idea che può avere un'applicazione importante, mettiamo si tratti di una scoperta, perché non brevettarla? Come mai Einstein non ha brevettato la teoria della relatività, quando i suoi risultati avrebbero potuto arricchirlo?

Proprio nel momento in cui le scienze, e le università collegate alle scienze, assumevano sempre di più caratteri e connotazioni legati alle nazioni e al loro sviluppo, in quello stesso momento si è posto il seguente problema: possiamo brevettare le nostre idee? Ne è emerso un contrasto in termini: se io tendo a brevettare, ossia a proteggere, le mie idee, limito la possibilità della loro espansione, di un libero dibattito e quindi della loro crescita successiva.

Ma alla fine del secolo scorso le università rinascono con un principio fondamentale, quello di garantire la ricerca agli studiosi, dando loro uno stipendio a pre-

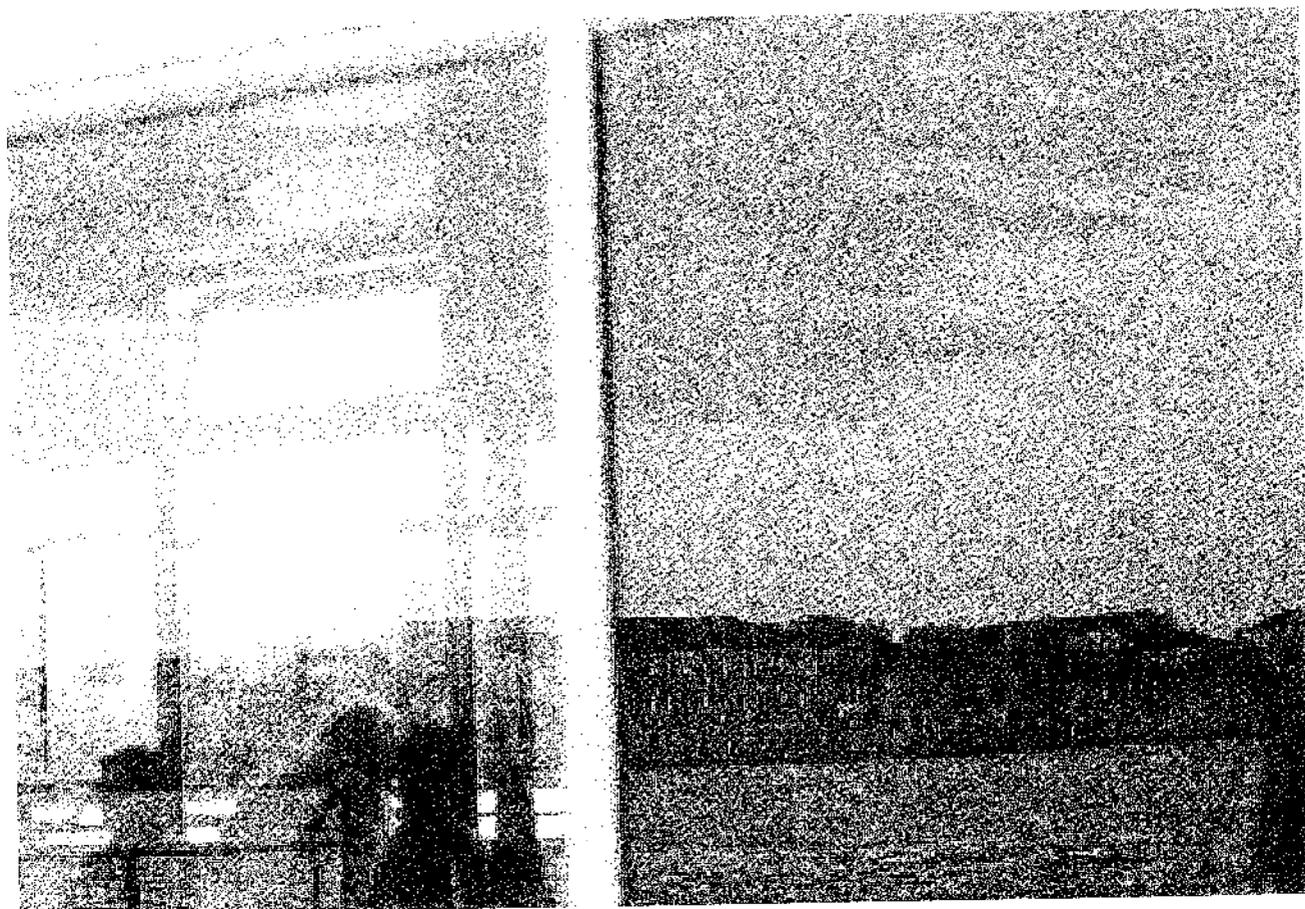
scindere dai risultati che essi immediatamente possono dare. Perché la ricerca funzioni, occorre che le persone si mettano a lavorare senza sapere con certezza quali saranno i risultati, senza avere dei limiti immediati di tempo, ed anche con la possibilità di compiere un catastrofico errore.

Ora, che cosa sta succedendo in questi anni nelle università europee? Siamo, credo, di fronte ad un periodo di notevole cambiamento: si sta rapidamente ricreando la necessità di una comunità internazionale della ricerca.

In realtà questa comunità c'è sempre stata, ma finora ciascuna università ha potuto crescere con delle sue regole abbastanza separate, sia per quanto riguarda le modalità di finanziamento che del come far crescere nuovi ricercatori, di selezionarli, di confrontarsi con la ricerca applicata e di mettersi in relazione con il sistema industriale. Ciascuno Stato oggi in Europa ha a questo proposito delle regole abbastanza diverse. Ma potranno reggere nel prossimo futuro, nel momento in cui si va verso una forma di integrazione europea? In Italia, per esempio, si sta modificando tutto il sistema scolastico universitario. Finora la ricerca universitaria e i modi di finanziamento sono stati regolati da un sistema centralistico: il governo finanziava tutte le università a prescindere in qualche modo dai risultati immediati. Ora questo principio sta cambiando, e si sta arrivando ad una forma di decentramento anche finanziario. Questa decisione farà sì che le università entreranno in competizione le une con le altre. Questa competizione può essere una cosa molto sana. Può portare a una migliore qualità della ricerca e dell'insegnare, così che gli studenti potranno essere attratti da una certa sede universitaria di qualità superiore. Questa è caratteristica comune di tutte le università americane.

Ma domandiamoci: quante sono le università americane famose? Sono venti, trenta, al massimo quaranta. E quante sono le università in America? Sono tremila?

virtuosa



Questo pone un ulteriore problema: cosa succederà in Europa se si accetterà questo meccanismo competitivo?

Io presumo che non dovremmo essere troppo ottimisti: anche in Europa emergeranno venti, trenta, mettiamo pure cinquanta università famose. E cosa faranno le università piccole? Quale sarà la loro sorte?

Questo è un problema che io mi pongo in prima persona, perché la sorte della mia università dipende da errori che posso fare nel capire e affrontare le possibili difficoltà. Ma credo che una delle strade importanti per evitare di essere marginalizzati sia di far sì che l'università di Trento, come quella futura di Bolzano, ma anche quella di Verona o di Innsbruck, attuino il principio dell'alta qualità: bisogna attrarre professori di un certo livello, i migliori studiosi.

Ma poiché di soldi ce ne sono pochi, bisognerà sele-

zionare le aree in cui far crescere le università. Non possiamo riuscire a fare tutto e da soli, si può far crescere con alta qualità solo alcuni settori.

Dunque questa potrebbe essere un'occasione positiva perché le università entrino in rete fra di loro. Facciamo un esempio: se io non riesco a creare una facoltà di medicina ad alto livello potrei avere interesse ad entrare in iterazione con Verona o con Innsbruck, che lo fanno ad alto livello, e quindi scambiare quella parte di competenze che la mia università non può avere.

O ancora: per certe materie ci si potrebbe occupare della parte non specialistica in un'università e della parte specialistica in un'altra. Quindi una delle strade possibili è proprio quella di realizzare degli accordi tra università di buona qualità e quindi competere non come singola università ma come rete.

Questa idea della rete significa fare degli accordi tra

tre, quattro o più università, in modo da sviluppare sinergicamente, cioè in modo complementare, certe competenze, certe tecnologie.

Credo che data la dimensione modesta di tutte le università italiane, salvo cinque o sei, e lo stesso vale per le università europee in generale, esse dovranno operare in una direzione di rete e di sinergia.

Vorrei toccare un altro problema, quello del rapporto tra le università e il territorio in cui operano. Gli studenti che verranno a Trento, come a Bolzano o Innsbruck, a prepararsi, troveranno essi tutti occupazione nell'area da cui provengono? La risposta è no. Di questo possiamo essere sicuri. Non tutti gli studenti che usciranno da queste università troveranno possibilità di impiego, soprattutto agli alti livelli, nelle stesse aree da cui provengono.

Ma questo è negativo? Io penso che questo sia molto positivo. Le persone devono „prendere un po' d'aria", devono trovare occasioni professionali fuori dal contesto in cui sono nate, e poi rientrare naturalmente, quando ciò sia possibile. Non intendo dire che dobbiamo creare degli emigranti. Ma nemmeno dobbiamo spaventarci all'idea che alcuni giovani trovino occasioni lavorative al di fuori del territorio perché magari hanno in questo modo la possibilità di fare esperienze preziose altrove.

Dunque non possiamo pensare di rispondere solo al territorio che ci circonda. Noi produciamo sì classe dirigente locale, ma si tratta di una produzione un po' incerta, non pianificabile immediatamente. E gli esiti saranno positivi se anche il territorio che ci circonda, e le forze politiche che sono sul territorio, capiscono questa situazione e cercano in qualche modo di favorire la crescita di una classe dirigente giovane, di richiamare i giovani che se ne vanno, offrendo loro delle opportunità.

Un altro elemento importante, che un'università di dimensioni medio-piccole non può trascurare, è la necessità di far crescere l'industria e il commercio. Ma anche in questo caso non possiamo fare tutto e solo per il territorio. Non è conveniente per esempio avviare a Bolzano solo lo studio dell'economia alpina o corsi di laurea legati al turismo. Sono certamente corsi importanti, ma non si possono ignorare le ricadute, a lungo e lunghissimo termine, sul territorio che vengono in formazione, tecnologie, conoscenze, da investimenti nel campo della ricerca effettuati a largo raggio.

Possiamo quindi affermare che il ruolo delle università moderne europee sta cambiando rapidamente. L'integrazione tra le università dovrà dunque diventare un fatto necessario per permetterci una competizione „virtuosa", cioè per la buona qualità. Ma non è facile ottenere questo risultato: per quali motivi, per esempio, all'École Polytechnique di Parigi o all'Univer-

sità di Stoccarda può interessare avere come partner una piccola università? Evidentemente nel momento in cui si cercano queste partnership bisogna porsi tale problema.

L'unica strada è sempre quella di mostrare che da un certo punto di vista, anche se piccoli, siamo in grado di far crescere alcune aree con un livello molto elevato. Questo c'è già in molte università piccole, perché tradizionalmente il riferimento delle piccole università è la grande ricerca negli Stati Uniti. Adesso, dal rapporto privilegiato con gli Stati Uniti, ci stiamo riversando verso un rapporto inter-europeo. Se riusciamo a fare bene questa operazione, trasferendo questo meccanismo di ponte finora evoluto dagli Stati Uniti in Europa, promuovendo appunto questo tipo di sinergie nell'ambito europeo, penso che ci garantiremo la nostra salvezza. Chi non sarà capace di farlo, e saranno purtroppo molte università, non riuscirà nemmeno poi a reperire sufficienti mezzi finanziari, dato che quelli dello Stato saranno sempre più scarsi (e lo sono già). Quindi tenderà al declino. Questo è il grande rischio di tutte le università medio-piccole. Anche le università nuove che stanno nascendo avranno lo stesso problema.

Perciò da questo punto di vista risulta necessario entrare in un circuito ben collegato: non perché „ci vogliamo voler bene", ma perché ci „dobbiamo voler bene", perché questo è nel nostro interesse.

L'altro punto che va sottolineato è che anche il ruolo del professore, del tecnico, sta cambiando molto rapidamente. E dobbiamo imparare anche in questo, almeno in parte, dai meccanismi degli Stati Uniti e dell'Inghilterra, dove c'è una notevole capacità di fluttuare dal sistema universitario al sistema industriale. Diventa così possibile a un buon ricercatore universitario trovare la sua „interfaccia" nel mondo dell'industria, rimanere fortemente collegato con la stessa.

Una volta di più questa industria non sarà solo locale, anche se potrà portare grandi aiuti all'industria locale. E' infatti evidente che questi rapporti con le industrie nazionali e internazionali portano delle competenze. Si impara e si cresce. Dunque le cose stanno diventando sempre più complicate, nel senso che le università non possono più vivere isolate, non possono più essere dei centri di sapere che vivono e crescono su loro stessi. Il sapere deve essere ancora libero e autonomo, così come è stato garantito nel 1100-1200, ma deve essere capace di incontrarsi con una realtà e una cultura in rapida evoluzione e con un'integrazione europea altrettanto rapida. Solo capendo questo noi riusciremo ad andare avanti.

(trascrizione a cura di Sabrina Bellomo)

sh.asus Uni-Gruppe in Bozen

In campo universitario le cose si stanno muovendo. Il ruolo dell'università subisce un profondo cambiamento.

Zwischen den Anforderungen der Wirtschaft, dem Aufschwung des bildungsintensiven Terziärsektors, der Arbeitsplatzsicherung und den sozial-politischen Veränderungen steht der universitäre Bildungssektor im Spannungsfeld zwischen Spezialisierung- und

Orientierungswissen. In altre parole si ripropone la discussione sulle modalità e le condizioni di "produzione" del sapere. In questo contesto emergono nuovi rapporti tra potere politico-economico e ricerca scientifica, che ci fanno riflettere sulla possibilità di un ulteriore e pericoloso ridimensionamento di autonomia della ricerca.

In Italia si prepara la riforma Berlinguer. Dobbiamo chiederci se si tratta di un progetto finalizzato esclusivamente a creare competenze e professionalità per il mondo del lavoro, oppure se tiene conto anche della ricerca scientifica e sociale, essenziale come laboratorio per lo sviluppo e la crescita della società.

In Österreich werden seit längerem Schritte unternommen, um das Universitätsgefüge unzukrempeln. Die

Forschung soll ausgelagert werden, weil nicht spezifisch genug. Die Uni soll den Bedürfnissen der Wirtschaft unterstellt werden.

A Bolzano avremo fra poco un'università. Anche assurda. Die ArchitektInnen dieser Universität scheinen sich keine Gedanken über die neuen Herausforderungen dieser Institutionen gemacht zu haben. Vielmehr schien es darum zu gehen, unter dem Deckmantel des Rubertigesetzes, ein neues Machtfeld zu schaffen. E gli studenti e le studentesse? Sono mal informati/e, poco motivati/e e per niente organizzati/e.

Bolzano ha bisogno di un gruppo di studenti e studentesse forte e dinamico che si occupi di questi nuovi sviluppi, damit wir uns ein Mitspracherecht in der Universität erkämpfen und sichern können, um unsere Interessen auch unter neuen Verhältnissen vertreten zu können. Fino ad oggi studenti e studentesse erano sparse fuori provincia. Wir müssen hier eine Basis schaffen, die im Kontext der allgemeinen Veränderungen und Herausforderungen auf lokaler Ebene agiert.

Wer interessiert ist, sich mit universitärer Bildungspolitik und Uni Bozen auseinanderzusetzen, per assicurare un sindacato studentesco attivo e presente nella nostra futura università, chiami o passi alla sh.asus.

Unsere Adresse: Kulturhaus "Waltner von der Vogelweide", Schlernstraße 1, 4. Stock, Bozen Tel.: 0471/974614 Fax: 0471/ 974948



Einige Anmerkungen zum Statut der "FREIEN UNIVERSITÄT BOZEN"

von Gernot Stimmer

Univ.Do. Dr. Gernot Stimmer ist Lehrbeauftragter am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien mit dem Fachgebiet Bildungspolitik. Die sh.asus ist an ihn mit der Bitte herangetreten, das Statut der Freien Universität Bozen aus der Warte seiner Erfahrungen mit freien, mehrsprachigen und multikulturellen Universitätsmodellen zu begutachten. Die Einschätzung eines Fachmannes, der über die eingeschränkte und lokal begrenzte Sichtweise der Südtiroler Unimacher hinauszuschauen imstande ist, soll der von offizieller Seite immer noch unterbundenen öffentlichen Diskussion rund um die Freie Universität Bozen einen Anstoß geben:

1 Die geplante Errichtung einer Freien Universität Bozen stellt vordergründig einen Kompromiß dar zwischen der landespolitisch notwendigen Institutionalisierung einer eigenen Ausbildung für KindergärtnerInnen und GrundschullehrerInnen und der Kontinuität der Idee der geistig-kulturellen Einheit Tirols, manifestiert im besonderen Stellenwert der Universität Innsbruck für die Ausbildung der Südtiroler Studentenschaft.

2 Längerfristig erscheinen je doch die Interessen der Universität Innsbruck bzw. bestimmter Studiennrichtungen, wie Geisteswissenschaften oder Betriebswirtschaft, durch die Konzeption einer Universität Bozen-Brixen massiv beeinträchtigt, was sich auch in der betont reservierten Haltung sowohl der Vertreter der Universität Innsbruck als auch der politischen Öffentlichkeit in Nordtirol gegenüber diesem Projekt niederschlägt.

3 Entkleidet man das Statut der "mehrsprachig und international ausgerichteten 'Freien Universität'" ihrer Wiederholungsrhetorik über den besonderen europäischen und innovatorischen Charakter der neuen Bildungseinrichtung, so bleibt als Planungsfaktum das Modell einer auf dem Prinzip der Dreisprachigkeit ihrer Vollstudiengänge basierenden Universität, die sich darüber hinaus in besonderem Maß der internationalen bzw. europäischen Kooperation in Forschung und Lehre verpflichtet fühlt.

4 Das Modell der Mehrsprachigkeit der Lehrangebote von im Spannungsfeld zweier sprachlich-kultureller Regionen liegender bzw. bewußt implantierter Universitäten ist indes nicht so neu, als daß nicht historische Erfahrungen gewonnen bzw. didaktisch-organisatorische Vergleiche gezogen werden könnten: Zum einen gibt es genug Beispiele dafür, wie rasch mehr-

sprachige universitäre Einrichtungen in eine, der jeweiligen sprachlichen Region verhaftete Renationalisierung zurückfallen können, wobei die dritte Sprache oft bequem als "Krücke" dieses Prozesses benutzt wird, um den Charakter der Internationalität zu wahren. Dem stehen erfolgreich Bemühungen gegenüber, die sich abzeichnende zweisprachige Polarisierung durch ein plurikulturelles Lehrangebot zu vermeiden. Einen (auch unter dem Aspekt der Studienangebote) besonders interessanten Vergleich böte etwa die Europauniversität Viadrina in Frankfurt a.O. mit ihrem Wirtschaftsrecht und Kulturwissenschaften integrierenden Studienangebot, unterstützt durch ein breites Fremdsprachenangebot, wodurch sowohl die europäische Funktion der Universität als auch die besondere Aufgabe des deutsch-polnischen Ausgleichs (in Form des Collegium Polonicum) garantiert wird.



5 Zum anderen impliziert der postulierte Anspruch auf regionale und gesamteuropäische wissenschaftliche Kooperation und durchgehende Dreisprachigkeit des Lehrangebots ein spezielles Qualifikationsprofil des zukünftigen Lehrkörpers und damit hohe Anforderungen an die mit der personellen Berufung betrauten Entscheidungsorgane.

6 Dies muß zu einer abschließenden Kritik an den vorgesehenen Entscheidungsstrukturen der geplanten Universität führen. Der (in Art. 5) als oberstes Leitungsorgan vorgesehene Universitätsrat besteht:

* Zum einen durch die personell exklusiver Zusammensetzung, der zu Folge sechs Vertretern der akademischen Interessensgruppe bis zu zwölf Beamte bzw. beamtete Politiker als Vertreter der verschiedensten Gebietskörperschaften gegenüberstehen, die letztlich über die private Freie Universität zu entscheiden haben.

* Dem entspricht zum anderen die umfassende Entscheidungskompetenz des Rates, nicht nur auf organisatorischer und finanzieller Ebene, sondern auch in allen relevanten Fragen der pädagogisch-didaktischen Planung der Studienlehrgänge und der Personalbesetzung (vom nicht unterrichtenden Angestellten bis zur Ernennung der Rektors als "einer Person von international anerkanntem wissenschaftlichem Rang".)

7 Das Resümee dieser Kurzbetrachtung erscheint somit eindeutig.

* Die doklarierte Funktion einer neuen, innovativen Universitätsform wird durch die Zielsetzungen des Statuts nicht geklärt, vielmehr wird der Eindruck einer inhaltlich vor europäischen Forschungsprojekten über Fachhochschullehrgänge bis zu Externistenkursen reichenden "catch all-university" vermittelt.

* Die im wahrsten Sinne des Wortes "exekutive" Führung der Universität erscheint wenig geeignete,

den Statuten gemäß geforderten wissenschaftlichen Standard des Lehrkörpers zu gewährleisten, sondern läßt vielmehr den Eindruck einer provinziell abgeschimten "Landesfürsten-Bildungspolitik" entstehen.

A CHE GIOCO GIOCHIAMO?...

di Alma Zanfrà

"Qui caduti, come in un labirinto, mentre credevamo di essere giunti in fondo, ci accorgemmo invece, ad una svolta, d'essere tornati ancora al punto di partenza..." (Platone, Eutidamo, 291 b-c)

"Die Definition eines Problems sowie die zu dessen Lösung unternommenen Massnahmen hangen weitgehend von der Sichtweise ab, in der die Individuen oder Gruppen, die das Problem entdeckt haben, jenes System auffassen mit dem das Problem zusammenhangt..." (Brun, 1971, Zitat aus Heinz von Foerster "Wissen und Gewissen-Versuch einer Brücke", Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1993, S.194)

Se le idee, i contrasti, le fantasie ed i miti intorno ad un'Università in AltoAdige-Südtirol trovassero spazio, materializzate-rappresentate, in una sorta di galleria dei Ritratti e delle Forme, potremmo ora sostare per guardare all'indietro e dirci che forse "ci siamo": l'Università starebbe per nascere in provincia - Provincia di Bolzano.

Ma, guardando più attentamente ai modi in cui essa sta prendendo forma (e lo stile ci appare ormai chiaro), non possiamo tacere di delusioni e preoccupazioni.

A che gioco si gioca?...Questa domanda ci appare legittima ed attuale.

Vorrei suggerire una riflessione particolare sulla facoltà di Scienze della Formazione: c'è una grande urgenza di sguardi molteplici, disinteressati e generosi che possano riportare (forse) in primo piano questa trascurata creatura.

Chiedo che questa riflessione sia ripresa ed avviata in modo più deciso e vivo da coloro che hanno a cuore, della (nostra) scuola e società, il presente ed il futuro, ma anche la dignità dell'umana intelligenza e della persona e non solo per gli abitanti di questa provincia. Quella facoltà, già collocata alla periferia, accuratamente staccata da un già minuscolo ipotetico cen-

tro universitario a Bolzano (tra costosissimi progetti commissionati e poi cancellati nello spazio di qualche mattino) avrebbe meritato da tempo più attenzione.

E' lei, Scienze della Formazione, che ha riaperto le danze sulla possibilità e realizzabilità di un'Università (o qualcosa di simile) in provincia di Bolzano.

Senza la legge Ruberti (la n.341 del 1990 - formazione universitaria dei docenti elementari e corsi di specializzazione per docenti delle scuole secondarie) la notte dell'università sarebbe rimasta tale. Così, improvvisamente, riapparve l'idea.

Come è poi noto, il brodo di coltura assegnato all'embrione fu l'Accademia Europea che elaborò un progetto. Esso prevedeva la facoltà di Scienze della Formazione, ma anche Lingue e Letterature Straniere ed Economia. Il progetto fu reso molto cautamente pubblico nella primavera del '96.

Questa è la principale caratteristica dei progetti intorno all'università ed alla scuola in generale nella nostra provincia, purtroppo: misteri, mercati, chiacchiere, fughe di notizie, colpi di scena, pettegolezzi intorno ad elaborazioni a volte anche promettenti.

Per saperne qualcosa il cittadino partecipe della cosa pubblica è costretto da anni a cercare tra crona-

ca nera e catastrofi naturali nei giornali locali, qualche informazione.

Questa stagione dei misteri potrebbe finire. Tra parentesi, un'epidemia di "sordità elettiva" ha colto da alcuni anni i rappresentanti politici eletti democraticamente, in una "democrazia spenta" che forse non affligge solo la realtà locale.

Così può capitare che un'insegnante qualsiasi (di educazione civica, per esempio) possa paradossalmente venire a sapere qualcosa. Chi scrive scovò, per caso, una lettera (quasi un messaggio in una bottiglia) nel mare dei silenzi. Il messaggio chiedeva un parere sull'università. Era di un Assessore provinciale alla Cultura in lingua italiana che nel settembre del '93 chiedeva all'Istituto Pedagogico (della stessa lingua) lumi per esprimere in Giunta le proprie idee.

Per redigere il parere fu istituito un piccolo gruppo di lavoro, fu organizzata una giornata di studio. L'iniziativa e il documento portarono alla pubblicazione di un "Quaderno" con contributi di coloro che avevano partecipato ai lavori, con l'importante documento "Uni-Dossier" dell'ASUS - SH e, finalmente, il progetto "Università Europea di Bolzano" dell'Accademia. Il progetto prevedeva, come è noto, l'istituzione di un'università libera, autonoma, plurilingue, internazionale, come più o meno era stata ipotizzata dal gruppo di lavoro dell'I.P. Il parere era stato consegnato nel luglio del '94. Il "Quaderno" è del '96. Una seconda iniziativa, una serata memorabile con il professor Heinz Foester (California) ed il professor Vantino von Breitenberg ("Come nascono le università?") era stata organizzata nel '94.

Il Ministro Berlinguer si compiace della pubblicazione nella presentazione. Si sussurra di una presenza di Berlinguer a Bolzano, su invito del Comune, una cosa per pochi intimi, scelti dagli organizzatori.



Il Ministro poi non venne. In compenso gli sfuggì, all'epoca, una famosa frase, resa pubblica dalla stampa: "La fondazione dell'Università non è la fondazione di un circolo del tennis".

Se non si tratta di questo gioco, allora, di che gioco si tratta?... Perché tanti misteri e tanti opportunisti silenzi nel corso degli anni? Non sarà il gioco dei Monopoli quello che si sta giocando attorno all'Università? Il silenzio degli opportunisti è, in realtà, animato da un rumore di fondo: sono le schiere che da tempo si sono messe in cammino per impadronirsi di qualche cattedra, qualche struttura, almeno qualche sgabello. Un esercito di persone che, a ragione o a torto, non vogliono mancare alla festa.

Ma quale festa? Il modello di università dal titolo promettente si riduce a copiare, più o meno, il modello italiano con un'aggiunta di precettistica pignola e miope.

Scienze della Formazione a Bolzano avrebbe potuto essere un tesoro se avesse colto le possibili sinergie in Bolzano con le altre facoltà,

avesse capito la centralità del tema della formazione e della conoscenza, oggi, a tutti i livelli delle istituzioni, della società,

avesse accettato la sfida epistemologica nel dibattito sulle scienze umane e sulla conoscenza, in una tensione etica, oltre che di studio - ricerca - didattica,

avesse valorizzato il "pensiero panoramico" che è possibile a chi vive sul crinale tra tre culture,

avesse permesso ad ogni studente di poter scegliere un piano di studi articolato, volendo, anche in più lingue,

avesse ascoltato i suggerimenti di liberi pensatori che non mancano, persino da noi,

avesse favorito la nascita di una comunità scientifica, internazionale e locale, ben attenta al dialogo con i cittadini, le idee, i valori civili sanciti dalla Costituzione (Art.33 "L'arte e la scienza sono libere e libero ne è l'insegnamento"),

avesse avuto il coraggio dell'originalità e della collaborazione tra università diverse (Innsbruck e Trento comprese),

avesse avuto consapevolezza dell'esistenza nella scuola di un tessuto di esperienze pratiche e riflessioni teoriche (grazie anche a decenni di scuola per tutti, all'incredibile quantità di denaro sempre disponibile...),

avesse prestato ascolto al disagio ed alle problematiche dei ragazzi, degli insegnanti nella scuola, subito,

avesse visto il possibile nesso tra riforme, nuove competenze per la scuola e responsabilità,

avesse analizzato i gravi difetti dell'Università, già denunciati da alcuni studiosi (R.Simone in "L'università dei tre tradimenti", Laterza, Bari '94, ad esempio), per cercare di superarli,

avesse aperto porte e finestre alle idee, all'ascolto, al dibattito democratico...

La politica istituzionale sceglie invece ora la via dello smantellamento dei progetti, per altro da essa stessa commissionati, delle ragioni della politica che prevalgono sulla cultura, la via dei fantasmi e delle Paure Ancestrali, senza vedere il mondo aperto e cordiale delle persone, anche giovani, che crescono tra le radici nella provincia di Bolzano ed il mondo. Sceglie la via dell'Opportunismo irresponsabile e della Furbizia (silenzi strategici quando occorrerebbe parlare e grida demagogiche sotto elezioni).

Si sceglie di tornare indietro.

Megagalattiche e preziose strutture saranno costruite per un ospite che forse non verrà.

Senza un livello "alto" di Università i ragazzi fuggiranno.

Cenerentola ed il Giovane Principe troveranno altri luoghi per le loro danze, tra Ragione ed Emozioni, Esplorazione e Progetto, Passione e Conoscenza.

Oltre un certo limite il Gioco del Potere fa male.



von Ute Hölzl und Markus A. Mascelli

Seit 31.10.1997 ist es Realität. Südtirol hat eine Uni. 57 Personen aus dem öffentlichen Leben haben mit ihrer Unterschrift unter dem Gründungsakt die formalen Voraussetzungen für die Errichtung der „Freien Universität Bozen“ geschaffen: Ein provisorischer Verwaltungsrat wurde eingerichtet, das Statut zur Uni abgesegnet.

Was auf den ersten Blick wie ein ganz normaler Gründungsakt aussieht, bekommt, wenn man sich die Vorgeschichte ansieht, einen demokratiepolitisch bitteren Beigeschmack.

Bereits bevor die Gründungsmitglieder per Brief von der ihnen zuteil gewordenen „Ehre“ erfuhren, hatte die Landesregierung die Namen der Mitglieder des provisorischen Verwaltungsrates schon bestimmt, das Statut blieb bis zum Unterzeichnungstag unter Verschuß. Den 57 Unterzeichnenden blieb also nichts anderes, als mit ihrer Unterschrift das zu bestätigen, was schon beschlossene Sache war. Es ist beschämend, daß nur eines der 58 ausgewählten Gründungsmitglieder, der Obmann des Heimatpflegeverbandes Peter Ortner, die Courage hatte, seine Unterschrift

zu verweigern. Zu recht fragte er sich, wie man eine notariell beglaubigte Unterschrift leisten könne, wenn man nicht weiß, was man da unterschreibt: Die personelle Besetzung des Verwaltungsrates stand schon fest, das Statut, das die Gründungsmitglieder eigentlich feierlich absegnen hätten sollen, wurde ihnen erst zum Zeitpunkt der Unterschrift in die Hand gedrückt. Wie die politische Realität in Südtirol nun mal ist, hat sich LH Durwalder die größtmögliche Kontrolle über die „Freie Universität Bozen“ gesichert: ER hat die Gründungsmitglieder ausgewählt, ER hat die Mitglieder des Verwaltungsrates bestimmt, ER hat eine öffentliche Diskussion über den Inhalt des Uni-Statuts zu verhindern gewußt und ER wird auch bei der Bestellung des Rektors noch ein Wörtchen mitreden. Die statutarischen Weichen dazu hat ER ja schon gelegt: Der Verwaltungsrat der Universität Bozen, so provisorisch er auch sein mag, wie Durwalder zumindest anfänglich stets zu betonen bemüht war, wird in nächster Zeit grundlegende Entscheidungen treffen. ER besteht, streng nach Proporz aufgeteilt, aus 7 Mitgliedern, natürlich alles Männer, von denen, wie es Irene Senfter in ihrer Stellungnahme zur Uni in der Z vom

2.11.97 richtig feststellt, „- bei allem Respekt - nur zwei von der Materie Universität wirklich etwas verstehen“. Präsident des hohen Gremiums ist, wie könnte es auch anders sein, LH Durnwalder selbst. Der provisorische Verwaltungsrat soll bis Ende 1996 im Amt bleiben (alles andere als provisorisch!) und 1999 dann vom sog. "Universitätsrat" abgelöst werden.

Am Freitag, den 12.12.1997, ist dieser provisorische Verwaltungsrat zu seiner ersten Sitzung zusammengetreten, nachdem es im ersten Anlauf nicht geklappt hatte, da sein Präsident, LH Durnwalder, zum ursprünglichen Termin verhindert war. Was die Medien zu dieser ersten Sitzung zu berichten hatten, las sich so, als sei nur von Sitzungsgeldern, Infrastrukturkosten und Umzugsplänen die Rede gewesen. Inhaltliches zum Voranschreiten der Uni-Gründung wurde, wie es scheint, nicht besprochen, obwohl man schon im kommenden Herbst mit der LehrerInnenausbildung in Brixen und der Wirtschaftsfakultät in Bozen starten will. Das einzige, was Durnwalder verlauten ließ, war, daß es bezüglich Uni-Statut im Ministerium "keine größeren Schwierigkeiten" geben dürfte, "obwohl Rom sicherlich Präzisierungen verlangen wird", und daß das Statut bis Ende Jänner endgültig genehmigt sein dürfte. So wie es sich darbot, plante man, auch die letzten mehr oder weniger wichtigen Änderungen am Uni-Statut im stillen Kämmerchen zu treffen.

Das scheint Methode zu haben angesichts der Vorgeschichte zur Uni-Gründung und des Übergewichts an Kompetenzen, das man sich seitens der Landesregierung für den sogenannten "Universitätsrat" im Statut der neuen Uni gesichert hat. Die Befugnisse dieses Gremiums, das an und für sich nur für die Verwaltung zuständig sein sollte, lassen den/die RektorIn zu einem/er besseren SchuldirektorIn verkommen. Obwohl Durnwalder gesagt hat, daß der Verwaltungsrat in die Lehre nicht eingreifen wird und nur für die Bereitstellung der Mittel und Strukturen zuständig sei, sieht es in Wirklichkeit ganz anders aus: Er ernennt den/die RektorIn, die DekanInnen, ProfessorInnen, AssistentInnen und weiteren Lehrbeauftragten und genehmigt unter anderem die Einrichtung einzelner Studiengänge oder Zulassungsbeschränkungen.

Daß diese Kompetenzen in der Hand der obersten Verwaltungsbehörde einer Universität liegen, entspricht nicht den üblichen demokratiepolitischen Gepflogenheiten an Universitäten. Geht man davon aus, daß es eine Trennung zwischen Politik, Verwaltung und Lehre geben soll, wäre es etwa adäquater, den/die RektorIn vom Akademischen Senat wählen zu lassen, um nur ein Beispiel zu nennen.

Auch wenn es sich bei der Uni Bozen de iure um eine "Libera Universität", d.h. privatrechtlich organisierte und finanzierte Uni handelt, ist sie de facto doch einer öffentlich-rechtlichen Hochschule gleichzusetzen, da sie nahezu ausschließlich aus Steuergeldern finanziert wird. Gerade angesichts dieser Tatsache ist es um so bedenklicher, wenn Verwaltung, Finanzierung und akademische Personalpolitik in den Händen des Landes (mehr als zwei Drittel der Mitglieder des Universitätsrates stellt die Provinz), und damit in den Händen

Durnwalders liegen. Wenn so unverblümt politische Kontrolle über eine Bildungsinstitution ausgeübt wird, die zu politischer Mündigkeit und Eigenverantwortung erziehen soll, wirkt es wie eine Beleidigung des gesunden Menschenverstandes der SüdtirolerInnen, wenn Durnwalder behauptet, keine Politik in die Uni hineinbringen zu wollen.

Wie Durnwalder agiert, ist nicht neu, daß die 'Dolomiten' das Thema Universität Bozen ganz totschweigt, verwundert auch nicht sonderlich, das allgemeine Stillschweigen der Bevölkerung aber zeigt, wie weit es mit der politischen Kultur in unserem Land gekommen ist. Gerade, aber nicht nur deshalb ist es Aufgabe der Südtiroler HochschülerInnenenschaft, stellvertretend für die zukünftigen StudentInnen der Freien Universität Bozen die bestmöglichen Bedingungen für ein Studium in Südtirol zu fordern und sich zu Wort zu melden, wann immer diese nicht erfüllt werden oder nicht gewährleistet sind. Denn eine Universität ist kein "Dienstleistungsbetrieb", sondern eine Bildungseinrichtung, in der Forschung und Lehre betrieben werden, die grundsätzlich frei und unabhängig sein sollen. Betriebswirtschaftliche Prinzipien und Strukturenschlankheit können daher nicht die wichtigsten Grundsätze für eine neu zu schaffende Universität sein. "Betonung des Leistungsprinzips", "flache Hierarchien" und "Reduzierung der sattem bekannten Gremienwirtschaft" (alles Zitate aus der Antwort des provisorischen Verwaltungsrates in der "Tageszeitung" vom 17.12.97 auf die Vorwürfe der sh.asus; A.d.V.) mögen tolle Schlagworte sein, doch die Schwächung der Kompetenzen verschiedener Universitätsorgane oder gar das Einsparen von Gremien führt zu einer nicht tolerierbaren Machtkonzentration. Auch wenn effizientes "Management" zur Führung der neuen Uni nötig sein wird, müssen grundlegende demokratische Prinzipien gewahrt bleiben. So z.B. der Grundsatz, daß verwaltungstechnische und akademische Aufgaben von getrennten Gremien wahrgenommen werden.

Da den künftigen StudentInnen der Uni Bozen nur im Universitätsrat aktive Mitsprache eingeräumt wird, ist es blanker Hohn, wenn der provisorische Verwaltungsrat der Uni Bozen in der oben erwähnten Aussendung fordert, die sh.asus solle "sich bereits jetzt um eine repräsentative Vertretung der StudentInnen kümmern (...), anstatt die klar umrissenen Kompetenzbefugnisse des Verwaltungsrates der Freien Universität Bozen (...) in Frage zu stellen". Es ist nichts anderes als die Wahrnehmung dieser repräsentativen Vertretung, wenn die sh.asus durch z.B. Presseaussondungen und Leserbriefe aufzeigt, daß es undemokratisch ist, wenn in einem 17-köpfigen Universitätsrat 7 Mitglieder von der Provinz gestellt werden, dieser Universitätsrat als Verwaltungsgremium auch die maßgebenden akademischen Entscheidungen trifft und auf Fakultätsebene die studentische Mitsprache (so wie die des akademischen Mittelbaus) auf eine rein beratende Stimme beschränkt ist.

Wer sich das Statut zur neuen Uni in Bozen anschaut, kann nicht übersehen, daß der darin vorgesehene

Universitätsrat ein eindeutiges Kompetenzen- und damit Machtübergewicht gegenüber allen anderen Uni-Gremien besitzt, indem er sowohl verwaltungstechnische Entscheidungen als auch Entscheidungen von akademischer Bedeutung, wie z.B. die Ernennung des/der RektorIn und die Bestellung des ProfessorInnen- und AssistentInnenstabes sowie die Einführung einzelner Studienrichtungen und Zulassungsbeschränkungen trifft. Einige Strukturen, die in der akademischen Welt mittlerweile gang und gäbe sind, wurden im Statut zur neuen Uni erst gar nicht berücksichtigt: Nicht genug, daß die Mitsprache der Studentinnen und des akademischen Mittelbaus auf Fakultätsebene auf eine rein beratende Stimme reduziert ist, Quotenregelungen oder ein Frauenförderungsprogramm fehlen vollends. „Man hätte in diesem Fall Neuland betreten müssen“, wie Werner Stuflesser, Direktor der Europäischen Akademie meinte, „denn in Italien gibt es keine dementsprechenden Vorschriften.“ Auch das sich abzeichnende Untor-den-Tisch-fallen-lassen der Sprachenfakultät trägt nicht gerade zur Internationalisierung der Uni bei.

Die sh.asus sieht es daher als ihre Pflicht, mit dem Ziel einer größeren Demokratisierung der gesamten Struktur, die Besetzung aller Gremien nach paritätischem Grundsatz zu fordern und - ganz im Sinne der Aufforderung des provisorischen Verwaltungsrates - in allen Universitätsgremien (Akademischer Senat und Fakultätsrat) Mitsprache mit Stimmrecht zu verlangen, und zwar sowohl für StudentInnen als auch für den akademischen Mittelbau (ProfessorInnen mit Lehrauftrag, UniversitätsassistentInnen und FremdsprachenlektorInnen), denn nur so können alle in die Uni involvierten Gruppen effizient mitarbeiten, ohne daß der geforderte Vertretungsanspruch zur Farce wird.

Landeshauptman Durnwalder hat sich Mitte Jänner noch zuversichtlich gezeigt, daß das Statut der Universität Bozen in Rom ohne größere Probleme durchgehen wird. In den essenziellen Punkten sei man sich einig, die wenigen Stellen, die umformuliert werden müssen, werden die Genehmigung nicht weiter verzögern, gab Durnwalder in den Medien bekannt. Ganz im Gegensatz zu Durnwalders Optimismus standen aber die Äußerungen von Unterrichtsminister Luigi Berlinguer, der kurz zuvor in einem Interview mit dem Mattino seine bereits im Sommer geäußerte Kritik an der Universitätsgründung konkretisierte. Im wesentlichen ging es ihm dabei um die Bestellung des Lehrpersonals und die politische Verflechtung zwischen Politik und Universitätsorganen. Durnwalder ging aber, von der Presse zu den Vorwürfen des Unterrichtsministers befragt, mit keinem Wort auf die Kritikpunkte Berlinguers ein: Ein Unterstaatssekretär hatte Durnwalder versichert, daß alles o.k. sei, also ist auch alles o.k.

Die Probleme, die das Statut der Uni schafft, scheinen niemanden vom Verwaltungsrat weiter zu stören. Die Uni ist nach dem Prinzip angelegt, daß, wer zahlt, auch anschafft. Das hat Durnwalder in einem Interview mit dem Mattino bekräftigt. LH Durnwalder will eine Universität gründen, beschränkt sich dabei aber

auf das Gründen. Was mit der Universität künftig geschehen wird, scheint ihm egal zu sein. Anstatt eine unabhängige und demokratische Struktur zu schaffen, die vielleicht auch einmal in der akademischen Welt Anerkennung finden könnte, reicht ihm die Erwähnung in den Geschichtsbüchern. Die Uni wird mit dieser politischen Kontrolle und Einflußnahme nie etwas Besonderes werden.

Wie befürchtet ist es dann auch am 13. Februar so geschehen, daß der provisorische Verwaltungsrat, oder konkret sein Präsident Luis Durnwalder (denn mehr hat man vom provisorischen Verwaltungsrat nie mitgekriegt), die von Rom geforderten Änderungen, die wie Durnwalder betonte „formelle Aspekte bzw. einige Umformulierungen“ betrafen, „die vollkommen ungefährlich sind“, im stillen Kämmerchen durchgeführt hat. Gegenüber dem Einwand des Unterrichtsministeriums, daß bei einer Ernennung des/der RektorIn durch den vorwiegend aus Beamten und Politikern bestehenden Verwaltungsrat eine „nicht qualifizierte, politisch bestimmte Person“ gewählt werden könnte, blieb man hart. Der Verwaltungsrat einer freien Universität könne nicht darauf verzichten, den/die RektorIn selbst zu bestimmen, erklärte Durnwalder in diesem Zusammenhang, ohne einen glaubhaften Grund dafür anzugeben. Anscheinend sei er selbst der Garant dafür, daß es ein „Universitätsprofessor von international anerkanntem wissenschaftlichem Rang“ werden wird. Das ursprüngliche Statut sah außerdem vor, daß die Fakultätsdekane vom Universitätsrat auf Vorschlag der Fakultätsräte ernannt werden. Die redigierte Fassung sieht nun vor, daß die Dekane von den jeweiligen Fakultätsräten gewählt werden, wobei aber der Universitätsrat eine gleichzeitige formelle Nominierung vornimmt und sich das Recht vorbehält, die Wahl - wenn auch begründeterweise - abzulehnen. Die letzte Änderung betrifft die Zusammensetzung der Fakultätsräte selbst, der in der neuen Fassung des Statuts auch ProfessorInnen mit Lehrauftrag als Vollmitglieder angehören, sofern sie mindestens für ein Studienfach verantwortlich sind. Für AssistentInnen, LektorInnen und StudentInnen ist weiterhin nur eine beratende Stimme vorgesehen. Wie leicht ersichtlich ist, sind die vorgenommenen Änderungen zwar nicht unbedeutend, ändern aber substantiell kaum etwas am politischen Machtübergewicht und strukturellen Demokratiedefizit innerhalb der Universitätsorgane. Wir wünschen uns deshalb, daß dieses neue Universitätsstatut beim Ministerium in Rom keine Approbation finden wird und noch einmal neu überarbeitet werden muß, und daß unsere Forderungen nach demokratischeren Strukturen und weniger direktem politischen Einfluß dann erhört werden.

Es besteht also vorerst noch kein Grund für Erfolgs-

meldungen, wie sie die SVP schon Mitte Dezember zum Thoma Uni Bozen von sich gegeben hat. Denn was sich in der Vorgehensweise des provisorischen Verwaltungsrates abzeichnet, ist, daß sich LH Durnwalder über die Köpfe aller hinweg im Schnellverfahren sein Prestigeobjekt Uni ins Land stellt, ohne daß es eine realistische Chance gäbe, aktiv an der zukünftigen Uni mitzugestalten. Mündigkeit, so scheint es, ist in unserem Land halt nicht sonderlich erwünscht (und deswegen vielleicht auch so gefürchtet).

Anyway.

Kommentar von Markus Mascelli

Es ist zunächst einmal nichts dabei, wenn 58 Menschen aus dem öffentlichen Leben auserkoren werden, eine Unterschrift für das Gemeinwesen zu leisten. Es ist aber sehr wohl eine demokratiepolitisch bedenkliche Aktion, wenn diese 58 Personen aufgefordert sind, eine Unterschrift zu leisten, mit der sie zum einen einen Verwaltungsrat absegnen, dessen Bestellung ohne ihr aktives Zutun erfolgte, und zum anderen ein Statut gutheißen, das sie nie zuvor zu Gesicht bekommen haben. Daß nur zwei Menschen dieses politische Vorgehen öffentlich als bedenklich bezeichnen, ist zwar eine traurige Bilanz, scheint aber in Südtirol zur Tagesordnung geworden zu sein. Allzu sehr haben wir uns wohl schon an die Führung unseres politischen Oberhäuptlings gewöhnt.

Gerade unter diesen Umständen muß man sich fragen, ob die sh.asus gut daran getan hat, in der Person ihrer Vorsitzenden Irene Senfter den Gründungsakt der neuen Universität mitzuunterschreiben, oder ob sie ihrer Rolle als gewerkschaftspolitischer StudentInnenvertretung besser gerocht geworden wäre, indem sie bei diesem abgekarteten Spiel nicht mitgemacht und ährlich Dr. Ortner die Unterschrift verweigert hätte. Ich glaube, daß letzteres die richtige, vertretenswertere Entscheidung gewesen wäre, und zwar sowohl, was das gesellschafts- und gewerkschaftspolitische Auftreten nach außen anbelangt als auch die vereinsinterne Vorgehensweise, zumal Irene Senfter in ihrer Stellungnahme in der Z vom 2.11.97 selbst feststellt, daß zum Jubeln kein Grund besteht. Es ging nicht darum, durch die Vorweigerung der Unter-



schriftleistung die Unigründung zu verhindern, das wäre eine maßlose Überschätzung der eigenen Position gewesen, man hätte aber politisches Rückgrat bewiesen, hätte man der politischen Praxis eines Luis Durnwalder, Entscheidungen über die Köpfe von Alibi-personen hinweg zu fällen, die nur den Schein der Einhaltung eines Mindestmaßes an demokratiepolitischen Grundregeln wahren sollen, die Stim geboten. Oder klarer: Es ging nicht um das NICHT, sondern um das SO NICHT!

Doch die Streitfrage um das Mitmachen oder nicht, muß der Vergangenheit angehören, will man eine glaubwürdige Interessensvertretung bleiben. Was passiert ist, ist passiert, ob man es nun für richtig hält oder nicht. Was jetzt zählt, sind inhaltliche Fragen rund um die Uni, die noch lange nicht geklärt sind und einer breitestmöglichen Diskussion in der Öffentlichkeit zugeführt werden müssen. Das Sprachmodell der neuen Uni, die Orientierung in Richtung Internationalität und nicht zuletzt die Absicherung der studentischen Mitbestimmung in den Uni-Gremien sind nur einige der Punkte, derer sich die sh.asus annehmen muß, will sie der Einschätzung der FF vom 8.11.97 entgegenzutreten, die die sh.asus durch Durnwalders Schachzug schon gespalten gesehen haben will. Das Bestehen von Meinungsunterschieden ist nicht gleichbedeutend mit Schisma, sondern vielmehr ein Zeichen für eine vernünftige Auffassung von Demokratie.



Uni Bozen... naa bitt di gor schian!

von Irene Senfter

Bald drei Monate ist es her, dass die Uni Bozen offiziell ins Loben gerufen wurde, und seither ist kaum ein Tag vergangen, an dem nicht heiss über die neue Einrichtung diskutiert worden wäre. Wen wundert's? Schliesslich müssen die UnkenruferInnen der letzten Jahre zusehen, wie Tag für Tag ihre schlimmsten Befürchtungen in die Wirklichkeit umgesetzt werden.

Wie oft hat der Landeshauptmann erklärt, die Organe der Uni Bozen würden nach dem Kompetenzkriterium besetzt, und nicht nach ethnopolitischer Postenmathematik! Die Einsetzung des "provisorischen" Verwaltungsrates jedoch hat selbst die schlimmsten Befürchtungen übertroffen: Dumwalder als Präsident, unter seinem Kommando sechs Männer, von denen nur zwei von der Materie Universität wirklich etwas verstehen: von Frauen weit und breit keine Spur, obwohl es gar einige qualifizierte gäbe, die "mann" hätte nominieren können. Dabei ist der "provisorische" Verwaltungsrat keineswegs so provisorisch, wie zur Beruhigung der Gemüter andauernd wiederholt wird. Schliesslich trifft er wichtige Grundsatzentscheidungen, bestellt zumindest die ersten DozentInnen, er-

nennt den Rektor (von einer Rektorin werden wir wohl noch lange träumen müssen!) und verteilt die Finanzmittel. Eine solche Häufung von Kompetenzen (verwaltungstechnischen und akademischen) ist alles andere als demokratisch und daher nicht vertretbar.

Selbstverständlich ist die Uni in Südtirol nach dem Buchstaben des Gesetzes eine "Libera Universitiá" - sie erfüllt in unserem Land jedoch die Funktion einer öffentlichen Universität, wird mit Steuergeldern finanziert und müsste sich deshalb, auch was den Verwaltungsrat betrifft, an den öffentlichen italienische Unis orientieren. Im Klartext: Der künftige Universitätsrat wäre zuständig für die verwaltungstechnischen Angelegenheiten, der akademische Senat für die akademischen (Wahl des Rektors, Lehrpläne, Zulassungsbeschränkungen etc.). Bedenklich ist auch die Tatsache, dass zwei Drittel der Universitätsratsmitglieder direkt oder indirekt von der Provinz Bozen gestellt werden. Die sh.asus Wien, die sich in ihren letzten Aussendungen erfrechte, all diese demokratischen Mängel anzuprangern, handelte sich prompt eine Zurechtweisung von den Herren des Verwaltungsrates ein: Sie

solle sich "schon jetzt um eine repräsentative Vertretung der StudentInnen kümmern" anstatt "die klar umrissenen Kompetenzbefugnisse des Verwaltungsrates (...) in Frage zu stellen". Welche Vertretung, bitte? Im Universitätsrat haben die Studentinnen nur zwei Stimmen von siebzehn, auf Fakultätszebene gesteht ihnen das Uni-Statut überhaupt nur "beratende Funktion" zu.

Wollen wir eine moderne, demokratiebewusste und -fördernde Universität oder wollen wir sie nicht? Wenn ja (und "grundsätzlich" würden dies wohl auch die Mitglieder des derzeitigen Verwaltungsrates befürworten!), dann wäre es wohl das mindeste, alle Universitätsgremien paritätisch mit ProfessorInnen, AssistentInnen und StudentInnen zu besetzen und die fruchtbare Konfrontation so vieler verschiedener Ansichten höher zu bewerten als einen eventuellen Machtverlust der Uni-VerwalterInnen).

Abgesehen von diesen vordringlichsten Kritikpunkten im Bereich des Demokratiebewusstseins sind (immer) noch einige grundsätzliche Versäumnisse zu bemängeln:

Soll die Uni Bozen nicht tatsächlich als Provinzuni enden, dann sind jetzt erste Schritte in Richtung internationaler Ausrichtung und Trägerschaft zu setzen, und nicht erst in ein paar Jahren! Dass bei der Kontaktaufnahme mit "ausländischen" Unis über die nächstgelegenen (bequemsten) Innsbruck und Trient hinausgegangen werden muss, versteht sich von selbst.

Auch um die Kultur-(Sprach-)Wissenschaften ist es verdächtig still geworden. Natürlich sollen/müssen jetzt vorrangig die LehrerInnenausbildung und die Wirtschaftsfakultät (mit Fachrichtung Minderheitenschutz, Herr Doktor Ebner?) eingerichtet werden, doch das sollte doch nicht so weit gehen, dass sich die Uni-Verantwortlichen anscheinend überhaupt keine Gedanken mehr über ein inhaltliches Konzept für die Kultur-(Sprach-)Wissenschaften machen und sie endgültig aufs Abstellgleis schieben!

Die Tatsache, dass diese Fakultät in der Öffentlichkeit so beharrlich totgeschwiegen wird, lässt befürchten, dass wir uns tatsächlich mit einer Rumpf-Uni aus einer pädagogischen, einer wirtschaftswissenschaftlichen und einer landwirtschaftlichen Fakultät sowie einem "fächerübergreifenden Sprachzentrum" zufriedengeben sollen.

Und zum Schluss noch ein Wort zum Thema "Frauen an der Uni Bozen": Positive Aktionen zugunsten von Frauen (das müssen nicht unbedingt Quotenregelungen sein) werden im Uni-Statut nicht einmal andeutungsweise erwähnt. Aber um Frauenförderungsprogramme zu berücksichtigen, hätte man ja "Neuland betreten müssen" (O-Ton eines Uni-Planers). Eine beschämend schlechte Ausrede!

Fünf Monate ist es her, dass die Uni Bozen offiziell gegründet wurde, noch dreimal drei Monate, dann sollen die LehrerInnenausbildung in Bröden und die Wirtschaftsfakultät in Bozen mit dem Unterrichtsbetrieb beginnen. Angesichts der bisherigen Entwicklung dürfen wir gespannt sein...



Was ich noch sagen möchte

von Klaus Pancheri

Noch bevor ich anfangs, eine Entschuldigung vorweg: Es kann sein, daß das Nachfolgende altväterlich und pathetisch klingt, nach über sieben Jahren SH-Tätigkeit nehme ich mir es einfach heraus, meine Sorgen um die SH auszudrücken.

Anlaß ist die Unterschrift Irenes unter den Gründungsakt der Universität Bozen: Daß es diesbezüglich verschiedene Ansichten zwischen Irene und mir gibt, habt ihr sicher mitbekommen, ich halte die Unterschrift für einen groben Fehler und für einen Bruch in der SH-Arbeit in der Unidiskussion.

Aber von Anfang an: Als Durnwälder mit einigen Zeitungsinterviews im Sommer 1992 signalisiert hat, daß die Eiszeit der SVP in Bezug auf die Uni vorüber war, haben Markus Mascelli und ich uns gleich sehr aggressiv in die Diskussion eingeklinkt, weil wir anfangs eher ideologisch und instinktiv, bald aber auch inhaltlich überzeugt waren, daß sich durch eine ordentliche Uni in Südtirol im verkorktesten und blockierten gesellschaftlichen und politischen System etwas ändern könnte. Anfangs war's recht einfach, mit bissigen Pres-

semitteilungen etwas Platz in den Medien zu bekommen, gegen den unbeweglichen Landesrat Hosp war leicht schimpfen, gegen die kämpferisch auftretende Ebnerpresse noch leichter. Schwieriger hatten wir es damals mit Durnwälder, dem man/frau den Neubeginn der Diskussion einerseits verdankte, andererseits aber haben wir gleich mitbekommen, daß sich die Uni als sein Kind der übermächtigen Vormundschaft wohl nur schwer entledigen werden könne. Sehr bald war unser Ruf also nach Demokratie (was auch immer das heißen möge) an der Uni und um die Uni herum und die Minimalisierung des Landeseinflusses.

Als dann an der Europäischen Akademie die Projektgruppe unter der Leitung von Dr. Schmid eingerichtet wurde, war die Taktik Durnwalders klar. Um die SVP auf Kurs zu bekommen, war es notwendig, diese Grundlagenarbeit möglichst unauffällig, undurchsichtig und kontrollierbar zu halten. Ich hätte mir vielversprechendere Anfangsschritte gewünscht, etwa einen europaweit ausgeschriebenen Ideenwettbewerb und zur Durchführung eineN internationaleN renommierteN UnimakerIn. Zum Glück war Dr. Schmid dann ganz und gar nicht der brave Bürokraten-Soldat, hat statt

der vorgesehenen Alibifunktion etwas aus seiner Rolle gemacht und mit uns von der Unikommission ein gutes Verhältnis aufgebaut. Das hat die ganze Sache noch erträglich gestaltet, wobei man/frau aber nicht vergessen darf, daß die Regierweisung aus dem Palais Widmann eine andere war.

Die fehlende Flexibilität großer Teile der SVP, die fünf Jahre und mehr gebraucht hat, um den terminologischen Quantensprung von "universitären Strukturen" zu "Universität" zu vollziehen, hat uns auch immer wieder in die Zwickmühle gebracht, wie dick wir gegen Durnwalder auftragen dürfen, ohne Pahl und KonsortInnen in die Hände zu arbeiten. Rückblickend stelle ich selbstkritisch fest, daß wir uns das eine oder andere Mal zu staatstragend verhalten haben. Unsere PolitikerInnen sind ohnehin von einer oft zu braven StudentInnenenschaft verwöhnt, und es muß erlaubt sein, eine dritte oder vierte Meinung zu vertreten, auch wenn das dann in der Medienlandschaft nicht wie gewünscht ankommt, weil die Medien es nunmal lieben, in einer Zwei-Lager-Kategorie (für oder gegen die Uni) zu denken.

Innerhalb der SH war die Pro-Uni-Haltung keineswegs unumstritten. Die Alternativvorschläge der Innsbrucker SH-lerInnen (siehe Südtirol-profit-Artikel, in dem die konventionelle Uni als überholt und eher gesellschaftsschädlich dargestellt wird, und im Gegenzug ein Institut für Friedensforschung gefordert wurde) haben mich nie besonders überzeugt, was ich aber mit ihnen stets geteilt habe, ist die Sorge und Skepsis um die politische Unabhängigkeit der Bozner Uni. Weiters haben sie in die Unidiskussion die Frage der studentischen Mitbestimmung eingebracht, die für die SH von grundlegender Bedeutung sein muß. Nachdem diese beide Anliegen bis zur Unigründung am 31. Oktober 1997 mit Füßen getreten worden sind, finde ich das Vorgehen Ireas auch gegenüber den SH-internen UniskeptikerInnen von damals, die ja auch in ihren Vorbehalten Bestätigung erhalten haben, unfair.

Aber weiter im Rückblick: Im Sommer 1993 habe ich mit Markus am ersten Unidossier herumgefummelt. Schwerpunkt war die Rechtsform der Uni: ein zugegebenermaßen wenig publikumswirksames Thema, weil dies alles recht theoretisch klang und unsere Gegenvorschläge für viele einfach nur realitätsfremd waren. Die tatsächliche Entwicklung gibt uns heute allerdings recht: Nur die privatrechtliche Struktur der Uni gibt der Landesregierung die Möglichkeit, die Universität total zu beherrschen. Was bei einer wirklichen Privatuni noch eine gewisse Logik hat, nämlich daß die SponsorInnen mit ihren privaten Geldern auch die inhaltliche Linie der Universität bestimmen wollen, verkommt bei einer de-facto öffentlichen Uni wie der unseren zu einer Farce. Die Mehrheit im Verwaltungsrat gibt ihnen diese allumfassende Ausrichtungs-

befugnis, die bei einer privatrechtlichen in sehr "pragmatischer" Weise bis in die Inhalte der Lehre und Forschung reicht und die Lehrenden auch in der Fragen der Didaktik und Methode einschränken will. Zweiter wichtiger Punkt ist die Ernennung des/der RektorIn durch den Verwaltungsrat (an öffentlichen Unis wird er vom gesamten Lehrkörper gewählt). Es entspricht der Logik der Privatuni, daß der/die RektorIn für die SponsorInnen verlässlich und v.a. weltanschaulich/politisch auf Kurs ist. Der/die RektorIn des Libero Istituto Universitario Cattaneo in Castellanza bei Varese, welches vom Industriellenverband von Varese getragen wird (wobei die StudentInnen mit Jahresstudiengebühren um 8 bis 10 Millionen Lire sich zum Großteil selber finanzieren), darf der "Firmeniogik" nach keinesfalls einE KommunistIn sein. Die Gefahr besteht nicht, weil der vom Industriellenverband dominierte Verwaltungsrat es nie zuließe. Bei einer Wahl durch den Lehrkörper könnten sich die Herren im Nadelstreif nicht so sicher sein. Bei einer Aussprache hat der Landeshauptmann "instinktiv" gemeint, "bei uns wird ein Kommunist sicher auch nie Rektor werden". Dabei hat er aber nicht verstanden, daß ein privater Träger solche Bedingungen offen stellen kann, daß aber die öffentliche Verwaltung, nicht nur aufgrund der in Art. 33 der Verfassung festgeschriebenen Freiheit der universitären Lehre und Forschung, nur die Gewährleistung eines guten Funktionierens des Universitätsbetriebes im Auge haben kann. Die weltanschaulichen und politischen Ansichten eines Lehrenden hat die Verwaltung nichts anzugehen, ganz gleich ob es sich um die Grundschullehrerin in Prettau oder um den/die UnirektorIn in Bozen handelt.

Im ersten Uni-Dossier haben wir deshalb gefordert, daß die Universität nicht als Privatuni gegründet werden darf, sondern nur als öffentlich-rechtliche Einrichtung. Die staatliche Uni war und ist politisch nicht durchsetzbar, und wir selbst haben sie auch nie als optimale Form angesehen (obwohl das krampfhaft, gebetsmühlenhafte Wiederholen des Landeshauptmannes in den letzten Wochen, daß es sich um eine nicht-staatliche Uni handelt, übertrieben und geschmacklos war - Nichtstaatlichkeit als Qualitätsmerkmal, oder wie?). Deswegen haben wir uns stark gemacht für eine überstaatliche, internationale Universität. Südtirol war schlichtweg überfordert. So wie Südtirol allgemein mit der Europaidee überfordert ist. Aus dem Bauch heraus denkt wohl der/die biedere SüdtirolerIn, Europa ist aus Prinzip gut, weil Europa genau in der entgegengesetzten Richtung liegt wie "die Walsch". Es genügt zu sehen wie z.B. die Schützen (die zumindest offen) mit der Europaregion Tirol nur Kleinstaaterei verfolgen, mit dem Wunsch, daß unter Saturn bald ein krachlederner Grenzer mit Vorderlader einen Schlagbaum betätigt. "Sensibel" hat sich auch Landesrat Hosp gezeigt, allerdings nur bis er mitbekommen hat, daß wir uns keine ausschließlich österreich-italienische Zusammenarbeit wünschen, sondern daß wir uns eine mehrere Staaten (auch Nicht-EU-Länder) und die EU umfassende Zusammenarbeit für die Errichtung und Trägerschaft einer internationalen Uni-

Uni Bozen - Steckbrief

gegründet am 31. 10. 1997 von 57 Auserwählten

Rechtsform: Libera Università (Privatuni)

provisorischer Verwaltungsrat: 7 Mitglieder, und zwar LH Luis Durnwalder (Präsident), Franz Griebmair, Fritz Schmidl, Prorektor IBK Hans Mosser, Alcide Berloffo, Italo Ghingato, Theo Riflesser

definitiver Verwaltungsrat: 17 Mitglieder, Mehrzahl ernannt von politischen Institutionen (v.a. Landesregierung), 2 Studentinnen, 1 Professorin, 1 ricercatore/WissenschaftlerIn und der/die RektorIn

Statut: typisches Statut einer Privatuni mit absoluter Machtkonzentration im Verwaltungsrat

RektorIn: vom Verwaltungsrat ernannt

studentische Mitbestimmung: im Statut nicht vorgesehen

Standorte: Altes Spital in Bozen (Hauptsitz) und St. Josef Missionshaus in Brixen (Außenstelle)

Fakultäten: Bildungswissenschaften in Brixen (sprachgruppengetrennt): Lehrgang für KindergärtnerInnen und GrundschullehrerInnen (vierjährige laurea), Beginn September 1998 mit 150 Studienplätzen, Spezialisierungskurs für SekundarschullehrerInnen in den kommenden Jahren
Wirtschaftswissenschaften in Bozen (dreisprachig deutsch, italienisch, englisch): Betriebswirtschaft (laurea), Beginn September 1998 mit 50 (!) Studienplätzen

Sprachen in Bozen: vorerst aufgeschoben, Uni IBK und TN sowie SVP-Resolution stark dagegen

Fachhochschulkurse: Ragioniere, Tourismusmanagement, Gesundheitsberufe, evntl. Landwirtschaft

Kosten: ca. 40 Mrd. Lire Betriebskosten jährlich, zusätzlich notwendige Anfangsinvestitionen und Forschungsmittel

Finanzierung: Lehre und Forschung im Ausmaß der durchschnittlichen Kosten an italienischen Universitäten durch den Staat, Rest durch Landesfinanzierung



versität in Bozen vorstellen. Eine solche Uni steht natürlich auch für entsprechende Inhalte, wobei das mehrsprachige Umfeld gut ins Konzept zu integrieren, und natürlich auch der Lokalbedarf, der keine mitteleuropäische Studentinnenschaft anzuziehen instande ist (z.B. LehrerInnenausbildung), abzudecken gewesen wäre.

Die ewig gleichen unrealistischen, abgehobenen und ideologisch verkorksten SH-lerInnen! Das wurde uns nicht nur einmal gesagt. Meistens mit einem bemitleidenden Lächeln, und das meist von Politikern, deren forma mentis Phantasie und Weitsicht über die nächste Legislaturperiode erst gar nicht zulassen. Einer, der viel Ahnung von Südtirol und seinen Bedürfnissen und zugleich von Europa hatte, hat uns aber stets bestärkt. Mit Alexander Langer hatten wir einen Gesprächspartner, der uns viel Hoffnung und Schwung zu geben instande war. Heute spüre ich, daß Europa ohne ihn wieder weiter weg ist, vor allem in den Köpfen der Menschen. Und dabei meine ich nicht das Europa der Milchquoten, das Feld beackern seit jeher andere, ich meine ein nach innen und außen solidarisches Europa, dem positive Beispiele der Überwindung von Konflikten wichtig sind.

Ein weiteren Meilenstein der Unikommission war die dreitägige Tagungsreihe in Schloß Maretsch im Dezember 1994. Das Energiebündel Eva Lindenmaier hat Schwung in den Laden gebracht, und hat uns sichtlich gut getan, weil ein SüdtirolerIn noch so selbstkritisch mit sich umgehen kann - eine rein nüchterne unvorbelastete Betrachtung von außen wird deswegen noch lange nicht möglich. Ich habe, neben ihren Fähigkeiten, gerade diese Tatsache als Bereicherung empfunden, und deswegen ärgert es mich noch heute, daß ein Hosp bei einer Radiosendung die von Eva vorgebrachte SH-Argumentation abgewürgt hat, mit dem Hinweis, daß sie als Nicht-Südtirolerin es sich nicht erlauben dürfe, über das Verhältnis zum "Vaterland Österreich" und zur "Landesuniversität Innsbruck" mitzureden: für mich einfach ein Inbegriff von Arroganz und Ausgrenzung, aber leider noch lange kein Skandal in diesem Land!

Nach der Maretscher Tagung und ihrer Aufarbeitung in einem Skolast hat die Unikommission das zweite Unidossier im November 1995 herausgebracht. Grundstein war eine mehr als gute Zusammenarbeit mit Anita Rossi, Evas Nachfolgerin im SH-Büro, abgerundet von vielen Diskussionen und zwei wertvollen Beiträgen von Irene Senfter und Barbara Rottensteiner. Ohne eine ordentliche (unbedingt notwendige) Portion Systemkritik zu vergessen, ist es uns gelungen, etwas visionären Horizont dem Durnwaldnerschen Pragmatismuskurs Richtung Südtiroler Landesuniversität ("Land" im Sinne von Landeshauptmann, Landesregierung, Landesverwaltung) entgegenzusetzen.

Und zwar, und da liegt der Fortschritt dieses Dossiers, nicht zu sehr auf der rein institutionellen Ebene der Rechtsform (was meinem Juristenhirn vielleicht etwas näher ist), sondern - und hier liegt der große Verdienst Anitas, vielmehr mit einer eingehenden Thematisierung der Inhalte, des mehrsprachigen Unibetriebes und einer LehrerInnenausbildung, die nicht dem getrennten Bildungs- und Schulsystem stur verhaftet bleibt. Das Dossier hat uns viele Komplimente eingebracht (die wenigsten aus der SH selber - das lag mehr am Desinteresse als an inhaltlichen Differenzen, was meiner Ansicht nach aber weit besorgniserregender ist). Von denen aber, die Entscheidungen getroffen haben, ist es höchstens zur Kenntnis genommen worden.

In den letzten zwei Jahren haben Irene und ich die Unikommission weitergeführt, mehr "ordinaria amministrazione" als alles andere; neue Köpfe mit neuen Ideen und v.a. neuen Schwung haben sich nicht gefunden - schade. Im Juni haben wir noch eine Pressekonferenz abgehalten, das Bassaninigesetz mit dem Südtiroler Uniartikel war gerade durchgegangen, und die Grundaussage war die der Gefahr der totalen politischen Kontrolle über die Universität. Eine Zeitung hat unsere Sorge treffend mit dem Titel "Die Edelweißuni" umschrieben, wobei man/fräulein sich streiten kann, ob der Politiker Durnwalder oder seine Partei als solche die Uni mehr konditionieren wird.

Die Vorgangsweise Durnwalder war jedenfalls ein Meisterstück arroganter Machtausübung: Dr. Schmidl (der von Amts wegen ja auch nicht voll aufdrehen kann) ist aufgebracht in den Landtag gelaufen (Originalität über den ersten Vorschlag des provisorischen Verwaltungsrates: "Das ist ein Verwaltungsrat für ein Altersheim, nicht für eine Uni"); unter den geladenen Gründungsvätern (ursprünglich waren 5 Frauen auf 58 geplant, aufgrund von Absagen waren es schließlich 6 auf 57) saßen großteils keineswegs geläuterte Unigegner: der Landeshauptmann hat die Einladungen zwei Tage vorher verschickt um jede Diskussion, auch z. B. in der SH über das Verhalten Irenes, zu unterbinden: der Verwaltungsrat war längst schon vom Landeshauptmann zusammengestellt worden, ohne das er irgend eine wie auch immer geartete Befugnis dazu gehabt hätte; das Statut, welches die Gründungsmitglieder auch abgesegnet haben, war nie öffentlich diskutiert worden (es ist vom Apparatschik der Landesregierung im Vergleich zum Entwurf der Eurak im Bereich der Demokratie der uniinternen Entscheidungsprozesse auf eine Mindestmaß zurückgestutzt worden) - kurz um: die schlimmsten Befürchtungen sind übertroffen worden, eine demokratiepolitischer Super-GAU.

Durnwalder hat in Bezug auf die SH riskiert - und er hat gewonnen. Er hat riskiert, daß die SH-Vertreterin nicht hingeht, und er hat riskiert, daß die SH-Vertreter-



VERMITTLUNG ist angesagt, wenn in einer Familie nur mehr gebrüllt wird. Denn der nächste Schritt ist leider nicht selten brutale Gewalt.

Foto: Döhren

rin hingeht, und schlicht und einfach sagt: So nicht! Ohne meine Enttäuschung darüber verbergen zu wollen, daß das erste Mal, als die SH entscheiden mußte, einen formellen Schritt zu machen oder nicht zu machen, mein Rat nicht gefragt war, glaube ich, daß der Schritt Ironies (über den sie so glücklich schließlich wohl auch nicht war) für die SH Anfaß sein sollte, grundsätzlich über die Uni und über die Rolle der SH zu diskutieren. Und dabei meine ich jene StudentInnen, die in den nächsten Jahren in der SH Verantwortung übernehmen wollen.

Die Uni besteht jetzt zwar auf dem Papier, aber der Zug ist noch nicht abgefahren. Das Thema der studentischen Mitbestimmung ist z.B. kein Thema für die Herren Machtpolitiker, wohl aber das Thema der SH. Außerdem hoffe ich, daß die SH ihre Rolle im gesellschaftlichen und kulturellen Leben Südtirols weiterhin spielt.

Bevor die SH sich aber mit diesen Aufgaben befassen wird, muß sie grundsätzlich klären, ob sie die Lust und die Kraft hat, sich gegenüber den Regierenden und Verwaltenden in diesem Lande als unabhängige und antagonistische StudentInnengewerkschaft zu behaupten, oder ob sie lieber auf Kurs geht, brav wird und so zwar ein streßfreies Dasein fristet, aber ihre gesellschaftliche Funktion verliert. Das klingt euch sicher nach Schwarz-Weiß-Malerei, nach ideologischer Verbohrung. Ich habe aber in meinen SH-Jahren einen schleichenden Prozeß hin zu einer immer braveren und angepaßteren SH bemerkt, einer SH, die zwar ein bißchen aufmüßig sein darf, die aber den Grundkonsens über die Kulturpolitik der SVP nicht in Frage stellen darf.

In der Frage der Studentitelerkennung und in der MaturantInnenberatung hat das Land die SH versucht auszuhöhlen. Als ich noch im Vorstandskollektiv war, hat man/frau etwa darüber diskutiert, ob die SH solche Dienste exklusiv vom Land im Rahmen einer Konvention (= 100% Finanzierung für diese Bereiche) auf Zeit überantwortet bekommt, weil wir es besser und billiger machen können. Solche paritätischen Verhandlungspositionen hätten die Politiker aber nicht verdaut, obwohl der Vorschlag aus den Reihen der eigenen Beamten gekommen ist. Nein, statt dessen eine zwar großzügige Beitragsfinanzierung, die aber wegen der Eigenfinanzierungsquote die SH bald zu einem hundsgemeinen Verein verkommen läßt, wo wohl auch nächstens Bälle und Tombolas veranstaltet werden müssen, um finanziell überleben zu können.

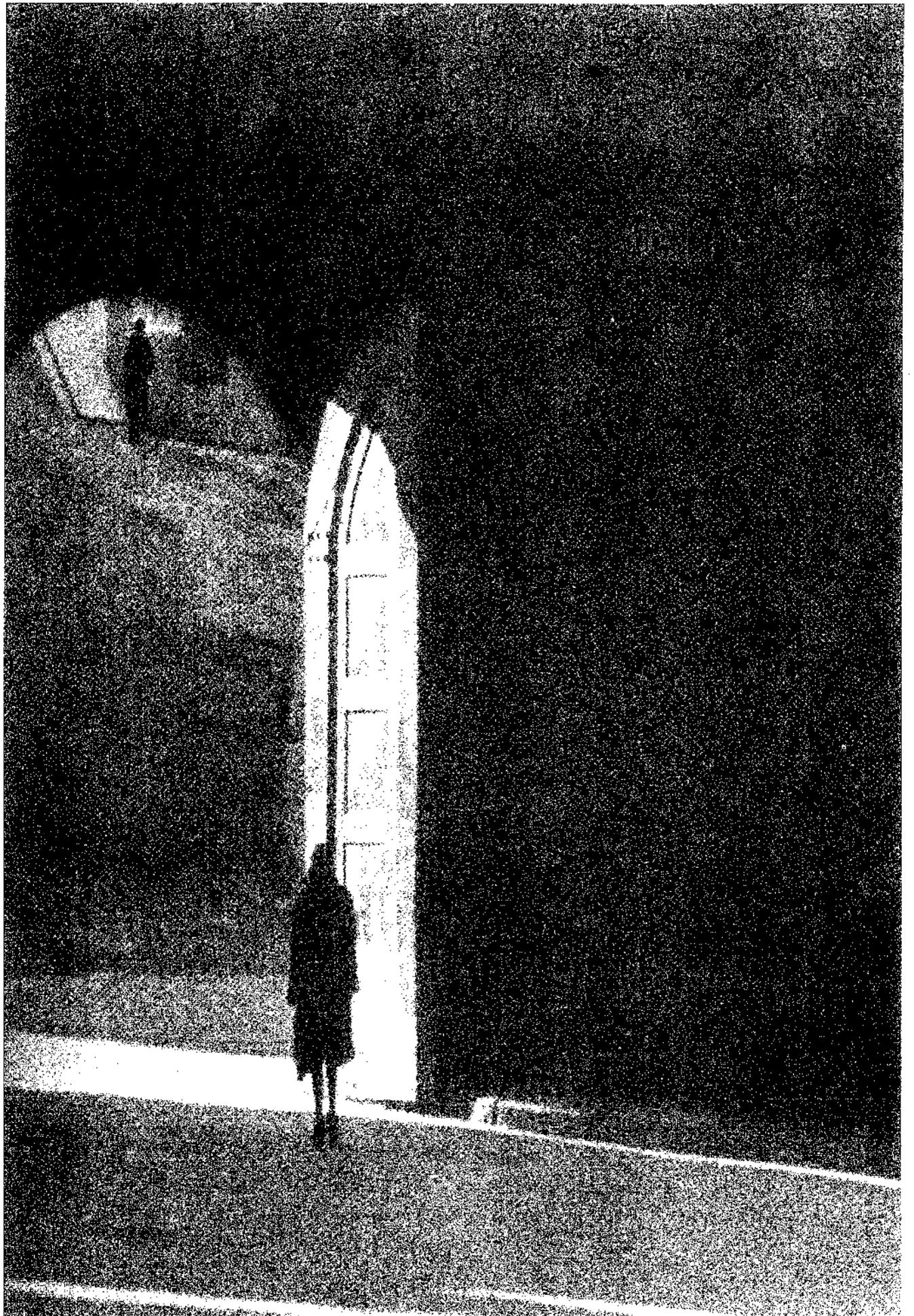
Extrem finde ich die Einmischung seitens der Landesverwaltung in interne Angelegenheiten der SH. Das Land kann meines Erachtens entscheiden, der SH 400, 500 oder 600 Millionen jährlich zu geben. Nicht aber darf es Einfluß nehmen, ob wir eine volkstümliche Musikgruppe oder eine Afroband zu einem SH-Fest ein-

laden. Solche "Kritik" von oben hat es gegeben, nur die Öffentlichkeit hat's nicht mitbekommen. Auch kann es nicht sein, daß der Hochschulbeirat entscheidet, wo die SH ihre Buden zuzusperren hat oder in welchen Bereichen sie aktiv Kulturpolitik betreibt. Der Hochschulbeirat ist ein typisches Südtiroler Beispiel, wie durch ein verbürokratisiertes Organ die effektiven InteressensvertreterInnen, in diesem Fall wir, schon in der fachlichen Entscheidungsebene in die Minderheit versetzt werden, um den PolitikerInnen, die die grundsätzlichen Entscheidungen längst getroffen haben, als Alibi zu dienen.

Die SH hat in den letzten Jahrzehnten viel bewegen können. Viele Menschen in Südtirol verbinden z.B. mit Recht die SH auch mit ihrer gar nicht so alten feministischen Tradition. Ich frage mich aber schon, ob eine SH, die sich weiter so entwickeln würde, wie ich es ihr nicht wünsche, ob so eine SH noch imstande wäre, ein Thema mit ähnlicher Brisanz in Südtirol so erfolgreich zu initiieren.

Zum Schluß der Hammer (für mich ist es ein solcher): Die SH hat einen offiziellen Vertreter in den Kulturausschuß der SVP entsandt. Daß die SVP den Unterschied zwischen Partei und Verwaltung nicht schnellt, ist nach über fünfzig Jahren absoluter Mehrheit noch zu verstehen. Die SH sollte aber zumindest so weit von der SVP weg sein, daß sie den Unterschied sieht. Ich gestehe - ich war selbst einige Male in diesem Ausschuß, aber nur weil Dr. Schmidl, ebenfalls kein Mitglied, zum Tagesordnungspunkt "Uni" vor der versammelten SVP-Kultur-Runde referierte und man/frau dem Landesrat vor eben der Runde kritische Fragen stellen konnten, ohne daß dieser sich vor den Seinen blamieren wollte. Nunmehr hat aber die SH einen offiziellen Vertreter emannt (braucht dieser dann auch das entsprechende Parteibuch?), der gemäß dem der Sammelpartei entsprechenden Ständedenken die StudentInnenschaft, äh Studentenschaft vertritt. Es geht nicht mehr um die Frage, mit wem man/frau Gespräche führt, sondern bei wem man/frau integrierender Bestandteil des Systems ist. Wenn das "pragmatisch" ist, dann bin ich lieber "ideologisch".

Also, liebe SH-lerInnen, macht euch ein paar Gedanken, diskutiert und streitet ordentlich (Zitat von Markus Mascelli: "Mir hom wenigstens no um die Kätz gstrieten, hait streiten sie gor nimmer"), und wenn ihr nicht mehr wißt, zu was es die SH noch braucht, diskutiert die Selbstauflösung. Solche Diskussionen sind oft auch ein Neubeginn!



REZENSIONEN

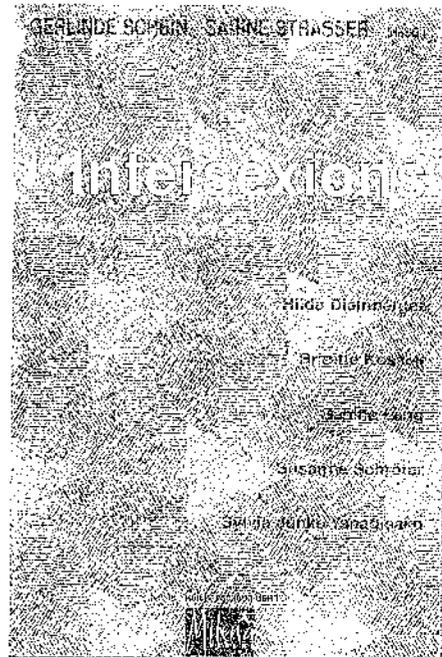


Listen up.
Voices from the next
feminist generation.
Edited by Barbara
Findlen. Seal Press.
Seattle 1995

"Some of us come to feminism because of abuse, harassment, eating disorders. I came to feminism because I hated shaving my legs."

Für viele junge Frauen ist Feminismus heute etwas Selbstverständliches geworden. Vielleicht nicht unter dem Begriff "Feminismus" oder als Beharren auf geschlechtergerechter Sprache, wohl aber in der Erwartung, gleich behandelt zu werden, wie die andere, immer noch dominierende Hälfte der Gesellschaft. Doch gerade diese "Selbstverständlichkeit" in den Erwartungshaltungen hat dazu geführt, daß der Feminismus in die Krise geraten ist. Viele glauben, daß schon alles erreicht worden sei und kein Kampf mehr nötig ist. Doch sich mit dem zufriedengeben, was erreicht worden ist, kann fatal sein. Die bisherige Praxis der Reduzierung aller Frauen auf ein Bild und ein Ziel ist überholt. Genau das zeigt "Listen up" auf, und zwar auf eine Art und Weise, die beweist, daß die Auseinandersetzung mit Feminismus nicht nur auf einen akademischen Kontext beschränkt ist, sondern auch im ganz "normalen" Alltagsleben passiert: „Listen up“ ist keine Anthologie von hochtheoretischen Essays, sondern eine Sammlung von Aufsätzen junger amerikanischer Frauen, die anhand ihrer eigenen Erfahrungen und Geschichten zeigen, wie der Feminismus heute verstanden werden kann.

Ute Hölzl



Gerlinde Schein/Strasser, Sabine
(Hg.):
Intersexions.
Feministische Anthropologie zu
Geschlecht, Kultur und Sexualität.
Wien, Milena Verlag, 1997

Anthropologie wurde bisher vor allem aus westlicher Sicht gemacht. Auch die feministische Anthropologie konnte sich diesem Vorwurf nur schwer entziehen. Das Festhalten an Dichotomien wie Mann/Frau, self/other hat dazu geführt, daß von westlichen weißen Wissenschaftlerinnen und Forscherinnen eine homogene "Dritte-Welt-Frau" in der Tradition des "distinctive other" geschaffen wurde. Ausgegangen wurde dabei von einer zweifachen Differenz: einer geschlechtlichen und kulturellen. Doch diese Reduktion auf zwei Kategorien läßt außer acht, daß es bei der Konstruktion von Geschlechteridentitäten auch noch andere

wichtige Einflüsse und Unterscheidungen gibt. "Rassische", ethnische, sexuelle, herkunftsspezifische, klassenspezifische, religiöse und andere Differenzen sind für die Konstruktion von Identitäten ebenso wichtig, denn ohne eine Berücksichtigung der verschiedenen geschichtlichen, geographischen und gesellschaftlichen Kontexte ist es unmöglich zu differenzieren. Der Begriff Gender ist in der Forschung dezentralisiert worden, aber nicht im Austausch mit einer anderen Kategorie, sondern zugunsten von Überschneidungen und Differenzen. Es ist nicht mehr die primäre und zentrale Kategorie, sondern eine unter vielen, die wiederum dazu beitragen, die Kategorie Gender zu definieren. Die Autorinnen zeigen in ihren Beiträgen, wie sich die Neubewertung der Begrifflichkeit in der Genderdiskussion auf konkrete Forschungsprojekte auswirkt. Dabei herrschen durchaus divergierende Ansichten über die theoretischen Konzepte, so z.B. die Frage, ob und inwiefern die Trennung zwischen „sex“ und „gender“ noch zulässig und erkenntnisbringend ist. Sabine Lang argumentiert in ihrem Artikel für eine Trennung von sex und gender, während Brigitte Kossek und Sylvia Junko Yanagisako die Konstruiertheit des Konzepts betonen und vor Naturalisierungen warnen und Susanne Schröter durchaus eine Verbindung von sex und gender sieht, da es Fortpflanzung, die als Ausgangspunkt für gender-Konstruktionen gelte, in jeder Gesellschaft gibt. Gerade diese Uneinheitlichkeit in der Theorierezeption ist ausschlaggebend dafür, daß 'Intersexions' auch für Nicht-AnthropologInnen spannend zu lesen ist. Ute Hölzl

Marco Santambrogio

„Chi ha paura del numero chiuso?“

Dialogo tra un professore e una studentessa sullo stato dell'università, la competizione e la giustizia

Saggi tascabili Laterza, 1997

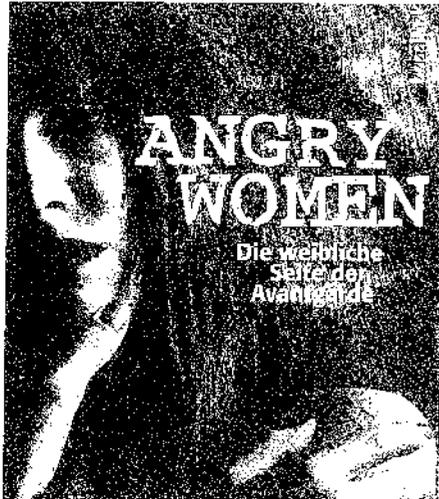
Il saggio di Marco Santambrogio, professore di filosofia del linguaggio all' università di Cagliari, si presenta come un dialogo aperto tra una giovane studente e un professore, sulla condizione in cui versa l'università italiana. Questo libretto si propone già dal titolo di affrontare il problema del numero chiuso nelle università. Il nostro professore cerca di portare il lettore a vedere i lati positivi anche se accusa esplicitamente il cattivo impiego fatto in Italia. Denuncia soprattutto le ingiustizie a cui sono sottoposti gli studenti e non solo, di segnalare con dati statistici quelle disparità sociali che non vengono colmate nemmeno da chi ne ha previsto le modalità risolutive. L'articolo 34 della costituzione italiana dice in alcuni suoi passi che: *I capaci e i meritevoli, anche se privi di mezzi, hanno diritto di raggiungere i gradi più alti degli studi. La Repubblica rende effettivo questo diritto con borse di studio, assegni alle famiglie e altre provvidenze, che devono essere attribuite per concorso.* Mentre sfogliamo velocemente le 156 pagine ci colpisce che dieci studenti universitari su sette non arrivano alla laurea e sui tre rimasti uno solo si laurea senza andare fuori corso.

Un altro dato importante è che mantenere le tasse universitarie per poco più di un milione, quando il servizio ne costa sette al contribuente e serve soprattutto ai ceti medio-alti vuol dire rubare ai poveri

per dare ai ricchi. Cruciale è però il discorso intorno al numero chiuso che avrebbe la funzione principale di evitare la paralisi del sovrappollamento in certe università ma che risulterebbe impossibile dato che il numero degli iscritti è inferiore rispetto alla popolazione giovanile italiana. Il discorso si spinge fino alle modalità e ai principi utilizzati per realizzare i questionari di ammissione affermando che non è ovvio che gli esami di ammissione debbano valutare prevalentemente le conoscenze particolari e non piuttosto le capacità e attitudini allo studio e alla ricerca scientifica. Si denuncia perfino l'assurda abitudine che vige in alcune sedi universitarie di affidare la compilazione dei test di ammissione ad agenzie private, sottolineando il fatto che i professori sono pagati per quel compito e che dovrebbe essere loro interesse valutare in prima persona i propri potenziali studenti. A questo punto il professore incalza proponendo ironicamente che si potrebbe affidare alle stesse agenzie esterne gli esami di profitto e quelli di laurea.

È un libro che si legge con molta velocità e con interesse e anche se le tesi e le soluzioni ai problemi del nostro professore restano spesso inattuabili resta il dubbio di una loro vicina materializzazione in questo ampio dibattito.

Alessandro Contino



Andrea Juno versammelt in ihrem Buch 12 Interviews von Künstlerinnen aus dem Musik-, Performance- und Literatur-Bereich. Die einbändige deutsche Ausgabe des im amerikanischen Original drei Bände umfassenden Werks enthält (leider) nur eine Auswahl der von Andrea Juno geführten Interviews. Es ist schade, daß etwa Kim Gordon von Sonic Youth, die afro-amerikanische Feministin Bell Hooks oder die Band Team Dresch nicht in diese Auswahl aufgenommen worden sind.

Rockmusik ist immer schon als Musik der AussenseiterInnen verstanden worden. Sie bietet die Möglichkeit, etwas auszudrücken, was gesellschaftlich nicht toleriert wird. Obwohl das Musikgeschäft nicht weniger sexistisch und machistisch ist, als andere Gesellschaftsbereiche, bietet die Musik, vor allem seit dem Aufkommen des Punk, Platz für andere Ausdrucksformen und für andere Inhalte. So ist es kein Wunder, daß sich alternative Strukturen entwickelt haben: alternative Labels, Medien und Kommunikationswege, in denen es Frauen und Homosexuellen möglich war, sich eine neue, eigene Öffentlichkeit zu schaffen. Neue Themen fanden Einzug in die Rockmusik und in die Kunst: die sozialkritische Auseinandersetzung mit sexuellen Vorlieben, AIDS, sexueller und wirtschaftlicher Ausbeutung von Frau-

Andrea Juno

Angry Women.

Die weibliche Seite der Avantgarde.
Hanibal Verlag, St. Andrä-Wöders 1997

en u.v.m.. Allen im Buch vorgestellten Künstlerinnen ist eines gemeinsam: Sie bewegen sich außerhalb des Mainstreams, thematisieren Persönliches und versuchen die Strukturen, in denen sie gefangen sind, aufzudecken und bloßzustellen, das Persönliche zum Teil des Ganzen zu machen.

Dominantes Thema im Wirken der Künstlerinnen ist sexueller Mißbrauch und die alltägliche Gewalt gegen Frauen. Ein anderes dominantes Thema ist das Verhältnis Frauen/Körper. Frauen werden in der Gesellschaft aus männlicher Sicht idealisiert, mystifiziert oder auf ihren Körper reduziert, zum Objekt gemacht. Daher ist es wichtig, daß sie ihren eigenen Körper zurückzuerobern. Valie Export durch ihr Tapp und Tast Kino oder Annie Sprinkle durch ihre Performances, wo sie ihre Cervix dem Publikum zeigt, geben durch die öffentliche Zurschaustellung ihrem Körper einen neuen Sinn. Es sind

nun nicht mehr die Männer (oder die Gesellschaft), die die Macht über den weiblichen Körper ausüben, sondern es sind die Frauen, die selbstbestimmt über ihren Körper entscheiden.

Alle Interviews sind sehr persönlich geführt und gehen weit über eine Werkschau hinaus. Jede der Interviewten spricht über ihren eigenen Werdegang, über die Probleme, die sie damit gehabt hat, sich in einer männlich und heterosexuell dominierten Musik/Kunstwelt durchzusetzen, aber auch über die Dinge, die sie selbst am meisten interessieren oder ihnen am Herzen liegen. Indem Juno sich nicht in die Rolle der Interviewerin zurückzieht, sondern auf die Inhalte eingeht und auch sich selbst als Person in die Gespräche einbringt, schafft sie es, das Buch in einem persönlichen Stil zu halten. Juno führt kein Frage-Antwortspiel durch, sondern versucht ein Gespräch zu führen.

Ute Hölzl

Rezeptionen

Doris Lessing

SOTTO LA PELLE

La mia autobiografia

1° volume, Feltrinelli, Milano 1997, Lire 40.000

Doris Lessing, nata in Persia da genitori britannici, continua a portare il cognome tedesco avuto dal secondo marito discendente da una famiglia che aveva fatto fortuna nella S. Pietroburgo degli zar e che, tornata in Germania dopo la rivoluzione d'ottobre, era incorsa nelle persecuzioni razziali hitleriane. Quando Doris conobbe Gottfried Lessing a

Salisbury, capitale della Rhodesia del Sud (oggi Zimbabwe), ella si era appena separata dal suo primo marito. Si sposarono nel 1943, soprattutto per dare a Gottfried la possibilità di avere la cittadinanza britannica, con il patto che, una volta passata l'emergenza della guerra, si sarebbero lasciati. E infatti così avvenne una decina d'anni dopo quando Gottfried lasciò Londra per

Recensioni

Berlino e diventò un alto funzionario della Repubblica Democratica Tedesca.

Negli anni 1990-1994 Doris Lessing scrisse il suo primo volume di memorie sui primi trent'anni di vita (1919-1949) che ora ha visto anche un'edizione italiana. È difficile voler riassumere la ricchezza di impressioni, riflessioni e riferimenti di vario genere contenuta in questo libro. Ne possiamo ricavare per esempio stupefacenti indicazioni storiche che è difficile trovare nei libri di storia: la Grande Guerra del 1914-18 costò la vita a dieci milioni di persone circa - la grande epidemia di influenza del 1919 (quella spagnola) provocò, nella popolazione affamata e indebolita dalla guerra, 29 milioni di morti.

La narrazione della sua adolescenza ci presenta i retroscena di un Africa rurale che oggi è quasi scomparsa: i coloni britannici che conducono spesso una vita faticosa e poco soddisfacente, i rapporti bizzarri con la servitù indigena, la rigogliosa natura in un mondo ancora incontaminato. Riconosciamo in suo padre quella figura disperata che per sfuggire alle ristrettezze economiche della sua fattoria va, con la classica bacchetta da raddomante, a sondare il terreno in cerca di una miniera d'oro o di diamanti.

Ma non sono queste le cose che ci possono interessare di più - le conosciamo in abbondanza dai romanzi e dai racconti della Lessing. Ciò che ci presenta la scrittrice in queste memorie è la crescita di una bambina, la formazione culturale e spirituale in un mondo che non offre molte possibilità di vita sociale e che è fatta perciò in primo luogo di sterminate letture. Ci parla dei contatti con altre famiglie di coloni.

Degli anni passati in collegio. Del periodo trascorso nella casa di una signora di vaste esperienze che accoglie generosamente la gente più disparata in cerca di rimedio ai propri malesseri fisici e spirituali.

La vicinanza alla natura le dà l'immediatezza di percezione della vita degli animali e delle piante. Con la stessa naturalezza riesce poi a parlarci della vita familiare e dei rapporti con altre persone come anche del proprio mondo interiore. Così ci presenta vari aspetti dei rapporti con il padre che non riesce a superare la drammatica esperienza di guerra, con la madre che anche nelle situazioni meno adatte vorrebbe salvare le apparenze di uno stile di vita da famiglia borghese britannica. Con altrettanta naturalezza ci espone la propria vita intima. Molto toccante risulta a questo proposito l'esperienza di madre (due figli dal primo marito, uno da Gottfried Lessing) e di moglie. Oppure la storia d'amore vissuta durante un soggiorno in Sudafrica quando era già incinta del terzo figlio. Chi ha vissuto o conosce i dibattiti e le teorizzazioni femministe dei decenni successivi trova qui riscontri assai stimolanti.

Gli anni più movimentati di questa prima parte della Lessing sono quelli della guerra. Doris Lessing, poco più che ventenne, frequenta un gruppo di attivisti che si può considerare un nucleo di agitazione comunista. La situazione della Rhodesia di allora non si prestava alla fondazione di un partito. Frequenti sono i contatti con i giovani piloti della RAF che ricevevano in un accampamento vicino a Salisbury il loro addestramento prima di essere impiegati in azioni di guerra. Le aspirazioni politiche, le teorizzazioni ideologiche, il confronto all'interno del gruppo e con il

mondo politico e culturale locale ci vengono presentati molto dettagliatamente. La Lessing sottolinea l'insensatezza dei propri obiettivi e la falsità di certe teorizzazioni moscovite, ma punta il dito anche sull'atteggiamento razzista e sull'ipocrisia dei rappresentanti della classe dominante britannica nelle colonie. Sono, queste, pagine assai interessanti per capire un pezzo di storia e un aspetto del periodo di guerra a noi poco familiari.

Doris si guadagnava allora il pane lavorando come dattilografa nello studio di un avvocato, mentre per Gottfried, come rifugiato, era molto difficile trovare un lavoro. Alla fine si vede miseramente remunerato il suo servizio di consulente per uno studio legale che grazie al suo impegno e alle sue capacità si trasforma da sgangherato studiolo in studio di successo.

Poi, e qui si conclude la prima parte delle memorie, il grande cambiamento: dopo lunghe attese si trova un passaggio su una nave per Londra. Non finiscono comunque le ristrettezze e le difficoltà economiche. La Londra di quegli anni si sta appena riprendendo dalle ferite riportate nella guerra e non è certo opulenta. Considerando questa vita fatta di molta fatica e di stenti la Lessing ci rivela con un filo di autocompiacimento che questi stenti l'hanno salvata come scrittrice: la necessità di dover scrivere per guadagnarsi da vivere, e soprattutto per tirare su l'ultimo figlioletto, l'ha portata infine al successo. Se avesse avuto la possibilità di frequentare i salotti letterari londinesi sicuramente la sua vena creativa si sarebbe ben presto esaurita. Aspettiamo con curiosità le prossime puntate di questa autobiografia.

Hubert Gasser



Leo Hillebrand
**Medienmacht &
 Volkstumspolitik**
 Michael Gamper und der Athesia-Verlag,
 Innsbruck-Wien, Studienverlag 96, 155 S.

Wenn jemand in Südtirol bestehende Machtverhältnisse in Frage stellt oder an die lokalen Mythen kratzt, so wird er/sie in der Regel weniger einer sachlichen Kritik unterzogen als vielmehr durch Verschweigen einem öffentlichen Diskurs vor-enthalten.

Dies gilt jedenfalls auch für Leo Hillebrand. Seine Biographie Michael Gamper deckt endlich jene Seiten des Kanonikus auf, die viele allzu gerne in das Reich der Vergessenheit verbannt sehen würden.

Hillebrand zeigt die antisemitische Einstellung Gamper's - eine Position, welche von vielen anderen katholischen und konservativen Klerikern nach dem Ersten Weltkrieg eingenommen wurde. So führte der Kanonikus etwa die soziale und wirtschaftliche Krise des Nachkriegsitalien lediglich auf die Natur der Italiener bzw. auf den Einfluß der Juden auf den italienischen Staat zurück. Hillebrand zitiert diesbezüglich Gamper's Ausführungen in Artikeln, die beispielsweise im Volksboten von 1921 erschienen sind: "Gerne läßt er [gemeint ist der Italiener - Anm.] sich zum Niederlegen der Arbeit, zum Streik, verleiten. Leicht läßt er sich auch zu Aufruhr und Empörung aufhetzen, die bald da, bald dort in Italien emporlodern und dem ganzen Wirtschaftsleben den Charakter des Unsicheren verleihen." (S. 40). Zudem sei "das ganze wirtschaftlich-finanzielle Leben in Italien unter das

jüdische Gebiß gekommen...". "Die Juden hätten bereits das Geld in ihren Händen - führt Hillebrand weiter aus - und würden immer mehr auch die politische Macht an sich reißen. Über den Bolschewismus und die Kontrolle der Medien 'wird das jüdische Gift durch tausende und tausende von Kanälen in das italienische Geistesleben geleitet (Gamper führt verschiedene 'echte Rassejuden' aus Italiens geistiger und politischer Elite an), bis auch dieser Volkskörper durch und durch vergiftet zusammenbrechen wird.'" (S. 41). Es handelt sich dabei um unbekannte bzw. im Wesentlichen verdrängte Seiten jenes Mannes, der in weiten Teilen der Südtiroler Gesellschaft eine Vorbildfunktion inne hat.

Die journalistischen Angriffe Gamper's richteten sich aber genauso gegen die Freimaurerei, der er "christentumsfeindliche und umstürzlerische" Ziele nachsagte.

Auch in der Beurteilung des Faschismus verfolgte Kanonikus Gamper dieselbe Linie wie viele seiner konservativ-nationalen Zeitgenossen. Er kritisierte den italienischen Totalitarismus wegen seiner Politik in Südtirol heftig, war aber zugleich wegen der hierarchischen Gesellschaftsvorstellung und aufgrund des radikal-militanten Antikommunismus des italienischen Faschismus von diesem fasziniert. Hillebrand zitiert aus dem "Volksboten" von 1922 Michael Gamper: "[Die Faschisten hätten den italienischen Sieg durch Bolschewiken und Sozialdemokraten] "bemakelt" [gesehen und es für eine Schande gehalten,] daß eine Partei das Land im Banne hält, der der Name Vaterland und Nation

nichts gilt, sondern nur die Partei, die internationale, die nicht Landsleute kennt, sondern nur Klassengenossen usw. Und diese Männer, Faschisten genannt, wollten nun den italienischen Namen, die Ehre Italiens, den Stolz auf den Sieg usw. wieder zu Ehren bringen (...). Das ganze Land war vom nationalen Gedanken in Flammen gesetzt, das ist es auch, was zur Nachahmung dieser Bewegung in anderen Ländern lockt. Enthalten diese Erscheinungen nicht auch für uns Deutsche eine beherzigenswerte Lehre?" (S.46).

In der Person des Kanonikus vereinten sich ein religiöser Antisemitismus (den er mit anderen katholischen Priestern teilte), ein radikaler Antikommunismus und eine deutschnationale Gesinnung. Es ist also nicht verwunderlich, wenn Kanonikus Gamper eine gewisse Sympathie für das nationalsozialistische Deutschland hegte, gerade deshalb aber in Südtirol auf Widerstand innerhalb des niedrigen Klerus stieß. Umso mehr fand er Unterstützung bei der Brixner Kurie. Als Präsident und Patriarch der Verlagsanstalt Athesia (ehemals Vogelweider-Vorlag) konnte er großen meinungsbildenden Einfluß auf die Südtiroler Gesellschaft nehmen und diese an die deutschnationalen Ideen näher bringen. Diese Verbindung Religion-Politik hat Gamper auch nach 1945 weiterhin gefördert und sie in die neue Athesia-Führung weiter tradiert.

Hillebrand's Gamper-Biographie ist ein Buch, das mit einem "endlich!" begrüßt wird. Es ist ein Buch, daß einen Mythos entzaubert, ihn aus Freude an der Wahrheit bloß legt, ein Stück Südtiroler Geschichte neu schreibt, abseits von jedem ideologischen Interesse.

David Augscheller





... andemo a iscriverse
a l'università de Bolzan